Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

I. Band.

Wien 1861.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

Börse und Leben.

Roman

von

August Schrader.

Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

I. Band.

Wien 1861.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/drfeundlebenorig341schr

RBR
Jantz
#203
bd. 1

Erstes Kapitel.

Die barmherzigen Schwestern.

Der Winter des Jahres 18— war anhaltend und streng. Noch in den ersten Tagen des März kreischte der Schnee unter den Füßen. Es war gegen Mittag am dritten genannten Monats, als ein eleganter Wagen durch die mit Schnee bedeckten Straßen Köln's fuhr. Der Kutscher saß wie eine Statue, dicht in seinen großen Pelz gehüllt, auf dem Bocke. Auf dem Hintersitze des Wagens befand sich ein reich gallonirter Diener. Im raschen Trabe bog dieser Wagen in eine enge, schmutzige Gasse und hielt vor einem drei Stock hohen schmalen Hause an. Zwei tief verschleierte Damen stiegen aus. Feine Pelzmäntel hüllten die schlanken Frauengestalten ein, die nach der Nummer des Hauses sahen, und, nachdem der Diener die Thür geöffnet, verschwanden.

Der prachtvolle Wagen vor einem elenden Hause der schmutzigen Gasse mußte mit Recht eine ungewöhn-

liche Aufmerksamkeit erregen, zumal da er eine nie gesehene Erscheinung war; der Kutscher und der Bediente lächelten über die Köpfe der Neugierigen, die rasch aus den Fenstern fuhren und trotz der Kälte verwundert herabglotzten. Bald auch hatte sich eine Gruppe von Frauen und Kindern in der Straße versammelt, welche Wagen, Pferde und Bedienung in der Nähe sehen wollten. Mangel und Elend waren in allen Gesichtern zu lesen. Die ärmsten Leute wohnten in dieser Straße.

„Was bedeutet denn das?“ fragte ein zerlumptes altes Weib einen Mann, der eine blaue Blouse trug und aus einer kurzen Thonpfeife rauchte. „Hat denn Mutter Bielitz so vornehme Bekanntschaften?“

„Es muß Jemand im Hause krank sein; dieser Wagen wird einen Arzt gebracht haben,“ meinte der Gefragte.

„Einen Arzt? Nein, zwei vornehme Damen sind ausgestiegen.“

„Vornehme Damen?“

„Ich habe sie in das Haus gehen sehen. Beide hatten sich fest verschleiert und trugen kostbare Atlasmäntel mit Pelz.“

„Dann freilich ist es kein Doktorwagen.“

Ein anderer Mann war stehen geblieben, und hatte diese Unterhaltung gehört.

„Das ist ja die Equipage des reichen Banquiers Kaiser!“ murmelte er. „Richtig, der bärtige Valentin

sitzt auf dem Bocke, und dort steht der schwülstige Friedrich, der Bediente. Ich kenne Beide vom Militär her, wir dienten in einer Kompagnie."

„Du kennst sie?" fragte der Mann im Kittel.

„Ganz genau. Was für schöne warme Pelze die Faulenzer tragen, damit sie bei ihrer anstrengenden Arbeit ja nicht frieren. Da stehen sie, und gaffen sich einander an. Ich kann es trotz meiner Anstrengung nicht einmal dahin bringen, mir einen anständigen Rock zu schaffen."

„Hätte ich nur eine von den Pferdedecken auf das Lager meiner Kinder!" sagte seufzend die Frau, die in ihren Lumpen am ganzen Körper zitterte.

„Das Vieh der Reichen hat es besser, wie die Kinder armer Leute!" sagte der Mann. „Es wäre ja ein Jammer, wenn sich die Pferde erkälteten. Ich will doch einmal sehen, ob mich der schmächtige Friedrich, wie er bei der Kompagnie genannt wurde, noch kennt."

Er trat dem Bedienten, der sich mit dem Kutscher unterhielt, näher.

„Guten Tag, Friedrich!" sagte freundlich der arme Mann.

Der Bediente sah ihn einen Augenblick an, und erwiederte nachlässig den Gruß, indem er seinen Pelz fester anzog.

„Du erkennst mich wohl nicht, Friedrich?"

„Nein!" war die Antwort.

„O, ich glaube es wohl; in der Uniform sah ich besser aus, als in meinen zerlumpten Rock.“

„In der Uniform?“

„Ich bin ja Peter Gallas, dein früherer Kamerad. Ja, ja, die Zeiten haben sich geändert!

„Peter Gallas!“ sagte Friedrich vornehm. „Ganz recht, ich erinnere mich dieses Namens.“

„Bei dem letzten Manöver lagen wir in Einem Zelte.“

„Ja, Freund, es ist wohl möglich!“ rief Friedrich lachend. „Ich habe viel Kameraden gehabt, und mich ihrer alle zu erinnern, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Kam doch neulich der Feldwebel —

„Der Feldwebel Böse?“

„Ja, der strenge Böse.

„Was wollte er denn?“ fragte Peter Gallas, indem er neugierig näher trat.

„Ich sollte mich bei meinem Herrn verwenden, daß er ein Darlehen von hundert Thalern bekäme. Böse ist nämlich bei einer gewissen Gelegenheit von dem Regimente abgegangen, und hat, ich weiß nicht was für ein Geschäft, gegründet. Aber so geht es: wenn dem Esel zu wohl wird, läuft er auf's Eis und bricht ein Bein. Ich hätte viel zu thun, wenn ich mich für Jeden, den ich einmal gesehen habe, verwenden wollte. Mein Herr würde mich schön anlassen! So wie man in dieses Lumpen-Viertel kommt,“ rief er ärgerlich dem Kutscher zu, „macht man unangenehme Bekanntschaften!“

„Du bist ja ein prächtiger Kerl geworden!“ sagte Peter Gallas. „Mir fällt es nicht ein, Dich um Etwas zu bitten. So lange ich noch arbeiten kann, werde ich auch Brot für meine Kinder erwerben. Sieh' nur wie stolz Dich der Rock macht, den Du nicht bezahlt hast. Ich trage zwar einen abgeschabten Rock, aber ich habe ihn ehrlich verdient. Brüste Dich nur in deiner Livree wie ein Truthahn, ein elender Tropf bleibst Du doch. Sind das Menschen!“

Peter Gallas wandte dem Bedienten verachtend den Rücken, ging noch zwanzig Schritte die Straße hinab und verschwand in einem der elenden Häuser. Der schmächtige Friedrich stampfte mit den Füßen, sah nach der Uhr und rief dem Kutscher zu:

„Madame hält sich lange auf in der Baracke!“

Wenden wir uns jetzt zu den beiden Damen, die drei schmale, finstere Treppen hinangestiegen sind und auf einem engen Vorplatze, der zugleich als Küche dient, mit einer alten Frau sprechen.

„Wie also heißt die kranke Frau, die bei Ihnen wohnt?“ fragte die ältere der Damen, nachdem sie ihren Schleier zurückgeworfen hatte.

„Madame Seltenau,“ war die Antwort.

„Und Doktor Friedland ist ihr Arzt?“

„Ja, Madame. Der gute Herr hat der Kranken schon manche Unterstützung zufließen lassen, hätten wir ihn nicht gehabt, wir würden an dem Nöthigsten Mangel gelitten haben.“

„Wie lange wohnt Madame Seltenau bei Ihnen?“

„Es sind vor einigen Tagen acht Wochen gewesen, ganz recht, am vorigen Sonntag.“

„Wissen Sie etwas Näheres über die Kranke?“

„Nein, Madame; ich weiß nur, daß sie eine herzensgute, aber blutarme Frau ist, die mehr wie jede andere verdient, daß man sie unterstützt. Ich bin die Besitzerin dieses Hauses und habe schon mehr gethan, als meine Verhältnisse erlauben.“

„Wie ist die Kranke zu Ihnen gekommen? Wie haben Sie sie kennen gelernt?“ fuhr Madame Kaiser fort, denn diese war die Sprecherin.

„Ich hatte die Vermiethung eines Stübchens und einer Kammer durch das Aushängen eines Täfelchens angekündigt, wie in unserm Stadtviertel Sitte ist. Dieses Täfelchen mußte ein junger Mann gelesen haben, der zu mir kam, die Wohnung ansah, und nach dem Preise derselben fragte. Alles schien ihm zu konveniren, er miethete für seine Frau, wie er sagte, und zahlte auf zwei Monate den Zins voraus. Da der junge Mann sehr anständig gekleidet war und durch sein Benehmen eine gute Herkunft verrieth, so fragte ich nach seinem Namen — denselben Nachmittag zog Madame Seltenau ein; ihren Mann habe ich nie wiedergesehen, auch habe ich nicht bemerkt, daß ein Brief oder ein Bote von ihm angekommen ist. Vierzehn Tage nach ihrem Einzuge schenkte Madame Seltenau der Welt ein

liebliches Töchterlein. Der vermehrte Kostenaufwand bei dieser Gelegenheit erschöpfte die schwache Kasse der armen Frau rascher, als sie geglaubt — sie wandte sich an mich, und ich unterstützte sie nach Kräften. Ach, es wäre Alles noch ganz gut gewesen, wenn sie nur nicht krank geworden wäre. Da wir keine Wärterin bezahlen konnten, habe ich Tag und Nacht bei ihr gewacht. Wahrlich, meine liebe Damen, die Kranke ist so herzensgut und trägt ihr Leiden mit einer so rührenden Ergebung, daß ich sie wie meine Tochter lieb gewonnen habe. Der Herr Doktor hat versprochen, sich bei mildthätigen Leuten für sie zu verwenden. Ob Madame Seltenau aus unserer Stadt ist, oder ob sie von einem andern Orte gekommen, weiß ich nicht; so oft ich sie um ihre Herkunft befragte, so oft brach sie in Thränen aus. Um sie nicht aufzuregen, habe ich diesen Gegenstand nie wieder berührt."

„Können wir die Kranke besuchen?" fragte die jüngere Dame.

„O ja, sie befindet sich heute besser als sonst."

„So führen Sie uns zu ihr."

Mutter Bielitz, eine dicke Frau von vielleicht fünfundfünfzig Jahren, wandte sich, und öffnete eine kleine Thür, die sich dicht hinter ihr befand.

„Madame Seltenau!" rief sie leise.

„Was wünschen Sie, Frau Bielitz? fragte eine sanfte Frauenstimme in dem Zimmer.

„Es sind zwei Damen angekommen, die Ihnen Besuch abzustatten wünschen. Sie können wohl eintreten, denn ich habe ja das Zimmer in Ordnung gebracht."

„Zwei Damen?" fragte im Tone höchster Ueberraschung die Kranke. „Mein Gott, ich bin so wenig auf einen Besuch vorbereitet."

„Treten Sie nur ein, meine verehrten Damen," sagte Mutter Bielitz, indem sie die Thür weit öffnete. „Sie kommen in ein Krankenstübchen und werden Nachsicht haben, wenn nicht Alles so ist, wie es sein soll, zumal im Winter bei einer solchen Kälte."

Die beiden Damen traten in das enge Stübchen, das nun völlig angefüllt war. Die Mittagssonne drang durch die mit Eisblumen bedeckten Fenster. Dem Fenster gegenüber stand ein weißes, reinliches Bett. Die Kranke saß halb aufgerichtet in den Kissen. Vor ihr auf der Decke lag ein eingewickeltes zartes Kind, das mit seinen hellen Augen die junge Mutter ansah. Ein Kaschmirshawl, der einst kostbar gewesen sein mußte, lag über dem Bette ausgebreitet. In Ermanglung von Schränken und Komoden sahman ein seidenes Kleid und einen seidenen mit Pelz gefütterten Mantel an Nägeln in der weißen Wand hängen. Auf einem Tischchen lag ein schwarzer Sammethut mit einem grünen Schleier. Diese Kleidungsstücke einer Dame vom Stande kontrastirten mit der armseligen Umgebung. Das Zimmergeräth war mehr als einfach. In dem schmutzigen Ofen,

der ohne Zweifel als Kochherd diente, brannte zwar ein Feuer, aber es war zu matt, als daß es die luftige Wohnung erwärmen konnte.

Die beiden Damen sahen überrascht die kranke Frau an, welche die dicke Wirthin Madame Seltenau genannt hatte. Sie mochte kaum zwanzig Jahre zählen. Wie wunderbar schön war ihr bleiches Gesicht! Aber diese Schönheit hatte so wenig einen irdischen Charakter, daß man den Kopf eines Engels zu sehen glaubte. Die junge Mutter war nicht mager, aber ihre Züge hatten eine unendliche Zartheit. Ihr großes dunkles Auge mit den langen schwarzen Wimpern schien von einem leichten Schleier überzogen zu sein, ohne daß es an Glanz verloren hatte. Der zarte Teint hatte jene durchsichtige Bläße, unter der man den Wiederschein einer inneren Flamme zu sehen wähnt. Durch die leicht gerötheten Lippen schimmerten schneeweiße kleine Zähne. Die Hände waren aristokratisch weiß und klein. An dem Goldfinger der linken Hand sah man einen einfachen Goldring. Das schwarzbraune Haar der Kranken schloß ein weißes Nachthäubchen mit schmalen Spitzen ein.

Bietet eine junge Mutter an und für sich einen reizenden, einen poetischen Anblick, so war es bei Madame Seltenau doppelt der Fall; ihre Jugend und Schönheit in dieser armseligen, derben Umgebung, in einem Dachstübchen des trostlosesten Stadtviertels, hatte

etwas unbeschreiblich Rührendes. Eine leichte Schamröthe überflog ihre Wangen, als sie die beiden Damen eintreten sah.

Madame Kaiser, die sonst so gewandte Sprecherin, fand nicht gleich Worte; sie starrte verwundert die Kranke einige Augenblicke an. Ihre Begleiterin schlug den Schleier zurück, und Frau Bielitz machte die Bemerkung, daß sie eine junge schöne Dame von sieben bis acht und zwanzig Jahren war.

„Liebe Frau," wandte sich die Gattin des reichen Banquiers, eine Dame von vielleicht fünf und dreißig Jahren, zu der Hausbesitzerin, „liebe Frau, ich bitte, lassen Sie uns einige Augenblicke mit der Kranken allein."

Mutter Bielitz rückte zwei Stühle, die einzigen in dem Zimmer, an das Bett, und entfernte sich. Die Kranke beobachtete mit einer Art Aengstlichkeit den vornehmen Besuch.

„Wir kommen von Seite des Frauenhilfsvereines," begann Madame Kaiser; „der Doktor Friedland hat die Güte gehabt, uns Ihre Lage zu schildern und Ihre Wohnung zu bezeichnen."

Die junge Mutter senkte die Blicke auf ihr freundliches Kind; zwei große Thränen rannen unter den schwarzen Wimpern hervor, die sie nicht trocknen konnte, da ihre Hände den Säugling hielten.

Madame Kaiser warf ihrer Begleiterin einen Blick der höchsten Verwunderung zu. Das Schweigen

und die Thränen der Kranken zeigten an, wie tief sie es fühlte, das Mitleid Anderer in Anspruch nehmen zu müssen; es verrieth, daß sie sich der Almosen schämte, daß sie aber von einem herben Geschicke gezwungen ward, sie anzunehmen.

Die jüngere Dame begriff, welch' eine Ostentation in diesem Besuche lag; hatte die Kranke auch noch nicht gesprochen, so zeigte dennoch ihr ganzes Wesen die Dame, die mit der zartesten Rücksicht behandelt zu werden verdiente.

„Madame Seltenau kann unserer regsten Theilnahme versichert sein," sagte sie in einem herzlichen Tone. „Wir haben es vorgezogen, Ihnen einen Besuch abzustatten, um zu erfahren, wie wir Ihnen nützlich sein können. Hegen sie irgend einen Wunsch, dessen Erfüllung Ihnen vor allen Dingen am Herzen liegt, so sprechen Sie ihn offen aus, Sie werden uns zu Rath und That bereit finden. Verbannen Sie die Sorgen um Ihre nächste Zukunft — die Ruhe des Gemüthes befördert die Genesung des Körpers."

„Die Ruhe des Gemüthes!" flüsterte Madame Seltenau mit einem Seufzer, und indem sie ihre thränenfeuchten Augen gen Himmel wandte. „Ach ja, sie ist ein köstlicher Schatz; wer ihn nicht besitzt, genießt die süßesten Freuden des Lebens nur verkümmert."

Nachdem sie mit rührender Zärtlichkeit das Kind geküßt, als ob sie sich durch die Berührung des-

selben ermuthigen wollte, sagte sie mit gepreßter Stimme:

„Ich weiß es dem würdigen Arzte Dank, daß er mir, die ich von aller Welt verlassen bin, die verehrten Damen gesendet hat. Wollen Sie sich meiner annehmen, so setzen Sie mich in den Stand, mein armes, unschuldiges Kind zu pflegen — es allein zu pflegen," fügte sie zitternd hinzu; „denn die Abhängigkeit von eben so armen Menschen, wie ich selbst in diesem Augenblicke arm bin, erfüllt mich mit Trostlosigkeit und Schmerz. Almosen spenden ist schön, es erweckt, wie ich aus Erfahrung weiß, die glückseligsten Gefühle in der menschlichen Brust — aber Almosen empfangen — ich habe nie geglaubt, daß ich die Wohlthaten Anderer je in Anspruch nehmen müßte."

Sie drückte ihr Kind an die Brust und begann bitterlich zu weinen.

„Die Aufregung wird Ihnen schaden, Madame!" sagte mitleidig die jüngere Dame. „Beruhigen Sie sich und vertrauen Sie Gott, der die Unschuld unter seinen Schutz nimmt."

„Ja, ich will ihm vertrauen," sagte in frommer Ergebung die junge Mutter, indem sie das Kind, das sanft eingeschlafen war, behutsam sich zur Seite legte und dann mit einem weißen Batisttuche die Thränen trocknete.

Wie schön, wie wunderbar schön war das arme

Wesen! die Armuth selbst verlieh ihr eine Hoheit, die imponirend auf die beiden Repräsentantinnen des Frauen-Hilfsvereins wirkte. Madame Kaiser, die gewandte Sprecherin, hatte nicht den Muth, das Examen zu beginnen, das nach den Statuten des Vereins über die Höhe der Unterstützung entschied.

„Liebe Frau," sagte sie nach einer Pause, und nachdem sie ein zierliches Taschenbuch mit Goldschnitt hervorgezogen hatte, „ich bitte, nennen Sie mir Ihren Namen, daß ich ihn in unsere Liste eintrage."

Die Kranke erröthete von Neuem. Man sah, wie sie einige Augenblicke mit sich selbst kämpfte. Die Sorge für ihr Kind schien das Gefühl der Scham niederzudrücken.

„Louise Seltenau!" flüsterte sie endlich.

Madame Kaiser schrieb den Namen mit einem goldenen Stifte nieder. Gold notirte die Armuth. Die Neugierde, über das Schicksal der jungen Frau mehr zu erfahren, trieb die Frau des Bankiers zu der Frage:

„Und wer ist der Vater des Kindes, das wir unter unsern Schutz nehmen?"

Louise gerieth einen Augenblick in die peinlichste Verlegenheit; plötzlich aber sagte sie mit fester Stimme:

„Mein Gatte vor Gott und vor der Welt."

Dann preßte sie beide Hände auf den Busen, als ob sie einen stechenden Schmerz unterdrücken wollte. Mit den Blicken suchte sie das Kind, das schlafend in den Kissen lag.

Um die Frage ihrer Begleiterin zu mildern, sagte die jüngere Dame rasch:

„Meine Freundin erfüllt eine vorgeschriebene Form, wenn sie sich nach dem Stande des Vaters erkundigt. Das lebhafte Interesse, das Sie in uns erregten, wird dadurch nicht beeinträchtigt."

„Und wenn ich Ihnen nun den Stand meines Mannes nicht nennen kann?" fragte die junge Frau. „Wenn ich Ihnen nun sagen muß, daß mich ein Familiengeheimniß zwingt —"

„O, wir ahnen Ihr Geheimniß, liebe Madame Seltenau!" unterbrach sie die jüngere Dame.

„Wir werden es ehren!" fügte Madame Kaiser hinzu. „Die Noth ist einmal da, und sie muß gelindert werden. Madame Seltenau erhält die von unserm Vereine festgestellte Unterstützung. Um der ersten Verlegenheit abzuhelfen, lasse ich Ihnen fünf Thaler zurück. Diesen Nachmittag werden Sie Wäsche für das Kind erhalten, und der Arzt soll aus unsern Mitteln bezahlt werden."

Die Dame nahm ein Kassenbillet aus ihrem Taschenbuche und legte es auf den Tisch. Die Kranke war über das Almosen so verwirrt, daß sie unfähig war, ihren Dank auszusprechen. Madame Kaiser grüßte und verließ das Zimmer. Die jüngere Dame flüsterte der Kranken zu: „Morgen um diese Stunde sehen Sie mich wieder."

Gleich darauf trat Mutter Bielitz in das Stübchen. „Wer sind die beiden Damen, die mich besucht haben?“ fragte Louise traurig.

„Die ältere mit dem blonden Haare war die Frau des reichsten Banquiers unserer Stadt, Madame Kaiser. Die andere ist Madame Ernst, die Gattin eines Justizrathes.“

Die Kranke hatte bei Nennung des letzten Namens hoch aufgehorcht.

„Des Justizrathes Ernst?“ fragte sie noch einmal.

„Ja. Der Justizrath soll fast eben so reich sein, als der Banquier. Nun, was haben die beiden barmherzigen Schwestern Ihnen hinterlassen?“

Madame Seltenau deutete auf den Tisch.

„Wie, nur fünf Thaler?“ rief die Matrone, indem sie die Hände über den Kopf zusammenschlug.

„Nehmen Sie das Geld, und bestreiten Sie die kleinen Ausgaben.“

„Nein, das ist doch zu arg!“ fuhr Mutter Bielitz in einem Anfalle von Zorn fort. „Fünf Thaler ist also die ganze Bescherung!“

„Liebe Frau, ereifern Sie sich nicht,“ ermahnte Louise, die sich in tiefster Seele verletzte fühlte, daß die Matrone sich der Sache auf ihre Weise annahm. „Ueber Wohlthaten, die man empfängt, darf man nicht urtheilen.“

„Wohlthaten, Wohlthaten!“ fuhr die redselige Alte entrüstet fort. „Es kommt Alles darauf an, wie sie er-

theilt werden. Sehen Sie, meine liebe Madame, jene beiden vornehmen Damen nennt man in der Stadt allgemein die barmherzigen Schwestern, und ihre Equipage ist so bekannt, wie der Polizeiwachtmeister mit seinem fuchsigen Bart. Da hat nun der schöne Wagen mit Kutscher und Bedienten eine halbe Stunde vor meiner Thür gehalten, und die Menschen haben ihn mit offenen Mäulern angegafft. Und was haben sie in ihrem prächtigen Wagen gebracht? Fünf Thaler! das lohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, um die Pferde deßhalb anzuspannen. Und da stellt sich die Madame Kaiser noch großmächtig in der Küche vor mich hin und fragt: wer ist die Kranke? woher kommt sie? wissen Sie etwas Näheres über sie? Ja, so fragte die barmherzige Schwester. Und was war das Ende von dem hochtrabenden Liede? Fünf Thaler! — die hätten sie einfach in einem Kouverte schicken können, dann würden sie Werth gehabt haben. Aber nein, die ganze Stadt muß es wissen, daß der Frauenhilfsverein wieder einmal Etwas gethan hat. Gerechter Himmel, ist das ein Tumult in der Straße!" rief die Erzürnte aus, indem sie durch einen von der Sonne aufgethauten Fleck des Fensters sah. „Man sollte glauben, der Erzbischof selbst hätte Ihnen einen Besuch abgestattet."

„Frau Bielitz, man wird mir später noch mehr senden."

„Arme Frau, darauf können sie lange warten. Wie ich draußen auf der Treppe hörte, hat es Madame

Kaiser sehr übel genommen, daß sie ihr den Stand Ihres Mannes nicht genannt haben. Ist das eine Art und Weise, Bedrängten zu helfen? Man möchte wünschen, daß solche Helfer nicht in das Haus kämen."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Strom dieser Worte.

„Herein!" rief die Alte.

Der Arzt, ein schon bejahrter Mann, erschien. Frau Bielitz wollte ihren Empfindungen von Neuem Ausdruck verleihen, aber der Doktor ermahnte zur Ruhe. Die Alte verließ brummend das Stübchen.

„Sie haben geweint, Madame?" fragte im Tone milden Vorwurfes der Arzt.

Louise streckte ihm ihre kleine Hand entgegen, als ob sie ihn um Verzeihung bitten wollte.

„Hat Mutter Bielitz Grund dazu gegeben?"

„Nein, nein; die Alte ist zwar heftig, aber gut, ich habe mich nicht über sie zu beklagen."

Nun erzählte sie, daß sie Besuch gehabt, und dankte dem menschenfreundlichen Arzte mit einigen Worten für seine Verwendung.

„Sie haben sich meiner so großmüthig angenommen," schloß sie, „und ich kann Ihnen nur durch Worte danken; aber der Himmel ist ja gerecht, er wird mich nicht immer in dieser traurigen Lage lassen, und dann werde ich mich durch die That dankbar beweisen."

„Sprechen wir nicht davon, Madame!“ murmelte abwechselnd der Greis. „Sie fühlen sich wohl?“

„Vollkommen wohl!“

„Verlassen Sie morgen Mittag auf eine Stunde das Bett, aber nicht länger.“

„Wie steht es mit meinen Angelegenheiten?“ fragte Louise verschämt und leise.

„Es ist Alles besorgt, die Polizeibehörde wird Sie nicht weiter stören. Sie bleiben in unserer Stadt so lange, als es Ihr Gesundheitszustand erfordert. Ich habe die Bürgschaft dafür übernommen, daß Sie der Armenanstalt nicht zur Last fallen.“

„Großmüthiger Mann!“ rief Louise. Dann weinte sie still vor sich hin und flüsterte: — „der Armenanstalt nicht zur Last fallen! O mein Gott, mein Gott, sende bald Hilfe!“

Der Arzt tröstete, empfahl Ruhe und entfernte sich wieder. Die junge Mutter ergriff das schlummernde Kind, drückte es sanft an ihre Brust und rief:

„Für Dich, mein armes Wesen, will ich Alles ruhig ertragen, was mir das harte Geschick sendet.“

Zweites Kapitel.

Die Wette.

Der Justizrath Viktor Ernst bewohnte ein großes Haus in der lebhaftesten Straße der Stadt. Man zählte

ihn, wie Frau Bielitz ihrer Mietherin schon gesagt, zu den reichsten Männern. Um sieben Uhr treffen wir ihn mit seiner Gattin in einem Zimmer der ersten Stockes. Die Gattin las in einem Buche, der Gatte ging gedankenvoll, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, langsam auf und ab. Beide waren vier Jahre verheiratet, aber noch hatte ihnen der Himmel kein Kind geschenkt. Hermine zählte sieben und zwanzig, Viktor drei und dreißig Jahre. Wer sie in diesem Augenblicke gesehen, konnte unmöglich an eine glückliche Ehe glauben, wenigstens nicht an ein herzliches Verhältniß. Es ließ sich nicht verkennen, daß die Frau die Langweile zu tödten suchte, während der Mann nachdachte, vielleicht über Geschäftsangelegenheiten. Sorgen konnten ihn nicht abhalten, einen zärtlichen Umgang mit seiner jungen, wirklich schönen Frau zu pflegen, denn das äußere Glück, dessen Ungunst nur zu oft den Familienfrieden untergräbt, war ihm stets hold gewesen.

Hermine war die einzige Tochter eines Kaufmanns, der ihr ein Vermögen von dreißigtausend Thalern hinterlassen hatte, als er auf einer Reise in Holland starb. Die Mutter war längst todt, und Hermine stand in ihrem achzehnten Jahre allein in der Welt. Ernst, der damals Assessor war, lernte die reiche Waise in dem Hause ihres Vormundes, de Banquiers Kaiser, kennen und lieben. Hermine fand Wohgefallen an dem talentvollen und eleganten jungen Mann, und reichte ihm die Hand, nachdem sie zwei Jahre lang im zärtlichsten

Umgange gelebt. Der junge Jurist blieb noch ein Jahr Assessor, dann ward er Justizrath. Die Aussteuer der Frau war und blieb bei dem Bankhause Kaiser deponirt, und Kaiser dafür, daß das Kapital seiner frühern Mündel gute Zinsen trug. Hermine ward, trotz der Altersverschiedenheit, eine Freundin der Madame Kaiser, und der Justizrath ward Haus- und später Geschäftsfreund. Sein, oder vielmehr Herminens Vermögen hatte sich durch glückliche Spekulationen bereits verdoppelt, und bei der günstigen Aussicht, welche die gegenwärtige Zeit dem Kapitalisten bot, ließ sich auf eine rasche und bedeutende Vermehrung hoffen. Es war ja die Zeit der Eisenbahnen und Kreditanstalten, die Zeit des mühelosen Erwerbens.

Hermine stand in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit. Die feine weibliche Erziehung, die sie in einem großen Pensionate genossen, hatte zugleich Herz und Geist gebildet. Wie sie empfänglich für alles Gute und Schöne war, so litt sie auch doppelt unter dem Einfluße sie berührender Widerwärtigkeiten. Die Gleichgiltigkeit ihres Mannes, die sich fast täglich vergrößerte, verbitterte ihr das Leben; sie litt unter diesem peinlichen Drucke, ohne eine Klage, einen Vorwurf zu äußern, sie bemühte sich selbst, den wahren Zustand ihres Innern dem Gatten verborgen zu halten. Ihr ahnte zwar der Grund der Veränderung ihres Manes, aber sie war zu stolz, um anzunehmen, daß die Liebe

zum Gelde die Liebe zu seiner Frau besiegen könne. War der Justizrath nicht ein geistvoller Mann? Hätte er seine Gattin nicht aus reiner, uneigennütziger Liebe genommen? Ward er gezwungen, sich in den Strudel des materiellen Geschäftslebens zu stürzen, und hatte er Sorgen, die den freien Erguß seines Herzens hinderten? Sollte ein Mann, wie er, so schwach sein, engherzigen Männern gleich zum leidenschaftlichen Spekulanten herabzusinken? Sollte seine hohe wissenschaftliche Bildung ihn vor einem solchen Falle nicht sichern? Hermine war zu stolz auf ihren Mann, um solchem Benehmen Raum zu geben; aber sie war ein Weib, und das liebende Weib theilt mit allen andern Evatöchtern die Schwäche der Eifersucht — Hermine bargwöhnte ihren Gatten.

Aus diesem Argwohne ging das Bestreben hervor, dem Gatten stets eine reizende Gattin zu sein, um ihn langsam und ruhig auf den rechten Weg zurückzuführen. Hermine verschmähte selbst die harmlosen Kunstgriffe der Toilette nicht, sie erschien stets einfach und geschmackvoll gekleidet. In Gesellschaften glänzte sie durch ihre gewählte Toilette; im Hause zeigte sie sich in einem köstlichen Negligé. Die Frau Justizräthin galt für die größte Schönheit der Stadt. Ueberall machte die reizende Frau ihren Einfluß geltend — nur nicht auf ihren Mann. Der Justizrath ward täglich verschlossener und gleichgiltiger, er arbeitete und spekulirte. Die arme Frau

blieb sich den ganzen Tag selbst überlassen; sie sah ihren Mann nur bei Tische, und Abends, ehe er seine Gesellschaften aufsuchte. Auch heute finden wir ihn ein halbes Stündchen vor dem Ausgehen bei seiner Frau.

„Bleibst Du diesen Abend zu Hause, Hermine?“ fragte er plötzlich.

Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß er diese Frage, überhaupt eine Frage dieser Art an sie richtete.

„Nein, Viktor!“ antwortete die junge Frau, indem sie das Buch auf den Tisch legte. „Willst Du mich zu Kaiser's begleiten?“

„Begleiten kann ich Dich nicht, aber ich werde Dich gegen eilf Uhr abholen.“

„Gut, ich erwarte Dich.“

Die kaum unterbrochene Stille trat wieder ein. Der Justizrath setzte seinen Gang auf dem weichen Teppich fort, der den Boden des prachtvollen Zimmers bedeckte. Hermine ergriff ihr Buch nicht wieder, sie beobachtete den Gatten, dessen Züge ein ernstes Nachdenken verriethen.

„Viktor,“ sagte sie mild, „ehe wir uns trennen, höre mich einige Augenblicke an. Komm, setze Dich zu mir. Ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden.“

Der Justizrath blieb stehen.

„Ein ernstes Wort? fragte er lächelnd. „Das klingt ja bedrohlich!“

Hermine stand auf, küßte ihn, und führte ihn zu dem Sopha. Seine Hand in der ihrigen behaltend, begann sie:

„Mein lieber Freund, es ist eine Veränderung mit Dir vorgegangen, die mich betrübt und für unsere Zukunft fürchten läßt. Ich muß meinem bekümmerten Herzen einmal Luft machen, und muß Dich fragen, was Dich drückt. Hast Du Kummer, so verhehle ihn nicht, ich werde ihn redlich mit Dir theilen."

„Kummer? Kummer? Hermine, was sollte mir Kummer machen?"

„Gut, Kummer drückt Dich nicht."

„Aber ich habe viel und mancherlei Geschäftssorgen. Meine Praxis vergrößert sich, die Leute suchen mich auf, als ob nur ich allein im Stande sei, ihnen Recht zu verschaffen oder sie zu vertheidigen — ich möchte mir zwei Köpfe und vier Hände wünschen. Daß dein Mann ein gesuchter Jurist ist, sollte Dich freuen."

Er umschlang ihren schönen Körper und küßte ihren blühenden Mund.

„Gewiß, Viktor," flüsterte sie an seinem Halse, „die Anerkennung Deiner Talente erfüllt mich mit Stolz, aber die Geschäfte nehmen nur Deinen Kopf in Anspruch — warum entfremdet sich mir Dein Herz?"

„Hermine!"

„Viktor, leugne es nicht, seit einem halben Jahre ist es nicht mehr unter uns, wie es früher gewesen.

Ich sehe Dich nur selten, und wenn Du kommst, zeigst Du mir eine sorgenvolle Stirn, sprichst wenig, und suchst Dich unter irgend einem Vorwande so rasch als möglich zu entfernen. Heute verschmähst Du es selbst, einen Vorwand anzuführen."

„Was ist das, Hermine, was ist das?" fragte er zurückweichend. „Welche Deutung legst Du meinem Betragen bei, das ich, offen gestanden, ohne es zu wissen Dir gegenüber beobachtet habe?"

„Ich deute nicht, mein lieber Freund, aber ich richte einfach die Frage an Dich: ist Deine Frau, die Du so innig liebtest, nicht mehr dieselbe, die sie Dir vor vier Jahren war? Ist sie nicht mehr im Stande, Dich zu erheitern und zu zerstreuen, wenn Dich die Geschäfte des Tages ermattet haben? Sonst fandest Du Erholung in der Unterhaltung mit mir, Du suchtest mich auf — und jetzt scheint Dir der Boden unter den Füßen zu brennen, wenn Du in meiner Nähe bist. Habe ich es auch nicht versucht, Dich zurückzuhalten, so habe ich doch viel gelitten, denn ich mußte mir sagen, daß Deine Liebe zu mir sich gemindert hat, und daß ich Dir mit der Zeit völlig gleichgiltig werde. Viktor, ich will Dir keinen Zwang auferlegen, ich fordere nicht, daß Du Deiner Frau ein Opfer bringst; aber gib mir Beweise, daß ich Dir nicht gleichgiltig geworden bin."

Hermine umschlang den Hals des Gatten mit ihren schönen Armen und legte das Köpfchen an seine

Brust. Der Justizrath küßte bewegt ihre reine weiße Stirn, aber er antwortete nicht.

„Du zürnst mir wohl?“ fragte die junge Frau nach einer Pause, indem sie mit thränenfeuchten Augen zu ihm emporsah.

„O nein, mein Kind, ich weiß Dir im Gegentheile Dank, daß Du mich auf einen Umstand aufmerksam machst, den ich schon längst hätte kennen sollen. Der Jurist, wenn er ein wahrer Jurist ist, gehört nicht sich selbst an; er tritt in so viele und so enge Beziehungen zu dem großen Leben, daß seine Privatverhältnisse darunter leiden müssen. Hunderte legen vertrauensvoll ihr Wohl in meine Hände, und indem Bestreben, dieses Vertrauen zu rechtfertigen, vergesse ich das Glück, das mir Dein Besitz bereitet. Ich gestehe gern, daß mein Ehrgeiz ein wenig zu groß ist. Verzeihe mir. Hermine, ich habe Dich nicht vergessen, ich war nur durch den Drang der Geschäfte von Dir abgelenkt.“

„Also ist eine Ablenkung doch möglich?“ fragte Hermine mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Du böse Frau, willst Du denn Alles wissen, muß ich Dir denn Alles sagen, um Dich zufrieden zu stellen?“

„Alles, Alles, dann werde ich ruhig sein!“ rief die junge Frau, sich fester ihm anschmiegend.

„Auch Du bist meine Klientin, Hermine, auch für Dich muß ich als Geschäftsmann sorgen.“

„Für mich? Ich wüßte doch nicht, daß ich in einen Prozeß verwickelt wäre.“

„Du weißt, Hermine, daß ich arm war, als Du mir Deine Hand reichtest.“

„Viktor!“ rief sie vorwurfsvoll.

„Laß mich nur ganz offen sein, meine geliebte Frau. Du brachtest mir ein Vermögen von dreißigtausend Thalern. Sieh', mein Kind, diese Summe zu verdreifachen ist jetzt mein Bestreben. Wir müssen in den Besitz eines Vermögens gelangen, das uns erlaubt, unabhängig zu leben, denn in der völligen Unabhängigkeit liegt der höchste Genuß des Lebens. Dann, Hermine, brauche ich nicht mehr Jurist zu sein, dann bin ich nur Dein Mann, der sich ausschließlich mit Dir beschäftigt. Die Zeit ist meinem Plane günstig, und ich habe mich mit Kaiser verbunden, um die Gunst der Zeit zu benützen. Wir dürfen sie nicht entfliehen lassen. Uberlaß mich nur noch einige Monate mir selbst, suche meine Gemüthsstimmung nicht zu deuten und habe Vertrauen zu dem Manne, der Dich aufrichtig und wahr liebt. Ich habe mich in schwierige Unternehmungen eingelassen, aber sie werden glücken, wenn man sie mit Ruhe und Umsicht leitet. Wenn es nun mitunter scheinen muß, als ob mich die Geschäfte ganz in Anspruch nähmen, so verzeihe mir, Hermine; ich strebe ja mit allen Kräften darnach, mich für spätere Zeiten unabhängig zu machen.“

„Also das ist es!“ flüsterte überrascht die junge Frau.

Ein Klopfen an der Thür ließ sich in diesem Augenblicke vernehmen. Der Justizrath stand auf und öffnete. Franz, der Diener trat ein; er überreichte seinem Herrn einen Brief.

„Der Bote wartet auf Antwort,“ fügte er hinzu.

Viktor erbrach hastig das Kouvert und überflog die wenigen Zeilen, die das Papier enthielt.

„Gut, gut!“ sagte er erregt. „Der Bote mag dem Absender melden, daß ich nicht verfehlen würde, mich pünktlich einzustellen.“

Franz entfernte sich; der Justizrath ging zu seiner Frau zurück, indem er den Brief zusammendrückte und dann in seiner Brusttasche verbarg.

„Ich habe darauf gewartet,“ sagte er mit erkünstelter Unbefangenheit. „Der Agent einer auswärtigen Kreditanstalt, die erst vor Kurzem errichtet worden ist, ladet mich zu einer Besprechung ein. Jetzt muß ich Dich verlassen, Hermine, da ich zuvor noch einige Papiere zu ordnen habe. Billigt man den Vorschlag, den ich den Herren machen werde, so gelange ich noch in diesem Jahre zum Ziele.“

„Wird auch Kaiser dort sein?“

„Ich glaube — die ersten Finanzmänner sind ja betheiligt.“

„Viktor, höre mich an,“ bat Hermine, indem sie aufstand und dem Gatten die Hand reichte.

„Was willst Du, mein liebes Kind?"

„Ich habe über die Spekulationen, die mit Kapitalien unternommen werden, nachgedacht, und bin zu dem Schlusse gelangt, daß sie in keiner Beziehung zu billigen sind. Die Unternehmer einer solchen Anstalt sind nur Geldleute, die ohne Mühe und in kurzer Zeit ihr Vermögen vergrößern wollen. Du selbst hast mir diese Absicht ausgesprochen. Und nun frage ich Dich, auf wessen Kosten geschieht diese Bereicherung? Auf Kosten der arbeitenden, thätigen Menschen. Du weißt, ich gehöre dem Frauenvereine an, und als Mitglied desselben komme ich oft mit der Armuth in Berührung. Die traurigen Folgen der sogenannten Kreditanstalten zeigen sich jetzt schon in wahrhaft erschreckender Weise. Während die Arbeitslöhne dieselben bleiben, ja oft noch verringert werden, sind die Preise der Miethzinse fast um das Doppelte gestiegen. Ich unterhandelte neulich wegen einer Wohnung für eine arme Familie, die von uns Unterstützung erhält. Der Hausbesitzer forderte für ein elendes Dachstübchen und eine kleine Kammer achtzig Thaler, für dieselbe Wohnung, die zeither mit vierzig Thalern bezahlt worden war. „Das ist unchristlich, unmenschlich," sagte ich ihm; „Sie nehmen wucherische Zinsen für das Kapital, das ihr Haus repräsentirt. Bedenken Sie, daß Sie einen armen Handarbeiter drücken." „Mein Gott, er braucht ja die Wohnung nicht zu behalten!" war die Antwort. Die Familie kann doch nicht

auf der Straße liegen, entgegnete ich. „Liebe Madame," sagte lächelnd der Mann, „wenn die Kapitalisten so unchristlich sind, uns die Kapitale zu kündigen, die wir auf unsern Häusern stehen haben, um sie in den verdammten Kreditanstalten, von denen sie ungeheure Zinsen hoffen, anzulegen — wer will uns verdammen, wenn wir einen möglich hohen Zins zu erlangen suchen, um uns in unsern Verhältnissen aufrecht zu erhalten. Warum verdammt man bei uns, was bei den Reichen erlaubt ist? Und wer zwingt uns denn zu diesen unchristlichen Handlungen? Die Reichern? die Geldmänner, die unter der Vorspiegelung, ein volksthümliches Institut zu schaffen, das Volk bedrücken und aussaugen. Liebe Madame, ich fordere aus Noth den doppelten Miethzins, weil ich drei und vierfache Interessen zahlen muß. „Was konnte ich darauf antworten? Was würdest Du darauf geantwortet haben, Viktor? Hat der Mann nicht Recht? Fließen nicht selbst die Unterstützungen der Wohlthätigkeitsvereine in die Kassen der Reichen zurück? Wem kommen die Wohlthaten zu Gute? Den Armen wahrhaftig nicht. Solche Vorgänge, mein Freund, haben mich zum ernsten Nachdenken aufgefordert, und ich theile sie Dir mit, daß auch Du darüber nachdenken mögest. Deine Frau, Viktor, sucht der Armuth zu helfen, und Du — —."

„Genug Hermine!" sagte lächelnd der Justizrath. „Deinen Ansichten liegt allerdings etwas Wahres zum

Grunde; aber wir wollen später einmal über dieses Thema disputiren, und dann werde ich Dir zeigen, daß das Herz den Kopf nicht besiegen darf. Die Geldmänner riskiren ihre Kapitale, sinnen auf Unternehmungen, und haben Mühen und Sorgen — folglich müssen sie auch den Gewinn haben. Adieu, mein liebes Kind; um eilf Uhr hole ich Dich von Kaiser's ab."

Nachdem der Justizrath seine Frau zärtlich geküßt hatte, verließ er daß Zimmer. Hermine ließ den Wagen kommen, und fuhr zu der Freundin, die sie mit Ungeduld erwartete. Der Banquier war zu Hause.

„Wo ist der Justizrath?" rief er der jungen Frau entgegen:

„Mein Mann?"

„Nun ja, wir hatten eine Whistparthie verabredet. Während die Damen ihre Vereinsangelegenheiten berathen, wollten wir spielen."

Hermine zuckte zusammen; sie begriff, daß Viktor sie getäuscht hatte. Der Banquier wußte also nicht einmal um die Unterredung mit dem Agenten, und doch hatte Viktor gesagt, er würde ihr beiwohnen. Um die wahre Sachlage zu verbergen, sagte sie, scheinbar unbefangen:

„Viktor ward durch einen Geschäftsbrief abgerufen; Sie wissen ja, daß er von allen Seiten gesucht wird."

„Um den armen Justizrath reißt man sich!" rief lachend der Banquier, ein kurzer, dicker Mann in

eleganter Toilette. „So werden wir mit dem Strohmann spielen müssen."

„Hatte er versprochen, zu kommen?" fragte Hermine, indem sie Mantel und Hut ablegte.

„Gewiß! die Spielparthie war fest verabredet."

„Er wird mich gegen eilf Uhr abholen. Entschuldigen Sie meinen Mann," fügte sie schmerzlich lächelnd hinzu, „nur Geschäftsangelegenheiten konnten ihn abhalten, seinem Versprechen nachzukommen."

Die arme Frau entschuldigte den Mann, den zu beargwöhnen sie allen Grund hatte. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, während ihr schönes Gesicht lächelte. Und keiner von den Damen, die den glänzenden Thee-Cirkel bildeten, durfte sie sich anvertrauen, denn um keinen Preis hätte sie den allgemeinen Glauben zerstört, daß sie mit dem liebenswürdigen Justizrathe in der glücklichsten Ehe von der Welt lebte.

Sidonie, die Gattin des Banquiers, eine starke üppige Blondine mit schneeweißem Teint, eröffnete die Sitzung in der gewöhnlichen Weise. Der Ausschuß des Vereins bestand aus acht theils älteren, theils jüngeren Damen. Während man in vergoldeten Silbergefäßen feines Backwerk präsentirte und aus kostbaren Tassen Thee trank, berieth man über arme Leute, die zur Unterstützung empfohlen waren. Bei dem herrschenden Nothstande war die Zahl derselben nicht gering. Jede der anwesenden Damen hatte einen Schützling

besonders zu empfehlen. Hermine nahm sich der armen Louise Seltenau mit einer großen Wärme an. Sidonie widersprach mit hartnäckiger Beharrlichkeit.

„Wenn sie wöchentlich zwei Thaler Unterstützung und einige Wäsche erhält, wie dies der übliche Satz ist, so ist genug geschehen," meinte die Gattin des Banquiers. „Wir können nicht auf Unkosten unserer armen Mitbürgerinnen Fremde unterstützen, und jene Madame Seltenau, wie sie von der Hauswirthin titulirt wird, ist eine Fremde, die sich weigerte, uns den Stand ihres Mannes anzugeben. Wir wissen nicht einmal, woher die junge Frau, die übrigens sehr schön ist, kommt, und wohin zu gehen sie gedenkt."

„Liebe Sidonie," entgegnete Hermine, „die kranke Mutter befindet sich in Noth, wie der Augenschein gelehrt hat, und dies muß uns genügen. Ebenfalls ersichtlich ist es, daß sie nicht dem mindern Stande angehört, und daß ihr deßhalb die Noth doppelt drückend ist. Wer sie auch sein mag, es ist Pflicht, ihr zu helfen."

„Mein Gott, wer will ihr denn die Hilfe entziehen?" rief Sidonie eifrig.

Ich meine, liebe Freundin, wir können sie nicht in die Reihe gewöhnlicher Hilfsbedürftiger bringen."

„Die gute Frau scheint sich der Annahme unserer Wohlthaten zu schämen."

„Eben deshalb schlage ich vor, daß sie den höch-

sten Satz erhält, denn diese Scham beweist, wie würdig sie unserer besonderen Aufmerksamkeit ist."

Hermine schilderte nun die Szene am Krankenbette Louisens mit so rührenden Worten, daß alle Damen mit Stimmeneinhelligkeit den höchsten Satz beschlossen. Sidonie unterdrückte ihren Zorn über die erlittene Niederlage.

„Vielleicht ernten Sie den größten Undank!" rief sie lächelnd.

„Undank?" fragte Hermine. „Wie wäre es möglich?"

„Wenn sie vielleicht später erfahren, daß Sie einer Abenteuerin das Wort geredet, daß Sie sich durch Krokodilsthränen haben täuschen lassen."

„Aber Sidonie, diese Voraussetzung!"

„Ich kann mich einmal einer gewissen Ahnung nicht erwehren. Das seidene Mäntelchen, die farbigen Kleider, der Sammthut mit der Feder und das hübsche Gesicht haben keinen guten Eindruck auf mich ausgeübt. Doch genug — ich wünsche, daß Sie sich in Ihrer günstigen Meinung nicht getäuscht haben mögen. Nehmen Sie die Dame unter Ihren Schutz — ich werde mich mit der wahren Armuth beschäftigen."

Nach einer Stunde hob man die Sitzung auf. Die Männer verließen ihre Spieltische und kamen, um sich mit den Damen zu unterhalten. Es läßt sich denken, daß Herminen's Laune diesen Abend nicht die beste

war; trotz der Anstrengung, die sie sich gab, wollte es ihr nicht gelingen; sich in gewohnter, lebhafter Weise an dem Gespräche zu betheiligen. Oft versank sie in Nachsinnen; das Benehmen ihres Mannes lastete schwer auf dem Herzen der edel und aufrichtig liebenden jungen Frau. Zwar hatte sie noch keine Beweise von dem Vergehen ihres Mannes, zwar wiederholte sie sich, daß ein Mißverständniß obwalten könne und das eine Aufklärung leicht zu ermöglichen sei, ohne den Verdacht bemerkbar zu machen; aber eine seltsame Ahnung schnürte ihr die Brust zusammen, sie konnte sich der Furcht vor einem drohenden Unheile nicht erwehren. Plötzlich fühlte sie, daß sich eine weiche Hand auf ihre Schulter legte. Als sie den Kopf erhob, blickte sie in das lächelnde Gesicht Sidonien's.

„An was denken sie?" flüsterte die Freundin.

Hermine begriff, daß man sie beobachtet hatte.

„Nicht wahr, an Louise Seltenan?" fuhr Sidonie scherzend fort.

„Ja, ja!" sagte Hermine rasch, froh über den Vorwand, den sie vielleicht umsonst gesucht hätte. „Ich gestehe, daß die junge Mutter ein großes Interesse in mir erregt hat."

„Sie ist unglücklich, jung, schön und von einem geheimnißvollen Schleier umgeben — dies Alles muß wohl Interesse erwecken. Auch ich bin neugierig, wer die leidende Schöne eigentlich ist."

„Vielleicht erfahren wir es," meinte Hermine. „Ihre Bildung deutet auf kein gewöhnliches Herkommen hin."

„Und doch möchte ich wetten, daß sie eine Abenteuerin ist," sagte Sidonie. „Warum sucht sie eine Wohnung in dem verrufensten Stadttheile, und in diesem noch in der schmutzigsten Straße? Warum reist sie allein? Wer war der junge Mann, der ihr die Wohnung gemiethet hat, und sie nun ohne Hilfe läßt? Warum hat sie sich uns, die wir ihr so freundlich entgegenkamen, nicht offen entdeckt? Meine liebe Freundin, die Geschichte ist nicht klar. Noch einmal, ich wette, und zwar um hundert Louisd'or, daß die Schöne Sie schlau berückt und an ein unverschuldetes Unglück glauben macht. Meine Menschenkenntniß hat mich selten betrogen."

„Ich gehe die Wette ein!" antwortete Hermine.

„Gut, hundert Louisd'or."

„Aber unter einer Bedingung."

„Bedingen Sie, Hermine."

„Die Nachforschungen düfen nur delikaterweise geschehen."

„Zugestanden."

„Befindet sich Louise wirklich im unverschuldeten Unglück, ist sie vielleicht von einem falschen Mann betrogen"

„Gleichviel, wenn Ihr Schamgefühl nur nicht erkünstelt ist, und wenn sie rechtmäßig einem Manne angehört."

„So gewinne ich die Wette.“

„Natürlich!“ rief lachend Sidonie.

„In diesem Falle erhält die Beschuldigte die ganze Summe.“

„Es steht Ihnen frei, nach Gefallen über den Gewinn zu verfügen. Was geschieht aber, wenn mir die Summe zufällt?“ fragte die Frau des Banquiers.

„In diesem Falle zahlen Sie dem bedauernswerthen Geschöpfe die Hälfte der gewonnenen Summe. Sind Sie einverstanden?“

„Sie sind eine echte Philantropin!“ rief die blonde Dame. „Muß ich mich nicht einverstanden erklären, wenn ich als Vorsteherin des Frauenvereines nicht hartherzig erscheinen will? Madame Seltenau hat sich nun einmal Ihrer Gunst zu erfreuen, und Sie nehmen jede Gelegenheit wahr, ihr zu nützen. Abgemacht, unsere Wette nebst Bedingung gilt!“

Sidonie drückte flüchtig einen Kuß auf Herminen's Mund, als ob sie dadurch den getroffenen Akt besiegeln wollte.

In diesem Augenblicke schlug die Pendüle auf dem vergoldeten Kaminesimse zehn Uhr. Zugleich öffnete sich die Thür, und der Justizrath trat ein. Hermine erschrak.

„Er wollte um eilf Uhr kommen!“ dachte sie. „Sollte er sich zeitiger einstellen, um mit größerer Wahrscheinlichkeit das dringende Geschäft vorschützen können? Er hat jedenfalls seine Gründe!“

Der Justizrath begrüßte zuerst den Herrn vom Hause.

„Ihr kommt spät, aber Ihr kommt!“ rief scherzend der Banquier.

„Verzeihung,“ antwortete Ernst, „fast hätte ich im Drange der Geschäfte unsere Whistparthie vergessen.“

„So hat er mich belogen!“ dachte schaudernd Hermine. „Die Whistparthie war verabredet, und er sagte mir, daß Kaiser bei dem Agenten sein würde.“

Ernst küßte der Frau vom Hause die Hand. Sidonie führte ihn der Gattin zu, die still auf ihrem Sessel saß.

„Da bringe ich ihn!“ rief sie aus. „Wäre er mein Mann, ich würde ihm eine tüchtige Lektion geben.“

Viktor drückte einen Kuß auf die Stirn seiner Frau.

„Und was habe ich verbrochen?“ fragte der Justizrath.

„Sobald die Geschäfte abgethan sind, gehört der Mann der Frau an. Ich habe mir meinen Gatten besser gezogen; er kennt und thut seine Schuldigkeit.“

„Verzeihung, Hermine; ich werde mich bemühen, das Versäumte nachzuholen!“

Die junge Frau lächelte, obgleich ihr das Herz schwer war. Niemand ahnte den Zustand ihres Innern. Sie hoffte, Viktor würde ihr aus freiem Antriebe Aufklärung geben — aber der Abend verfloß, die beiden Gatten fuhren nach Hause und zogen sich um

Mitternacht in ihre Zimmer zurück, ohne daß die arme Frau aus ihren Zweifeln gerissen wurde. Der Keim des Argwohns war gelegt, er faßte Wurzel und zerstörte den Frieden einer bisher glücklichen Ehe.

Drittes Kapitel.
Der Brief.

Gegen Mittag des folgenden Tages verließ Hermine ihr Haus; sie ging zu Fuß, um ohne Aufsehen zu der jungen Kranken zu gelangen, der sie einen Besuch versprochen hatte. Bald stieg sie die schmale, mit Schmutz bedeckte Treppe hinan. Heute war Mutter Bielitz nicht zu sehen. Hermine ging durch die Küche, in der noch keine Vorbereitungen zum Mittagsessen zu bemerken waren, und klopfte leise an die Stubenthür. Eine sanfte Stimme forderte zum Eintreten auf. Die Dame öffnete, und trat in das Stübchen. Louise, in einen schwarzen Atlasmantel eingehüllt, saß neben dem Bette, in welchem ihr Kind lag. Ueberrascht erhob sie sich, um den Besuch zu grüßen. Hermine bat sie, ihren Platz nicht zu verlassen.

„Ich fühle mich völlig wohl!“ sagte lächelnd die junge Mutter.

„Nehmen Sie meinen Glückwunsch, Madame!“ sagte Hermine, indem sie die Bewohnerin sanft zu dem

alten Holzstuhle zurückführte. „Ich bin nicht gekommen, Sie zu belästigen.“

„Sie sind sehr freundlich, Madame Ernst!“ flüsterte Louise.

Hermine ließ sich auf dem zweiten Holzschemel nieder, den sie dem Bette näher gerückt hatte.

„Sie kennen meinen Namen? fragte sie verwundert.

„Mutter Bielitz, meine Hauswirthin, nannte ihn mir. Es ist mir lieb, denn ich weiß nun, wem ich zu danken verpflichtet bin.“

„Ich komme nicht von Seiten des Frauenvereines, Madame Seltenau: betrachten Sie mich heute als eine Privatperson, die den lebhaften Wunsch hegt, Ihnen als Freundin nützlich zu werden.“

Louise sah erröthend auf das weiße Tuch, das sie in der kleinen, zarten Hand hielt.

„Sie wollen mich Ihrer Freundschaft würdigen?“ flüsterte sie.

„Ihre augenblickliche traurige Lage kann mich nicht abhalten, dem Zuge meines Herzens zu folgen, und ein Versehen meiner Freundin, die mich gestern begleitete, gut zu machen.“

„Ein Versehen, Madame? Ich wüßte nicht —“

„O, ich habe es mit Schmerz bemerkt, daß die Art und Weise unsers ersten Auftretens bei Ihnen nicht die rechte war. Verzeihen Sie der zu eifrigen Freundin, sie beobachtete die übliche Formalität, die unter

Umständen verletzend ist. Ich habe es übernommen, Ihnen eine bessere Meinung von den Frauen Köln's zu geben."

„Frau Justizräthin, ich weiß zu unterscheiden."

„Darum muß Ihnen Ihre Umgebung lästig sein und Sie das Traurige Ihrer Lage doppelt empfinden lassen. Sie dürfen nicht länger abhängig von einer Frau sein, die nur Ihr Interesse im Auge hat."

„Was soll ich beginnen?" fragte Louise mit einem rührenden Lächeln.

„Sie werden diese Wohnung und diese Straße verlassen, werden in ein bequemes, gesundes Haus ziehen und ferner in einer Umgebung leben, die Sie weniger an die Ungunst des Schicksals erinnert. Erlauben Sie mir, daß ich für diese nothwendige Veränderung Sorge trage."

Hermine hatte geglaubt, daß die junge Frau schnell einwilligen würde; aber nein, sie sah wie eine Person vor sich hin, die überlegt, wie sie einen Antrag auf die schicklichste Weise ablehnt. Ein Strahl der Mittagssonne traf ihr bleiches, reizendes Gesicht. Das wie Ebenholz schwarze Haar quoll in einem schlichten, glänzenden Scheitel unter dem weißen Batisthäubchen hervor, das mit feinen, schmalen Spitzen garnirt war. Die langen, schwarzen Wimpern hatten sich gesenkt und bedeckten das große Auge. Die kleinen Finger spielten zitternd mit dem Schnupftuche. Es war ersichtlich, daß

die junge Mutter mit einer ungewöhnlichen Bewegung kämpfte. Diese sanften, edlen, fast noch kindlichen Züge konnten nicht lügen, sie mußten der treue Spiegel eines gedrückten, aber reinen Gemüthes sein. Die Justizräthin nahm mit Gewißheit an, das sie ihre Wette gewonnen habe. Mit dieser Ueberzeugung wuchs das Interesse für die bedrängte Louise.

„Sie überlegen noch?" fragte Hermine sanft. „Fesselt Sie irgend Etwas an die Frau, deren Zimmer Sie bewohnen, so theilen Sie sich mir mit — ich werde Sie in den Stand setzen, daß Sie jedes Hinderniß beseitigen können. Ach ja, ich weiß es, solche Menschen lassen sich Gefälligkeiten theuer bezahlen, sie nehmen die Gelegenheit wahr. Es ist ein Unglück, von ihnen abhängig zu sein."

In diesem Augenblicke regte sich das Kind und begann zu weinen.

Louise zuckte zusammen.

„Mein armes Kind!" rief sie auffahrend.

Dann neigte sie sich über das Bett und versuchte das kleine Wesen zu beruhigen. Es war umsonst. Louise nahm das Kind und wiegte es auf ihren Armen, während sie ihren blühenden Mund an die Wange desselben legte und ängstlich zu singen begann. Ihre Aengstlichkeit vergrößerte sich, je länger und lebhafter das Kind weinte, das in einem feinen Kaschmirshawl eingewickelt war. Große Thränen rannen über die Wangen der Mutter.

„Es ist nichts," tröstete Hermine. „Stillen Sie das Kind, und es wird sich beruhigen. Die Natur fordert ihren Zoll."

Nach diesen Worten trat sie an das Fenster, um Madame Seltenau den Rücken zuzuwenden. Gleich darauf schwieg das Kind. Hermine sah mit einem geheimen Grauen auf die Dächer, die mit hohem Schnee bedeckt waren. Das Fenster des Stübchens, in dem sie sich befand, lag ebenfalls auf dem Dache. Gegenüber in einer Entfernung von vielleicht zehn Fuß zeigte sich ein Fenster, das an verschiedenen Stellen mit Lumpen und Papier verstopft war. Schaudernd betrachtete Hermine diese Wohnungen der bittersten Armuth, die manchem Unglücklichen ein willkommenes Asyl boten. Und gab es nicht genug Familienväter, wie sie aus Erfahrung wußte, die ein solches Obdach nicht bezahlen konnten? Wie gern hätte sie den Blick abgewendet: aber sie blieb am Fenster, um Louisen in der Erfüllung ihrer Mutterpflichten nicht zu stören. Gegen ihren Willen mußte sie die traurige Beobachtung fortsetzen. Da ward gegenüber an dem Fenster das verwitterte Rouleaux aufgezogen, und ein altes, schmutziges Weib ward sichtbar, das mit großer Anstrengung einen Fensterflügel öffnete. Die Alte war offenbar eine Jüdin. Sie trug eine schmutzigweiße Mütze mit Bändern, die eben so gelb waren, als ihr Gesicht mit der großen Habichtsnase. Unter der Mütze hing ein starkes, aber schneeweißes

Haar in wirren Strängen herab. Eine Schnur von dicken Korallen schlang sich um den hagern, schmutzigen Hals. Die Brust war mit einem zerrissenen Schafpelze bedeckt. An der Hand, die das Fenster öffnete, ließen sich zwei dicke Goldringe unterscheiden. Hermine bebte zurück, als das Weib sich auf die Fensterbrüstung legte, und den ungewöhnlichen Besuch im Nachbarhause mit frecher Neugierde betrachtete. Die großen, schwarzen Augen unter starken buschigen Brauen sandten glühende Blicke herüber. Plötzlich nickte das Weib mit dem schrecklichen Kopfe.

„Gräßlich, gräßlich!“ flüsterte Hermine, indem sie entsetzt von dem Fenster zurücktrat.

„Was ist Ihnen, Frau Justizräthin!“ fragte Louise besorgt, die das beruhigte Kind wieder in das Bett gelegt hatte.

„Arme Frau, wie konnten Sie eine solche Wohnung wählen?“

Louise seufzte.

„Die Noth zwang mich dazu,“ antwortete sie verwirrt.

„Sie müssen diesen entsetzlichen Aufenthalt so bald als möglich verlassen. Alles, was ich hier sehe, ist durchaus nicht geeignet, Ihre Genesung zu befördern. Nehmen Sie diese Börse, sie enthält so viel, daß Sie die alte Wirthin bezahlen und sie in der neuen Wohnung, die ich Ihnen miethen werde, einziehen können. Sobald

es der Arzt gestattet, sende ich ihnen einen Wagen."

Hermine legte eine gefüllte Börse auf den Tisch.

„Madame," flüsterte die junge Frau, „Ihre Güte für mich ist so groß, daß ich nicht Worte finden kann, meinen Dank auszudrücken. Ach, Sie sind die einzige Seele auf dieser Welt, die sich mir in meinem Unglücke liebend nähert. Sie schützen mich vor Mangel und erhalten meinem Kinde das Leben, denn ich kann ihm die ganze mütterliche Sorge angedeihen lassen, deren es bedarf. Wie gern überließe ich mich völlig Ihrer Führung — aber verzeihen Sie mir — ich kann Ihre Fürsorge in dem Umfange nicht annehmen — —"

Louise bedeckte ihr Gesicht mit dem Tuche und weinte.

„Wie," fragte Hermine verwundert, „Sie weisen die Dienste einer Freundin ab?"

„Weil ich muß!"

„Das begreife ich nicht!"

„Ach ja, es mag ein sonderbarer Widerspruch in meinem Benehmen liegen — ich bedarf liebevoller Unterstützung, und weise sie ab! Aber eben deshalb, weil ich mich Ihnen dankbar beweisen, weil ich Ihrer Freundschaft würdig erscheinen will, muß ich mich zurückziehen und Sie vor jeder Berührung mit meinem traurigen Geschicke wahren. Ihre Unterstützung an Geld nehme ich an, ich betrachte sie als ein Darlehen, das ich ehrlich zurückzahlen kann — aber lassen Sie mich

in dieser Wohnung, so schlecht sie auch ist, und so arg sie mit meinen früheren Verhältnissen kontrastirt. Bei dem großen Gotte, der die Werke Ihrer Barmherzigkeit sieht, beschwöre ich Sie: halten Sie nicht für undankbar oder stolz, glauben Sie nicht, daß ich die Schuld an meinem Unglücke trage oder es verdiene — aber ich würde es verdienen, wollte ich zugeben —"

Ein heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme; sie sank auf den Stuhl zurück, und begann bitterlich zu weinen.

„Seltsam! Seltsam!" dachte Hermine. „Der geheimnißvolle Schleier, der über dieser Frau liegt, zieht sich immer dichter zusammen, je mehr ich mich bemühe, ihn zu heben. Ihr ganzes Wesen verräth Geist und Gemüth, verräth eine Person aus den höhern Kreisen der Gesellschaft — und dennoch vermeidet sie die Anknüpfung einer Verbindung, von der sie nur Vortheile erwarten kann. Oder sollte Sidonie Recht haben? Sollte diese Madame Seltenau geschickt eine Rolle spielen, um uns desto sicherer zu fangen?"

Louise hob ihr bleiches Antlitz langsam empor, und sah die verwunderte Justizräthin mit ihren seelenvollen Augen bittend an. Es lag so viel Treuherzigkeit, Gutmüthigkeit und Offenheit in diesem Blicke, daß Herminen's Argwohn sofort verschwand.

„Es müßte keine Wahrheit mehr geben, wenn diese Züge lügen sollten!" dachte sie.

Die junge Frau erhob sich, und reichte der Justizräthin gerührt die Hand.

„Wären Sie mir in meinen bessern Tagen entgegengetreten," flüsterte sie mit weicher, melodischer Stimme, „ich würde die Vorsehung gesegnet haben, die mir eine solche Freundin zugeführt. Vielleicht hätte sich Manches anders gestaltet, vielleicht hätte ich nie mein Boudoir mit dieser Dachstube vertauscht, die ich nun so lange bewohnen muß, bis mir ein gütiges Geschick gestattet, sie zu verlassen. Aber ich stand allein, ohne Führerin, ohne Freundin — ich war mir selbst und einer Leidenschaft überlassen, die ich in diesem Augenblicke noch vergebens bekämpfen würde, wenn ich das Recht hätte, sie zu bekämpfen. Nun muß ich mich willenlos fügen, wenn ich die heiligsteen Pflichten nicht verletzen will, die mir Natur und Ehre auferlegen. Dies ist Alles, was ich Ihnen bekennen kann, und wollen Sie mir einen wirklichen Freundschaftsdienst leisten, so schenken Sie meinen Worten Glauben, trotz der traurigen Lage und des Widerspruchs, der in meinem Benehmen liegt. Ihrer werde ich nie vergessen, werde stets Ihr Andenken dankbar ehren."

„So haben Sie Gründe, in diesem Hause zu bleiben?"

„Ja, Madame."

„Und was kann ich demnach für Sie thun?"

„Lassen Sie mich in dem Besitze der Summe, die

Sie mir mit so vieler Freundlichkeit und Herzensgüte geliehen haben."

Es war unmöglich, Madame Seltenau zur Annahme einer bessern Wohnung zu bewegen; sie wußte so taktvoll jede weitere Wohlthat zurückzuweisen, daß Hermine endlich schwieg, ohne der Fremden böse zu werden.

Mutter Bielitz erschien; sie grüßte die Justizräthin wie einen Besuch, den man nicht gern sieht.

„O, meine liebe Madame Seltenau," rief sie entrüstet aus, „Sie sind noch auf? Der Arzt hat Ihnen höchstens ein Stündchen erlaubt — bedenken Sie Ihr Kind und legen Sie sich sogleich wieder zu Bett! Das käme mir eben recht, wenn Sie zum zweiten Male krank würden."

Hermine begriff, daß es Zeit sei, sich zu entfernen. Louise dankte noch einmal in herzlichen Worten für das Darlehen. Die Alte sah die Börse. Dieser Anblick änderte ihr Benehmen, sie ward freundlich und zuvorkommend.

„Ja, Frau Justizräthin," rief sie aus, „meine kleine Mietherin ist eine eigensinnige Person, man hat seine liebe Noth mit ihr. Wenn ich nicht überall die Augen habe, begeht sie eine Unbesonnenheit nach der andern. Apropos, wann soll denn nur endlich das kleine Kind getauft werden? Ich kann es als gute Katholikin nicht länger mit ansehen, daß das arme Geschöpf so vernachlässigt wird. Die Frau Justizräthin ist eine gute,

fromme Dame, sie wird ohne Zweifel gern die Christenpflicht üben, die Pathe zu sein. Der Vorwand, daß Sie fremd sind, kann nicht mehr gelten."

Louise gerieth in die peinlichste Verlegenheit.

„Ich kann unmöglich der Frau Justizräthin zumuthen —!" stammelte sie. „Die gute Dame hat schon so viel für mich gethan."

„Sie sehen mich bereit," sagte Hermine rasch. „Wenn es sich nur um eine Pathe handelt, so verschieben Sie die heilige Handlung nicht länger."

„Gut, Frau Justizräthin, gut!" rief die Alte. „Wir halten sie beim Worte. Nächsten Sonntag findet die Taufe statt. Die junge Mutter versteht das nicht. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen noch nähere Nachricht bringe, wenn Sie bis dahin uns nicht wieder mit einem Besuche beehrt haben. Es ist wahrlich im höchsten Grade unchristlich, ich möchte sagen gewissenlos, daß man nicht schon früher dazu gethan hat. Ich fürchte mich vor der Strafpredigt unsers Pfarrers, wenn ich ihm die Meldung mache. Na, für diesmal wird ja wohl eine Ausrede zu finden sein. Also die Frau Justizräthin Ernst ist die Pathe, es bleibt dabei."

Um den Redefluß der Alten zu hemmen, nahm Hermine Abschied und verließ das Stübchen. Dadurch ward auch Louise verhindert, Einwendungen zu machen. Mutter Bielitz begleitete den Besuch bis zur Treppe.

„Man muß sich nur in's Mittel legen," flüsterte sie. „Die gute Madame Seltenau würde in ihrer Schüchternheit die heilige Taufe bis zum jüngsten Tage verschieben."

„ Sollte sie wirklich nur aus Schüchternheit Anstand nehmen?" fragte Hermine.

„Ganz gewiß, liebe Frau Justizräthin. Aus Schüchternheit und aus Stolz. Wenn nicht die bitterste Noth sie zwänge, sie würde keinen Groschen Unterstützung annehmen. Aber das muß man sagen: sie hängt mit einer Liebe an dem Kinde, die mich oft bis zu Thränen rührt. Stundenlang betrachtete sie das schlafende Würmchen und spricht mit ihm, als ob es eine erwachsene Person wäre, die jedes Wort versteht. Hätte sie das Kind nicht, sie würde vor Hunger sterben, ehe sie andere Leute um Unterstützung anspräche."

„Lassen Sie es an nichts fehlen, liebe Frau, ich bestreite alle Kosten," sagte Hermine.

„Dadurch erwerben Sie sich einen Platz im Himmel. Es mag nun sein, wie es will — Madame Seltenau ist eine sehr achtbare Person."

„Wachen wir vereint über sie, so lange es nöthig ist. Benachrichtigen Sie mich, wenn irgend etwas vorfällt."

„Verlassen Sie sich darauf!"

„Meine Wohnung kennen Sie?"

„Ja, Frau Justizräthin!"

„Nennen Sie Ihren Namen, und man wird Sie augenblicklich zu mir führen. Um eine Gefälligkeit noch bitte ich Sie.“

„Sie haben zu befehlen, Frau Justizräthin!“

„Verschweigen Sie unserem Schützlinge Alles, was wir sprechen.“

„Gewiß!“

„Es ist nicht gerathen, daß sie weiß, wie sie uns verpflichtet ist.“

„Bei ihrer Empfindsamkeit — !“

„Und dann sagen Sie mir, von wem sie Besuche empfängt.“

„Ei, das versteht sich von selbst! Nicht eine Fliege soll in das Zimmer kommen, ohne daß Sie es erfahren. Wie gesagt, auf meinen Eifer und meine Verschwiegenheit können Sie bauen.“

Hermine wollte gehen. Da ließen sich Schritte vernehmen, welche die halbdunkle Treppe heraufkamen. Gleich darauf erschien ein Postbote.

„Wohnt hier Madame Seltenau?“

„Ja, mein Lieber.“

„Hier ist ein Brief an sie, per Adresse Frau Bielitz.“

„Das bin ich. Geben Sie.“

„Ich erbitte mir zwanzig Groschen!“ sagte der Briefträger, indem er ein ziemlich großes, mit Papieren angefülltes Kouvert übergab.

„Mein Gott," rief die Alte, „der Brief muß ja aus Moskau oder aus Rom kommen! Und der Absender hat ihn nicht einmal frei gemacht, als ob die arme Madame Seltenau — "

„Still!" unterbrach Hermine die Geschwätzige. „Nehmen Sie."

Sie zahlte das Porto von der kleinen Münze, die sie stets in der Tasche ihres Kleides zu tragen pflegte. Der Postbote grüßte, und eilte die Treppe hinab. Mutter Bielitz, den schweren Brief in der Hand haltend, sah die Justizräthin an.

„Das ist ein Packet mit Schriften."

„Ohne Zweifel kommt es von ihrem Manne."

„Ich hätte wohl Lust einmal hineinzusehen," sagte lächelnd die Alte.

„Dann würden Sie eine schwere Verantwortlichkeit auf sich laden. Geben Sie den Brief unerbrochen ab. Verletzung des Briefgeheimnisses wird dem Diebstahle gleich geachtet."

„Mich leitet keine böse Absicht — ich dachte nur — — "

„Denken Sie Nichts, sondern befördern Sie den Brief rasch an die Adressatin, die ihn vielleicht mit Schmerzen erwartet."

Hermine stieg die Treppen hinab. Als sie auf die Straße trat, sah sie an dem Nachbarhause empor. Die alte Jüdin lag noch immer in dem Fenster und starrte

nach dem Dachstübchen Louisens hinüber. Der Luftzug machte die gelben Bänder ihrer Haube flattern. Ein Haufe zerlumpter Kinder drängte sich um die vornehme Dame und bat mit vor Frost zitternder Stimme um Almosen. Hermine vertheilte alle Münzen, die sie bei sich trug. Jubelnd liefen die glücklichen Empfänger davon. Ein vielleicht zehnjähriges Mädchen, das ein sehr zartes Kind in einem zerlumpten Mantel trug, blieb allein zurück. Traurig sah es die Dame an, die sich entfernen wollte. Hermine blieb, von Mitleid ergriffen, stehen und suchte in der Tasche — es fand sich keine Münze mehr darin vor. Da sie ihre Börse Louisen zurückgelassen, war sie völlig ohne Geld. Das zitternde Mädchen mit dem bleichen, abgezehrten Gesichte schien ihr die Hilfebedürftigste von Allen zu sein.

„Mein liebes Kind, ich trage auch nicht einen Groschen mehr bei mir!“

Das Mädchen antwortete nicht; aber Thränen rannen über die magern Wangen. Der Anblick dieser Thränen durchschnitt der mitleidigen Justizräthin die Seele. Sie konnte sich nicht überwinden, das stillweinende Kind ohne eine Gabe zu lassen. Aber was sollte sie geben? Außer einer Goldkette, die sie am Halse und dem Trauringe, den sie am Finger trug, hatte sie keine dazu geeigneten Gegenstände, und diese waren zu theuer. Da fiel ihr ein, daß sie von Mutter Bielitz einige Münze leihen könne.

„Wohnst du in dieser Straße?“ fragte sie.

„Ja, Madame,“ hauchte das Mädchen.

„So warte einige Augenblicke, ich werde sogleich zurückkommen.“

Die gute Frau scheute die Mühe nicht, die Treppen noch einmal zu ersteigen. Nach zwei Minuten klopfte sie an Louisens Thür, Frau Bielitz öffnete.

„Ach, Madame,“ rief die überraschte Alte, „es ist gut, daß Sie kommen. Treten Sie ein, und sehen Sie die Bescherung, die der verwünschte Brief angerichtet hat. Sie müssen wohl eine Ahnung gehabt haben —“

„Was ist geschehen?“

Mit diesen Worten trat sie in das Stübchen. Louise lag ohnmächtig am Boden. In der starren Hand hielt sie einen Brief — andere Papiere lagen zerstreut neben ihr.

„Ich bin ganz rathlos,“ sagte weinerlich die dicke Frau. „Was soll ich beginnen? Hätte ich doch den Brief nicht abgegeben. Kaum hatte sie die ersten Zeilen gelesen, als sie laut aufschrie. Ich dachte, es wäre vor Freude — aber ich hatte mich getäuscht. Die unglückliche Frau wollte weiter lesen; aber sie brach zusammen, und blieb liegen, wie Sie sie da sehen. Du lieber Gott, wenn sie nur nicht vom Schlage getroffen ist. Ist das ein Jammer mit dieser Person! Was fange ich mit ihr an? Wäre nur der Arzt da, der um diese Zeit immer zu kommen pflegt. Ich kann doch nicht

fortgehen, und die Ohnmächtige mit dem Kinde allein lassen. Sie kann den Tod von diesem Schrecken haben!"

Die dicke Frau zitterte am ganzen Körper, während sie rathlos die arme Louise anstarrte.

„Holen Sie Wasser!" befahl Hermine.

Frau Bielitz verließ wankend das Zimmer. In diesem Augenblicke schrie das Kind, das im Bette lag. Die junge Mutter regte sich, als ob das Geschrei ihres Kindes sie aus der Ohnmacht erweckte. Dann begann sie leise zu wimmern. Hermine bemühte sich, sie emporzuheben. Bei dieser Gelegenheit warf sie, ohne es zu wollen, einen Blick auf das Papier, das Louise wie krampfhaft in der Hand hielt; sie glaubte die Schriftzüge ihres Mannes zu erkennen. Bestürzt sah sie noch einmal hin — der Brief fiel auf den Boden, und es zeigte sich die Unterschrift: „V. Ernst." Und diese, von der Hand des Justizraths vorgeschriebenen Zeilen hatten auf die junge Mutter eine solche Wirkung hervorgebracht! Jetzt sah Louise, die sich mit großer Anstrengung emporgerichtet hatte, die Justizräthin.

„Madame, Sie hier?" rief sie bestürzt.

„Ein Zufall führte mich zurück — ich traf Sie zu meinem Bedauern in dieser Lage. Was ist geschehen?"

„Ja, was ist geschehen?" fragte Louise, indem sie mit der kleinen Hand über ihr todtbleiches Gesicht fuhr, als ob sie den Schleier verwischen wollte, den die Ohn-

macht über ihr Gedächtniß gezogen hatte. Da traf ihr Blick die Papiere. In fieberhafter Hast raffte sie alle zusammen, und warf sie auf das weinende Kind. Dann sank sie auf die Knie, und hielt schützend beide Hände auf das Bett.

Mutter Bielitz brachte ein Gefäß mit Wasser.

„Gott sei Dank, daß Sie sich wieder erholt haben!“ rief sie aus. „Man sollte jeden andern Brief, der ankommt, erst prüfen, ehe sie ihn erhalten — dieser hier hat ja eine schreckliche Wirkung hervorgebracht.“

Louise verblieb regungslos in ihrer Stellung sie schien die Worte der Alten nicht zu hören. In Herminen kreuzten sich tausend Gedanken und quälende Vermuthungen wurden wach. Die bleiche junge Frau erschien ihr in diesem Augenblicke überirdisch schön, und die verlassene Lage gab ihr ein wunderbares Interesse. Nach dem, was sie gesehen, war also auch Viktor in das Geheimniß mit verwickelt, das Madame Seltenau umgab. Stand er ihr als Rechtsanwalt oder als Privatperson nahe? Diese Frage lastete mit Zentnergewicht auf der Seele der Justizräthin. Und wer konnte, wer würde sie beantworten? Louisen jetzt auszuforschen war unmöglich, die arme Frau war völlig niedergeschmettert.

„Was der Brief wohl enthalten mag?“ fragte die Alte.

„Schicken Sie zu dem Arzte, liebe Frau!“ flüsterte Hermine.

Dann grüßte sie und entfernte sich.

Auf der Straße stand harrend das arme Mädchen. Die Justizräthin bemerkte es nicht; ihre eigenen Angelegenheiten ließen sie Alles vergessen. Als sie ihr Boudoir betrat, sank sie erschöpft auf einen Sessel.

Viertes Kapitel.
Im Comptoir.

Das Haus des Banquiers Kaiser war eins der prächtigsten der Stadt; man hätte es für einen kleinen Palast halten mögen. Ueber der hohen Eingangsthür befand sich ein von Säulen getragener Balkon. Auf den Gesimsen und den Ecken des platten Daches standen lebensgroße Statuen. Ein Merkur schmückte die Mitte der Facade nach der Straße zu. Große Spiegelscheiben bildeten die Fenster. Das Erdgeschoß enthielt die Komptoirs, die Kasse und das Kabinet des Herrn vom Hause. In dem ersten Stocke befanden sich die Wohnzimmer Madame Kaiser's und ein glänzender Gesellschaftssaal. Der zweite Stock enthielt die Gastzimmer, die Zimmer für die beiden ersten Kommis, und eine Gemäldesammlung, die der Banquier nach dem Muster der großen französischen Financiers angelegt hatte.

Morgens acht Uhr begannen die Arbeiten in den Komptoirs. Um neun Uhr erschien der Chef des Hauses in seinem Kabinet, das durch eine Glasthür von den übrigen Arbeitszimmern geschieden ward.

Gegen Mittag trat ein junger Mann in das Kabinet, und legte dem Chef mehrere Briefe zur Unterschrift vor.

„Wie geht es Dir, Anton?“ fragte Herr Kaiser freundlich. „Hast Du dich von der Krankheit völlig erholt?“

„Ja, lieber Onkel,“ antwortete der junge Mann. „Die Luft ist heute mild — ich werde nach Tische den ersten Spaziergang unternehmen.“

Anton war der Sohn der Schwester des Banquiers, die mit einem holländischen Schiffskapitän unglücklich verheirathet gewesen. Der Kapitän Dyck, ein dem Trunke ergebener Mann, hatte seine Frau verlassen, nachdem er ihr Vermögen verschwendet. Die Führung eines Schiffes hatte man ihm längst nicht mehr vertraut, da seine Unzuverlässigkeit allgemein bekannt war. Wie man sagte, sollte dieser Elende in die Dienste der ostindischen Kompagnie getreten sein. Die arme Frau war ein Jahr nach der Trennung von ihrem Manne aus Gram gestorben. Anton Dyck war als eine zwölfjährige Waise in das Haus seines Onkels gekommen; jetzt war er zweiundzwanzig Jahre alt und schon der erste Kommis des Bankhauses, das er

hatte emporblühen sehen. Anton war des Englischen und Französischen so vollkommen mächtig, daß er die Korrespondenzen in diesen beiden Sprachen führte. Dafür erhielt er einen Jahresgehalt von achthundert Thalern. Sein Zimmer befand sich im zweiten Stocke des Hauses.

Der junge Mann sah noch bleich aus; aber sein Auge war hell und freundlich. Seine regelmäßigen Gesichtszüge verriethen Intelligenz und einen hohen Grad von Gutmüthigkeit. Die Toilette war einfach und geschmackvoll; man sah, daß er viel darauf gab. An seinem schneeweißen Busenstreifen erglänzte eine kostbare Brillantnadel, das letzte Weihnachtsgeschenk seiner Tante. Sein schwarzes Haar kräuselte sich in natürlichen Locken um den runden Kopf. Ein feiner schwarzer Bart zeigte sich über den geschweiften Lippen.

Der junge Mann hing mit Dankbarkeit und Liebe an seinem Wohlthäter, und Herr Kaiser der die Zuverlässigkeit seines Neffen kannte, schenkte ihm, trotz seiner Jugend, ein unbegrenztes Vertrauen. Der Banquier hatte keine Kinder, er theilte in dieser Beziehung das Los des Justizraths. Allgemein hielt man den Neffen für den einzigen Erben des Onkels, und vielleicht auch hegte der Onkel diesen Gedanken, denn er behandelte Anton wie einen Sohn und Geschäftsfreund, und zog ihn bei allen Unternehmungen zu Rathe.

Kaiser überflog die Briefe, unterzeichnete sie, und gab sie zurück.

Als Anton durch das angrenzende Zimmer ging, um zu dem Korrespondenz-Bureau zu gelangen, trat ein Mann ein, der seine ganze Aufmerksamkeit erregte. Dieser Mann war sehr klein, und trotz seiner Korpulenz sehr beweglich. Da er den Hut in der Hand trug, konnte man seinen kahlen, glänzenden Schädel sehen. Bis zur Mitte des Hinterkopfes zeigte sich ein dichtes, schwarzes Haar. Seine Augen waren groß, schwarz nnd voll Feuer. Die Brauen lagen wie dicke schwarze Raupen an der breiten, etwas gerötheten Stirn. Zwischen den vollen Wangen prangte eine große Adlernase. Durch die aufgeworfenen, rothen Lippen schimmerten breite, weiße Zähne. Ein kurzer, schwarzer Bart zog sich bis in die Mitte der Backen, der übrige Theil des Gesichts war glatt rasirt. Diese kurze Gestalt war in einen feinen Pelz gehüllt.

„Verzeihung," redete der Fremde mit tiefer Baßstimme den Kommis an, „ich möchte Herrn Kaiser sprechen."

Anton öffnete die Thür des Kabinets, ließ ihn eintreten, schloß die Thür wieder und entfernte sich. Der Banquier empfing den Besuch mit dem kalten freundlichen Lächeln, das ihm in geschäftlichen Verhandlungen zur andern Natur geworden war.

„Wer gibt mir die Ehre?" fragte er mit einer Bescheidenheit, die bei dem reichen Banquier fast wie Ironie erschien.

„Mein Name ist Markus!“

„Aus Amsterdam?“

„Levi Markus aus Amsterdam!“ antwortete der Jude, indem er sich stolz verneigte.

Herr Kaiser lächelte nicht mehr, er sah den Juden verwundert an.

„Wir stehen seit Jahren in Geschäftsverbindung, ohne uns persönlich zu kennen,“ begann Levi Markus, indem er seinen feinen Hut auf einen Stuhl setzte, die braunen Glacehandschuhe auszog, und sie nachlässig in den Hut warf.

„Es ist wahr, wir haben uns nie gesehen!“ fuhr der Banquier mit erzwungener Freundlichkeit fort.

„Destomehr aber geschrieben, Herr Kaiser!“ antwortete die schnarrende Baßstimme des Juden.

„Begrüßen wir uns also als alte Bekannte.“

„Das war mein Wunsch, meine lang gehegte Hoffnung. Hier ist meine Hand, Herr Kaiser, die Hand eines ehrlichen Mannes!“

Der Banquier schlug zwar rasch, aber mit einer Art Aengstlichkeit in des Juden dargereichte Hand, an deren kurzen, dicken Fingern kostbare Ringe blitzten. Levi Markus lächelte wie ein Satyr. Es ließ sich nicht unterscheiden, ob in diesem Lächeln Hohn oder aufrichtige Freude lag. Herr Kaiser zog eine Glocke. Der Komptoirdiener trat ein.

„Was befiehlt mein Herr?“

„Just, diesen Vormittag bin ich für Niemanden mehr zu sprechen.“

„Sehr wohl, Herr Kaiser.“

„Nun gehe zu meiner Frau und sage ihr, daß wir einen werthen Gast zu Tische hätten, den ich ihr in einer halben Stunde vorstellen würde.“

Just, ein langer, hagerer Mensch von vielleicht vierzig Jahren, entfernte sich. Kaum hatte er das Kabinet verlassen, als die grünen Vorhänge an der Glasthüre zugezogen wurden. Die Aussicht in das Komptoir war versperrt.

Levi Markus hatte sich bereits auf einem der Sessel niedergelassen, als der Banquier sich wieder zu ihm wendete; seinen Pelz schlug er zurück, daß man den zugeknöpften schwarzen Frack erkennen konnte, unter dem hervor eine schwere Goldkette hing. Um den kurzen dicken Hals des holländischen Juden schlang sich nachlässig ein Shawl von schwerer, bunter Seide. Die Toilette war reich und verrieth das Bestreben, zu glänzen.

Herr Kaiser nahm ihm gegenüber Platz.

„Ich wollte heute einen Brief an Sie abgehen lassen,“ begann er, seine Befangenheit gewaltsam unterdrückend. „Es freut mich, daß wir uns nun mündlich über eine Angelegenheit aussprechen können, die für uns Beide von gleicher Wichtigkeit ist.“

„Zu diesem Zwecke habe ich meine Reise unternommen.“

„Nur zu diesem Zwecke?“ fragte der Banquier gespannt.

„Sie werden sehen, daß eine mündliche Verständigung nöthig ist.“

„Beginnen Sie, mein Herr!“

„Es sind nun fünfzehn Jahre, daß ich Ihrem Schwager Dyck die Summe von zehntausend Gulden lieh, die er zu einer Privatspekulation verwenden wollte.“

„Ganz recht. Bei dieser Gelegenheit eröffneten wir unsere Korrespondenz.“

„Sie verbürgten sich für den Kapitain Dyck.“

„Für den Fall, daß er von seiner Reise nach Ostindien nicht zurückkehren würde; kehrte er zurück, so sollte er selbst für die Abtragung seiner Schuld sorgen.“

„Ihr Schwager, Herr Kaiser, ist nicht zurückgekehrt.“

„Leider, und darum zahlte ich Ihnen das Kapital nebst Zinsen zurück.“

„Wie ich gebührend bescheinigt habe. Die Bürgschaftsangelegenheit ist demnach vollständig abgethan. Nun aber hat Ihr Schwager ein Vermögen von zwei Millionen Gulden hinterlassen, das er in einem Zeitraume von zwölf Jahren wider Erwarten erworben hat, und zwar mit meinem Gelde!“ fügte der Jude betonend hinzu.

„Verzeihung, Herr Markus, mit dem Gelde, das ich Ihnen zurückgezahlt habe. Vergessen Sie nicht, daß Sie auf alle Fälle gesichert waren, Sie hatten bei Abschluß des Darlehens durchaus kein Risiko."

Levi Markus lächelte.

„So meinen Sie, mein werther Herr Kaiser. Aber was würden Sie gesagt haben, wenn der gute Kapitän arm zurückgekehrt wäre? Wie? Sie hätten nach Uebereinkunft nicht nöthig gehabt zu zahlen und Ihr Schwager hätte nicht zahlen können, selbst wenn er den Willen dazu gezeigt."

„Diesen Fall habe ich nicht angenommen."

„Aber ich habe ihn als möglich angenommen, und jeder vorsichtige Geschäftsmann muß ihn annehmen. Sie sehen, daß ich allerdings riskirte. Nun habe ich stets den Grundsatz befolgt, daß, wenn ich den Verlust theile, ich mich auch des Gewinnes erfreue. Zu diesem Zwecke habe ich mir von dem Kapitän, als ich ihm das Geld zahlte, ein Dokument ausstellen lassen, wonach mir der dritte Theil des Gewinnes zufallen sollte, den das Unternehmen abwerfen würde. Es war dies bei dem Charakter Ihres Schwagers nur eine schwache Hoffnung, aber es war doch eine Hoffnung. Man weiß aus Erfahrung, daß sich das Glück oft gewaltsam aufdrängt. Ihr Schwager also hatte sich der besondern Gunst Fortuna's zu erfreuen; er starb und hinterließ zwei Millionen Gulden, die er Ihnen, als dem Vormunde seines Sohnes, überwies. Nun kam

ich und beanspruchte mein Drittheil, das der gute Erblasser vergessen hatte. Das streitige Drittheil verblieb bei der ostindischen Kompagnie und die beiden andern haben Sie sich auszahlen lassen. Der Prozeß schwebt ob und wird wohl so lange schweben, bis das Streitobjekt so ziemlich zusammengeschmolzen ist. Man kennt das. Ich habe Sie zu einem Vergleiche zu bewegen gesucht und Ihnen Vorschläge gemacht, die Sie wohl annehmen konnten; nichtsdestoweniger aber fechten Sie die Echtheit meines Dokumentes an und produziren einen Brief Ihres Schwagers, den Sie einige Jahre nach seiner Abreise von ihm erhalten haben wollen."

„Verzeihung, mein Herr, ich habe ihn wirklich erhalten!" unterbrach ihn erregt der Banquier.

Levi Markus blieb ruhig, und antwortete lächelnd:

„Sie behaupten, daß Ihr Schwager den Brief an Sie geschrieben, aus dem hervorgeht, daß er außer einigen moralischen Verpflichtungen gegen seine Familie Niemanden in der Welt verpflichtet ist, wenn die Schuld von zehntausend Gulden an den Juden Levi Markus in Amsterdam getilgt ist — und ich behaupte die Echtheit des Dokuments. Das Gericht wird entscheiden, verlassen Sie sich darauf, Herr Kaiser. Das Gericht wird entscheiden, und wir werden Nichts bekommen."

„Ich glaube, daß es noch Gerechtigkeit in Holland gibt."

Der Jude zuckte die Achseln.

„Trotz dieser Gerechtigkeit ist ein Vergleich besser!“ sagte er. „Sie sind ein Ausländer und ich bin ein Jude. Mein Herr, wir Beide erleben das Ende dieses Prozesses nicht, und unsere Erben müssen die Kosten bezahlen. Das ist der Lauf, kein anderer. Nun frage ich Sie, mein werther Herr, sind wir nicht Beide Geschäftsleute? Wollen wir denn so thöricht sein, und uns auf das schlechteste Geschäft von der Welt einlassen. Meine Freunde lachen über diesen abgeschmackten Prozeß und schelten mich einen Narren — bei Gott, sie haben Recht! Wie wollen Sie beweisen, wie kann ich beweisen? Sie besitzen die richtige Handschrift des Kapitäns — auch ich besitze sie. Ihnen schreibt der Verstorbene, ich schulde keinem Menschen etwas, außer Levi Markus zehntausend Gulden — und mir schreibt er, Sie erhalten den dritten Theil des Vermögens, das ich mit dem von Ihnen erhaltenen Darlehen gewinne. Was soll man von dem Kapitän denken? In Amsterdam hörte ich, daß seine arme Frau aus Gram gestorben sei, nachdem man den leichtsinnigen Mann über das Meer expedirt habe. Hier in Köln hörte ich gestern Abend, daß der Sohn des Kapitän Dyck ein braver junger Mann sei, der von der Güte seines gutherzigen Onkels lebe — daß Anton Dyck bald großjährig werde und sein Vermögen selbst verwalte — da habe ich denn gedacht — —“

Markus schwieg, indem er den Banquier beobachtete, der sich unruhig auf seinem Sessel bewegte.

„Nun, was haben Sie gedacht?“ fragte Kaiser mit einer nicht zu verkennenden Anstrengung.

Des Juden feuriges Auge sah über die ganze Gestalt des Banquiers hin, während sein Gesicht ein Strahl der Freude durchzuckte.

„Ganz recht,“ begann er wieder, als ob er aus Zerstreuung sich unterbrochen habe. „Nicht wahr, Ihr Neffe heißt Anton Dyck?“

„Ja, mein Herr!“

„Steht als Kommis in Ihren Diensten?“

Herr Kaiser nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Nun, so habe ich denn gedacht,“ sagte Markus, indem er mit seiner schweren Goldkette nachlässig spielte, „daß ich den jungen Mann bitten wollte, mir zu helfen —“

Der Jude ließ abermals ein bedeutungsvolles Schweigen eintreten; er schien eine wohlüberlegte Taktik zu befolgen. Der Banquier war ruhiger geworden.

„Wobei soll Ihnen mein Neffe helfen?“ fragte er lächelnd.

„Er soll mir helfen, Sie zu einem Vergleiche zu bewegen.“

„Ah, das ist es!“ murmelte Herr Kaiser.

„Aber ich wollte diesen Schritt nicht unternehmen, ohne zuvor mit Ihnen Rücksprache genommen zu haben.“

„Herr Markus," rief der Banquier lachend, „wer eifrig bemüht ist, einen Vergleich herbeizuführen, hat in der Regel die Ahnung von dem schlechten Ausgange seines Prozesses! Habe ich Recht? O bekennen Sie nur, daß ich Recht habe!"

„Wer kann sagen, mein werther Herr Kaiser, wie unser Prozeß ausläuft? Ich habe keine Ahnung von einem guten, noch von einem schlechten Ausgange. Im günstigsten Falle gewinnen wir Beide, ohne einen Gulden zu erhalten, und im ungünstigsten Falle verlieren wir Beide, und müssen zahlen. Wir machen ein Kompagnie-Geschäft mit und gegen unsern Willen."

„Das begreife ich vollkommen," rief der Banquier.

„So schlagen Sie ein!"

„Bedenken Sie, daß ich nicht meine eigenen Sachen verwalte."

„Dann ziehen wir Ihren Neffen herbei, der in wenig Monaten großjährig wird."

Der Banquier stutzte.

„Wer hat Sie so genau über meine Familie unterrichtet?" fragte er.

„Der Zufall, mein werther Herr Kaiser! doch, lassen wir das! Ich habe Zeit. Handeln Sie, wie es die Pflicht als Vormund erheischt. Nehmen Sie Rücksprache mit Ihrem Advokaten und mit Ihrem Neffen — ich bleibe noch einige Tage in Köln, dann gehe ich nach Frankfurt, wo mich Geschäfte mehrere Wochen fesseln —

von dort aus mache ich eine Reise nach Mannheim und München, dann komme ich zurück, um Ihren Entschluß zu vernehmen, und, wenn es nöthig ist, Ihren Neffen zu befragen."

„Gut, Herr Markus, Sie sind so lange mein Gast, als es Ihnen gefallen wird, sich in unserer Stadt aufzuhalten. Wir prozessiren, aber wir sind deshalb nicht Feinde."

„Dafür soll mich Gott bewahren!" rief der Jude.

„Ich habe Ihrem Hause Geschäfte zugewiesen."

„Wie ich dem Ihrigen."

„Nehmen Sie auch meinen Dank, mein werther Herr Kaiser. Aber Sie verkennen doch meine Absicht nicht?"

„Nein, nein!"

„Gut, so nehme ich Ihr freundliches Erbieten an. Kommen Sie einmal nach Amsterdam."

„Das kann sich bald fügen!"

„Da steht Ihnen mein ganzes Haus zu Gebote. Ich hasse das Wirthshausleben."

„Apropos, wo sind Sie abgestiegen?"

„Im rheinischen Hofe."

„Senden Sie meinen Diener, daß er Ihr Gepäck hole."

Der Banquier zog die Glocke.

Just trat ein.

„Du wirst die Befehle dieses Herrn vollziehen, Just."

Der lange Diener verneigte sich.

„Meine Wohnung ist bezahlt," sagte Levi Markus. „Gehe Er in den rheinischen Hof und hole Er von Nr. 6 meinen Reisekoffer. Hier ist die Karte."

„Man kennt mich dort," murmelte Just.

„Desto besser!"

„Bringe den Koffer auf unser Fremdenzimmer!" befahl Herr Kaiser.

Just entfernte sich, um den Auftrag zu vollziehen. Der Gast bat den Wirth, ihn der Frau vom Hause vorzustellen. Beide Männer verließen das Kabinet durch eine geheime Thür und stiegen in den ersten Stock hinan.

Markus drückte seine Verwunderung aus über die prachtvolle Einrichtung des Hauses. Auf dem Korridor trat den Männern ein niedliches Kammermädchen entgegen, das einen großen Strauß von frischen Blumen trug.

„Anna," fragte der Banquier, „wo befindet sich meine Frau?"

„Madame betrat das Wohnzimmer, als ich vor zehn Minuten nach dem Treibhause ging, um von dem Gärtner diesen Strauß zu holen."

„Ah, sie erwartet uns!" flüsterte der Hausherr dem Gaste zu.

In dem Vorzimmer legte Markus Hut und Pelz ab. Eine Minute später stand er vor Sidonien, die in Erwartung des Gastes eine reizende Toilette gemacht hatte.

„Herr Levi Markus!“ sagte vorstellend der Gemal.

Sidonie bezwang ihr Lachen über diesen sonderbaren Stutzer mit dieser entsetzlichen Glatze und dem dicken Kopfe. Kaiser warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu, indem er sagte:

„Herr Levi Markus ist jener Geschäftsfreund aus Amsterdam, der meinem unglücklichen Schwager sehr gefällig gewesen. Du erinnerst Dich wohl, liebe Sidonie, daß ich oft von ihm gesprochen habe?“

„Ah, ganz recht!“ flüsterte die schöne Frau, indem sie es nicht ohne Widerstreben duldete, daß der Jude ihre Hand ergriff und küßte. „Demnach sind wir Ihnen Dank schuldig.“

„Wofür Dank, Madame Kaiser?“ fragte Levi, der verwundert die imposante Erscheinung ansah. „Jenes Darlehen an Ihren Herrn Schwager war ein Geldgeschäft wie jedes andere, das seine Prozente einträgt. Aber ich freue mich, daß ich dadurch die Ehre habe, mit Ihrem Hause bekannt zu werden.“

Sidonie bot dem Gaste einen Sessel an.

„Mein Kind,“ sagte Herr Kaiser, „die Post von Paris wird jetzt angekommen sein, ich habe noch ein Stündchen in dem Komptoir zu thun. Herr Markus weiß, wie viel auf eine exakte Korrespondenz ankommt; er wird mich entschuldigen, wenn ich Dir die Unterhaltung unseres werthen Gastes bis zur Tischzeit überlasse.“

Levi Markus verbeugte sich mit aller Eleganz, die ihm zu Gebote stand.

„Legen Sie sich keinen Zwang an, mein werther Herr Kaiser!“ antwortete er. „Ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie mich in so liebenswürdiger Gesellschaft lassen.“

Madame Kaiser geleitete ihren Mann in das Vorzimmer.

„Was ist das, Valentin?“ fragte sie entrüstet. „Warum machst du mit dieser Karrikatur so viel Umstände?“

„Beruhige Dich, mein liebes Kind, ich werde Dich bald befreien.“

„Der Jude ist mir widerwärtig!“

„Ich glaube es, denn er ist auch mir eine ekelhafte Erscheinung.“

„Aber so erkläre Dich doch, damit ich ihn zu nehmen weiß!“

„Behandle ihn als einen Menschen, der uns einen Gewinn von zwei Millionen Gulden bringen kann. Gibst du Anlaß zu einem Bruche mit ihm, so ist das Geschäft verloren. Gehe zu ihm zurück; Du siehst mich wieder, sobald ich das Nöthigste geordnet habe. Später gebe ich Dir vollständige Aufklärung.“

Der Banquier küßte seine Gattin; dann verließ er eilig das Vorzimmer.

„Seltsam!“ flüsterte Sidonie. „Wie aufgeregt er ist! Nun, ich will mich überwinden, so lange es möglich ist.“

Sie nahm den Blumenstrauß, den ihr Anna überreichte und ging in das Zimmer zurück. Levi betrachtete die prachtvollen Gemälde an den Wänden, als sie eintrat.

Wir folgen dem Banquier, der die Treppe hinab, in sein Kabinet eilte. Nachdem er einige Minuten lang sinnend das Zimmer durchschritten, flüsterte er vor sich hin:

„Das ist der einzige Weg, den ich einschlagen kann! Ich gewinne Zeit, und kann handeln."

Er öffnete die Glasthür, und rief in das Komptoir:

„Mein Neffe soll kommen!"

Dann holte er aus einem Schrank mehrere Briefe hervor und legte sie auf sein Arbeitspult. Nach fünf Minuten trat der junge Kommis ein.

„Anton," sagte Herr Kaiser, „kennst Du den Fremden, den Du vorhin einführtest?"

„Nein, lieber Onkel."

„Er kommt aus Brüssel und macht mir eine vertrauliche Mittheilung, die mir Schrecken einflößt."

„Was ist es denn?" fragte Anton gespannt.

„Wir hegten längst Befürchtungen wegen Baptist Leroux und Komp. in Brüssel?"

„Ja!"

„Nun, diese Befürchtungen sind leider nur zu gegründet."

„Das Haus schuldet uns achtzigtausend Franks!" flüsterte der bestürzte Anton.

„Es wäre dies der dritte harte Schlag, der uns in dem kaum begonnenen Jahre trifft.“

„Vielleicht läßt er sich abwenden,“ rief rasch der junge Mann.

„Aber wie?“

„Hat sich Baptist Leroux bereits erklärt?“

„Nein, aber die Krisis kann nicht lange mehr ausbleiben, wie man mir sagte. Und auch mir scheint, daß alle Anzeichen dazu vorhanden sind. Trotzdem aber müssen wir vorsichtig sein, denn das Gerücht könnte lügen.“

„Gleichviel; wir dürfen nicht zögern, Mittel zur Rettung zu ergreifen. Darf ich mir einen Vorschlag erlauben?“ fragte Anton.

„Ich habe Dich kommen lassen, um mit Dir zu berathen.“

„Heute noch werde ich nach Brüssel reisen, um zu sondiren.“

„Du bist krank gewesen, Anton!“

„Die Reise wird mich stärken, denn wir haben heute Frühlingsluft.“

„Und was willst Du in Brüssel beginnen?“

„Das wird von dem Stande des Bankhauses abhängen. Jedenfalls werde ich ihm die Summe vor der Falliterklärung zu entziehen suchen. Erhalte ich kein baares Geld, so begnüge ich mich mit Papieren. Geben Sie mir Vollmacht, und in zwei Stunden reise ich ab.“

Der Oheim billigte den Vorschlag des Neffen.

„Entschuldigen Sie mich bei der Tante, wenn ich nicht zu Tische komme!“ rief Anton, indem er das Kabinet verließ. „Um keine Zeit zu verlieren, werde ich sogleich meine Vorbereitungen zur Reise treffen.“

„Der gute Bursch!“ murmelte der Banquier. „Hätte ich mich mit dem Justizrathe nicht so weit eingelassen, ich würde dem braven Anton heute noch vollständigen Aufschluß geben. Leider kann ich nicht mehr eigenwillig zurücktreten, ohne mich zu kompromittiren. Wir wollen sehen, wie der Jurist den Juden nimmt, der einen sichern Blick in unsere Karte geworfen zu haben scheint. So lange der gefährliche Gast in unserm Hause ist, muß Anton fern bleiben. O dieser ewige Kampf, er ermüdet mich!“

Nach einer halben Stunde lagen die zur Reise erforderlichen Papiere auf dem Pulte. Der Banquier saß sinnend auf seinem hohen Komptoirstuhle. Die Pendüle schlug Zwei. Herr Kaiser fuhr auf, ergriff die Feder und schrieb auf ein Blatt:

„Levi Markus ist da! Besuchen Sie mich, sobald Sie können.“

Nachdem er das Papier zusammengelegt und gesiegelt hatte, adressirte er es an den Justizrath Viktor Ernst. Dann zog er die Glocke. Der lange Just trat ein.

„Wo sind die Sachen des Fremden?“

„In dem angedeuteten Zimmer, Herr Kaiser.“

„Gut.“

„Er hat mir einen Louisd'or für meine Mühe gegeben.“

„So viel?“ fragte Kaiser verwundert.

„Ich wollte das Geld nicht nehmen, aber er zwang es mir mit Gewalt auf.“

„Der Jude ist freigebig,“ dachte der Banquier. „Man kennt diese Leute, sie geben keinen Groschen aus, wenn sie nicht wissen, daß sie ein Geschäft machen. Dieser Generosität liegt Etwas zum Grunde — seien wir auf unserer Huth.“

„Herr Kaiser!“ sagte der lange Just.

Der Angeredete hatte die Anwesenheit des Dieners vergessen; er fuhr auf.

„Was willst du?“

„Soll ich das Geld behalten, Herr?“

„Ich habe zwar befohlen, von Fremden nie Etwas anzunehmen; aber hier kannst Du eine Ausnahme machen.“

Das trockene Gesicht des langen Bedienten erheiterte sich.

„Danke!“ sagte er, als ob er das Goldstück des Juden von seinem Herrn empfangen hätte.

Abermals trat eine Pause ein, die der Banquier unterbrach:

„Just!“

„Herr Kaiser?“

„Du wirst Morgens und Abends den Fremden bedienen."

„Sehr wohl, Herr!"

„Für diese außergewöhnliche Bedienung erhältst Du von mir für den Tag einen Thaler."

„Aber Herr Kaiser!"

„Laß mich ausreden."

„Ich höre, lieber Herr."

„Von dem Gaste nimmst Du kein Geld mehr an, wie er es Dir auch aufzudringen versuchen mag. So oft er Dir Etwas angeboten hat, so oft sagst Du es mir — verstanden?"

„Ja, Herr!"

„Dieselbe Summe erhältst Du von mir; jedoch unter der Bedingung, daß Du mir Alles mittheilst, was der Fremde spricht und thut. Alles, was wir so eben besprochen haben, verschweigst Du ihm. Gibt er Dir Aufträge, so führe sie aus — aber Du theilst sie mir mit."

Just versicherte, ein eifriger Diener, wie er bisher gewesen, sein zu wollen, indem er sein Erstaunen über den seltsamen Befehl unterdrückte; er begriff, daß der Gast eine Person von Wichtigkeit sei, denn so hatte er seinen Herrn nie gesehen.

„Jetzt, Just, gehe zu dem Justizrathe Ernst, und bringe ihm diesen Brief."

Die Unterredung war zu Ende. Herr Kaiser verließ sein Kabinet, das der Diener verschloß, und ging

in den Speisesaal, wo Sidonie und Levi des Herrn vom Hause warteten, um sich zu Tische zu setzen.

„Anton kommt heute nicht!“ flüsterte er seiner Gattin zu.

„Warum?“

„Er ist verreist. Wenn Markus nicht fragt, erwähne unsers Neffen nicht.“

Der schmächtige Friedrich, den wir im Gespräche mit Peter Gallas kennen gelernt haben, trug die Speisen auf und bediente bei Tische. Dem Banquier entging es nicht, daß der Gast den langen Bedienten scharf ins Auge faßte. Sidoniens Benehmen war artig, aber ironisch.

Fünftes Kapitel.
Der Jurist und der Jude.

Um drei Uhr empfing Anton in dem Kabinete seines Onkels Vollmacht und Reisegeld.

„Sei vorsichtig,“ sagte der Banquier; „das Gerücht, das uns besorgt macht, könnte unbegründet sein. Das Haus Leroux in Brüssel hat nicht minder seine Feinde, als das unsrige. Du hast zwar Vollmacht, nach Gutdünken zu handeln; aber wenn es ohne Nachtheil geschehen kann, unterrichte mich vorher von den Schritten, die Du zu unternehmen gedenkst. Vor allen

Dingen aber bleibe so lange in Brüssel, bis ich Dir melde, daß Du von mir keine Aufträge mehr zu gewärtigen hast."

Anton drückte dem Onkel herzlich die Hand, und ließ sich eilig nach dem Bahnhofe fahren, um den Abgang des Zuges nach Aachen nicht zu versäumen. Er war, wie natürlich, der Meinung, daß Gefahr im Verzuge läge.

Eine Viertelstunde nach der Abreise des jungen Mannes erschien der Justizrath. Der Banquier verschloß die Glasthür seines Kabinets.

„Sie haben mein Billet erhalten?" fragte er besorgt.

„Ja, mein Freund."

„Den Juden habe ich längst gefürchtet."

„Unsere Prozeßangelegenheit steht gut," warf lächelnd der Justizrath hin. „Der Advokat Noroy in Amsterdam schreibt mir, daß unser letzter Antrag, den Juden abzuweisen, durchgehen wird. Es ist überhaupt unbegreiflich, wie das Gericht eine solche Klage, die sich auf ein so relativ gefaßtes Dokument gründet, hat annehmen können."

„Der Jude schlägt mir einen Vergleich vor."

„Ah, dies beweist, daß ich Recht habe! Wir werden den Vergleich nicht annehmen."

„Ich habe ihm dies bereits zu verstehen gegeben."

„Gut, und was meinte der Jude?"

„Er wollte sich an Anton Dyck wenden, der bald mündig sein müsse.“

Der Justizrath ward ernst.

„In dieser Aeußerung liegt allerdings eine Drohung, die wir nicht unbeachtet lassen dürfen. Da der Jude sieht, daß er auf dem Wege des Prozesses nicht zum Ziele gelangt, nimmt er zur Intrigue seine Zuflucht. Wohlan, er soll uns gerüstet finden. Wo ist Anton?“

„Ich habe ihn unter einem Vorwande nach Brüssel geschickt, um ihn für die Dauer der Anwesenheit des Juden zu entfernen.“

„Diesen Schritt, mein lieber Freund, erheischte die Vorsicht.“

Der Banquier warf sich auf einen Sessel, indem er murmelte:

„Was würde ich darum geben, hätte ich den Schritt vermeiden können! Eine Lüge, Ein Betrug zieht den andern nach sich. Der arme Junge hat sich von seiner Krankheit noch nicht völlig wieder erholt und schon schicke ich ihn auf Reisen, weil —“

„Kaiser, Sie sind Hypochonder!“ unterbrach ihn der Justizrath. „Haben Sie den Sohn Ihres liederlichen Schwagers nicht so gut situirt, daß er Ihnen zum größten Danke verpflichtet ist? Was wäre aus ihm geworden, wenn Sie sich seiner nach dem Tode Ihrer Schwester, wo Niemand von dem Kapitän Etwas wußte, nicht angenommen hätten?“

„Ich that meine Pflicht als Christ.“

„Welcher Christ kümmerte sich um Sie, als Sie von allen Seiten bedrängt wurden?“ fragte der Justizrath.

„Und doch wollte ich, daß ich Ihren Rathschlägen nicht gefolgt wäre,“ antwortete der Banquier. „Verzeihung, mein Freund,“ wandte er sich zu dem Juristen, „ich muß für meine Schwachheit zu viel büßen! Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe machen will, aber ich kann einmal die Ruhe des Gemüthes nicht heraufbeschwören, die in meiner jetzigen Lage nothwendig ist.“

„So erlauben Sie mir, daß ich diese Ruhe durch eine kurze Rekapitulation der Verhältnisse heraufbeschwöre.“

Der Justizrath zog einen Sessel heran und ließ sich neben Kaiser nieder, der seinen Kopf auf die Hand gestützt hatte, und traurig auf den prachtvollen Fußteppich starrte.

„Ich beginne mit der Zeit, in der ich meine Hermine kennen lernte. Das Vermögen meiner Braut war in Ihrem Bankhause deponirt, das damals noch klein war und mehrere unglückliche Spekulationen gemacht hatte. Als ich mich verheirathet hatte, stand mir die Verfügung über dreißigtausend Thaler zu. Sie konnten diese Summe nicht beschaffen, ich ließ sie in Ihren Händen und betheiligte mich an Ihren Geschäften, um dem Falle des Hauses Kaiser vorzubeugen.“

„Dafür werde ich ewig Ihr dankbarer Schuldner bleiben!“ rief der Banquier.

„Verzeihung, mein lieber Freund, ich will Ihren Dank nicht provoziren.“

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort!“

„So ward ich denn Börsenmann und Spekulant, ohne es recht zu wissen. Unsere ersten Unternehmungen hatten wenig Erfolg, und nach kaum einem Jahre befanden wir uns am Vorabende einer bedenklichen Krisis. Da kam Levi Markus und präsentirte den Wechsel des Kapitäns, der fällig geworden war. Ich zahlte die zehntausend Gulden sammt Zinsen, um unseren Zustand zu verbergen, weil ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß wir durch Beharrlichkeit noch prosperiren würden. Sie bewunderten damals meinen Muth, hielten mich für Ihren besten Freund und schloßen mit mir den Kontrakt ab, daß ich bei jeder glücklichen Unternehmung zur Hälfte partizipiren solle, obgleich ich kaum den fünften Theil zum Betriebskapitale gegeben hatte. Es war dies natürlich, da Sie auf meine Intelligenz rechneten. Aber trotz dieser Intelligenz gingen unsere Sachen schlecht, weil die Zeit den Geldspekulationen ungünstig war. Wir hätten das Bankhaus schließen und manche brave Familie unglücklich machen müssen, wenn die Erbschaft Ihres Schwagers uns nicht zu Hilfe gekommen wäre, die Sie als Vormund Antons bezogen. Ich rieth Ihnen, dem

jungen Manne das Ereigniß zu verschweigen, überhaupt es als ein tiefes Geheimniß zu bewahren, damit die Welt an unsere Tüchtigkeit glaube und unser Emporblühen nicht einem unvorhergesehenen glücklichen Zufalle beimesse. Und was hat Anton dabei verloren? Sind Sie ihm, so lange er minderjährig ist, Rechenschaft schuldig? Wird er nicht, im Falle Ihre Ehe ohne Kinder bleibt, Ihr Erbe?"

„Nun lassen Sie mich fortfahren, mein lieber Ernst!" unterbrach ihn der Banquier.

„Fahren Sie fort!" sagte der Justizrath.

„Stand mir das Recht zu, Antons Erbschaft mit Ihnen zu theilen?"

„Gewiß!"

„Nennen Sie mir die Gründe."

„Wer hat dem Kapitän, dem kein Mensch einen Thaler anvertraute, die Mittel geliefert, in Ostindien sein Glück zu versuchen?"

„Sie und ich!"

„Ganz recht."

„Aber auch der Jude hat Antheil daran."

„So behauptet er durch ein Dokument, das offenbar falsch ist."

„Das ist noch nicht erwiesen!" meinte der Banquier.

„Lassen wir das auf den Ausspruch des Gerichts ankommen."

„Gut; aber Anton.“

„Der junge Mann wird unzweifelhaft der Erbe. Was wir in unserm Interesse unternehmen, unternehmen wir auch in dem seinigen.“

„Wenn es aber nun zweifelhaft wäre, daß er allein mich beerbt?“

Der Justizrath lächelte.

„Sollten Sie sich dieser frohen Hoffnung hingeben dürfen?“ fragte er.

„Seit acht Tagen berechtigt mich meine Sidonie dazu.“

„O, dann wünsche ich von ganzem Herzen Glück!“

„Könnte ich Ihnen von ganzem Herzen danken.“

„Freund, ich bleibe dabei, Sie sind ein ausgemachter Hypochonder! Arbeiten Sie, arbeiten Sie, das Uebrige wird sich finden. Sie können sich mit Anton und Ihrem Gewissen abfinden, denn Sie haben ja die Mittel dazu.“

„O, Sie irren, mein Freund!“ murmelte kopfschüttelnd der Banquier.

„Sie sehen zu schwarz!“

„Was bleibt meinem Kinde, wenn ich Anton auszahle, was ihm von Rechtswegen gebührt?“

„Sie nehmen Dinge als gewiß an, die noch im Schooße der Zukunft begraben liegen. Bleiben wir bei der Gegenwart, die uns die Pflicht auferlegt, die Angriffe des spekulativen Juden abzuschlagen, der unzwei-

felhaft nicht in freundlicher Absicht gekommen ist. Fassen Sie Muth, mein bester Freund, es wird noch Alles gut werden. Also Levi Markus wohnt in Ihrem Hause?"

„Ich habe ihn eingeladen, um ihn desto besser überwachen zu können."

„Recht so. Und Anton?"

„Ist auf dem Wege nach Brüssel; er soll über Baptist Leroux Erkundigungen einziehen."

„So wird er zufrieden gestellt werden, denn mit Leroux steht es gut, so gut, daß wir auf ein Aktienunternehmen mit ihm eingehen werden. Doch, davon später — bleiben wir jetzt bei dem Juden, den ich, als Ihr Rechtsanwalt, auf mich nehme."

„Ernst," sagte Kaiser nach einer Pause, „was werde ich dem guten Anton antworten, wenn er mich fragt: wo ist mein väterliches Erbtheil?"

„Tragen wir Sorge, daß nie diese Frage über seine Lippen komme."

„Der Jude beargwöhnt uns, er wird mit ihm gemeinschaftliche Sache machen."

Der Jurist flüsterte dem Banquier in das Ohr:

„Vergessen Sie nicht, Freund Kaiser, daß ich der Justizrath Ernst bin. Ihr Billet von diesem Mittag hat mich nicht überrascht, denn ich habe die Ankunft des Juden vorausgesehen, wenn ich auch nicht erwartete, daß sie so rasch erfolgen würde. Der Bursche steht schon lange in meinem schwarzen Register."

Herr Kaiser sah seinen Freund mit einer Art Bewunderung an.

„Levi Markus hat in Amsterdam zwar die Firma eines Bankhauses, aber er macht nur Geschäfte mit Leuten, die eine Erbschaft zu hoffen haben oder sucht Familien auf, die er bewegt, Ansprüche auf jene ungewissen Amsterdamer und Londoner Erbschaften zu erheben, indem er ihnen vorspiegelt, daß sie die ersten Erben seien. Dann wieder schießt er kleine Kapitale zu Unternehmungen vor, wobei er sich geschickt den Rücken zu decken weiß — denken Sie an den Kapitän Dyck, und Sie kennen die Geschäftsmanipulationen dieses Menschen. Jedem Andern würde er vielleicht gefährlich sein können — uns nicht, das schwöre ich Ihnen! Die Schlinge, die er uns legt, wird ihm den Hals zuschnüren."

Der Justizrath holte die neueste Nummer der Kölner Zeitung aus der Tasche und gab sie dem Banquier, indem er auf eine Anzeige darin deutete.

„Lesen Sie," sagte er.

Herr Kaiser las folgende Zeilen:

„Unterzeichnete werden sich von heute an acht Tage in hiesiger Stadt aufhalten; sie bringen dies mit dem Bemerken zur Anzeige, daß sie über alle Erbschaften, welche bei der holländisch-ostindischen Kompagnie stehen, die genaueste Auskunft zu geben im Stande sind. Köln, rheinisches Hotel 10. Gebrüder Ascher aus Amsterdam."

„Nun?“ fragte Kaiser, indem er das Blatt zurückgab.

„Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht einen von diesen saubern Brüdern unter Ihrem Dache beherbergten. Levi Markus ist ein Associé dieses Erbschafts-Nachweisungsbureau's. Während er hier thätig ist, ertheilt sein Kompagnon in dem Gasthause Auskunft. Es gibt dumme Menschen genug, die meilenweit zu diesen Betrügern kommen und sich um schweres Geld Abschriften von Testamenten verschaffen lassen, von denen sie glauben, daß sie ein ausgewandertes Glied ihrer Familie gemacht habe. Auf diese Weise machen diese Leute ihre Anknüpfungen. Dann empfehlen sie Advokaten, die in Amsterdam ansäßig sind, die Prozedur nimmt ihren Anfang, und nach zwei bis drei Jahren gehen den Verblendeten die Augen auf, damit sie entsetzt in ihren leeren Geldbeutel sehen können. Die Sache ist eben so einfach als loyal, und Niemand kann den Betrügern beikommen. Führen Sie mich zu Levi Markus, daß ich ihn sondire. Aber halten Sie Madame Kaiser fern, es ist nicht gut, daß die Frauen Angelegenheiten dieser Art kennen lernen.“

Nach zehn Minuten traten die beiden Männer in das kleine Gesellschaftszimmer des ersten Stockes. Madame Kaiser unterhielt den Gast. In freudiger Ueberraschung eilte sie dem Justizrathe entgegen, dessen Ankunft sie von den Pflichten der Hausfrau entband, die

ihr heute zum ersten Male lästig waren. Ernst las es in den Zügen der geängstigten Frau, und deshalb improvisirte er eine Einladung von seiner Gattin.

„Ich werde zu ihr fahren!“ rief Sidonie. „Herr Levi Markus, den ich mir erlaube dem Herrn Justizrathe Ernst als unsern Gast vorzustellen, wird die Nachmittagsstunden in unterhaltenderer Gesellschaft verbringen, als in der meinigen.“

Die Männer grüßten sich gegenseitig durch eine Verbeugung.

„Sende uns Kaffee und Zigarren, Sidonie!“ rief Herr Kaiser.

Die Dame grüßte, und verließ das Zimmer.

„Mein Rechtsanwalt,“ sagte der Banquier, der den Gast jetzt mit andern Augen betrachtete, als vor einer Stunde. „Ihre Vorschläge, Herr Markus, habe ich ihm bereits mitgetheilt, und da der Herr Justizrath unsern Prozeß genau kennt, so glaube ich, daß eine gegenseitige Verständigung nicht schwer werden kann.“

„Ich theile diese Ansicht,“ antwortete Levi. „Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Prozeß.“

Der Justizrath warf sich lächelnd in einen Sessel.

„Dieses Sprichwort hat nicht immer Recht, mein bester Herr!“ rief er aus.

„Wie, Herr Justizrath?“

„Unter gewissen Umständen ziehe ich einen Prozeß vor.“

„Weil Sie Advokat sind, mein Herr!“ antwortete Markus mit jüdischer Sicherheit.

„Ganz recht, ich bin Advokat, und suche demnach die Interessen meines Klienten zu wahren. Kann ich aus juristischer Ueberzeugung nicht zu einem Vergleiche rathen, so halte ich auf die Fortführung des Prozesses. Unter gewissen Umständen liegt in dem Vergleiche, zumal wenn er mager ist, wie sich Ihr Sprichwort auszudrücken beliebt, eine Niederlage, und eine Niederlage ist für einen Juristen ein unangenehmes Ding.“

Friedrich trat ein und präsentirte Kaffee und Zigarren. Man rauchte und trank den duftenden Mokka aus goldenen Tassen. Als der Bediente sich entfernt hatte, rief der Justizrath, dessen Blicke verstohlen auf dem dicken Juden hafteten:

„Herr Markus kann sich übrigens versichert halten, daß auch ich auf einen Vergleich eingehe, wenn ich auf anständige Weise der Unannehmlichkeit überhoben werde, bei einem Amsterdamer Gerichte zu prozessiren. Lassen Sie hören, was Sie uns bieten!“

Levi blies eine große Rauchwolke aus seinem breiten Munde, und betrachtete einige Augenblicke den fast zirkelrunden Kreis, den der lichtblaue Rauch über seinem Haupte bildete. Dann antwortete er ruhig und kalt:

„Theilen wir die streitige Summe!“

Der Banquier sah seinen Rechtsanwalt an, als ob ihm dieser Vorschlag gefiele.

„Zählen Sie diesen Vergleich zu den magern?“ fragte der Justizrath ironisch.

„Allerdings, mein werther Herr, denn ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß ich in zwei oder drei Jahren die ganze Summe sammt Zinsen erhalten werde.“

„Warum warten Sie nicht zwei oder drei Jahre?“

„Weil ich ein großes Unternehmen beabsichtige, zu dem ich diese Summe verwenden will. Ich bin nicht reich, und muß alle Mittel aufbieten, die mir zu Gebote stehen.“

„Warum haben Sie nicht vor einem halben Jahre den Vergleich proponirt?“

„Weil ich damals meine Kapitalien nicht brauchte. Die Hälfte, die ich jetzt verliere, durch den Vergleich, Herr Justizrath — diese Hälfte glaube ich doppelt und dreifach durch das projektirte Unternehmen wieder zu gewinnen. Ich verhehle nicht, daß mein Vergleich eine Spekulation ist.“

„Allerdings, es ist eine Spekulation, und zwar eine recht gut ersonnene!“ rief lachend der Justizrath.

Wir haben jetzt den holländischen Spekulanten gehört, hören wir nun auch den deutschen Juristen.

„Sie hatten dem Kapitän Dyck zehntausend Gulden geliehen?“

„Das ist erwiesen.“

„Ebenso erwiesen ist es, daß Herr Kaiser, der Bürge, die Schuld seines Schwagers sammt Zinsen getilgt hat.“

„Niemand wird dies anfechten!“ sagte Levi, indem er sich nachläßig verneigte.

„Sie behaupten,“ fuhr der Justizrath fort, „daß der Kapitän mit Ihrem Gelde gearbeitet habe?“

„Natürlich!“

„Mein Herr Justizrath, trennen Sie gefälligst die Sachen; es handelt sich nicht mehr um den Wechsel —“

„Ganz recht, ich wollte Ihnen durch diese Bemerkung nur andeuten, daß wir Ihre Dienste, wenn Sie solche geleistet haben, nicht außer Augen setzen. Sie haben dem Kapitän keine geleistet und doch bringen Sie ein Dokument, worin der Verstorbene Ihnen ein Drittheil Dessen zusichert, was er möglicher Weise mit dem Darlehen, das Sie ihm unter Bürgschaft seines Schwagers gegeben, gewinnen könne. Aus einem Briefe des Kapitäns geht hervor, daß er in Europa weiter keine Verpflichtungen habe, als die Einlösung des bewußten Wechsels, und nun bittet er den Schwager, sich der Frau und des Kindes anzunehmen —“

„Ich kenne den Brief, mein werther Herr,“ sagte Markus.

„Desto besser.“

„Dieselbe Hand, die mein Dokument geschrieben, hat Ihren Brief geschrieben.“

Markus sah die beiden Männer abwechselnd an, als ob er die Wirkung seiner Worte beobachten wollte.

Der Banquier konnte eine unruhige Bewegung nicht unterdrücken; der Justizrath lächelte wie ein ungläubiger Mensch.

„Den Brief, den wir in Händen haben," sagte er betonend, „hat der Kapitän Dyck geschrieben."

„Die Züge sind genau dieselben, lieber Herr. Bezweifeln Sie mein Dokument, so muß ich Ihren Brief bezweifeln. Die Echtheit des einen beweist die des andern."

„Demnach beweisen Sie, daß beide Papiere entweder falsch oder echt sein müssen."

„Ja, mein werther Herr Justizrath."

Eine Pause trat ein.

Kaiser zündete seine Zigarre noch einmal an, obgleich sie brannte. Der Justizrath wirbelte dichte Wolken nach der Decke; Levi Markus bildete durch jeden Zug mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit bald große, bald kleine Ringe, deren Entstehen und Verschwinden er lächelnd betrachtete.

„Herr Markus," begann der Justizrath, „Ihre Behauptung setzt mich nicht in Erstaunen, da ich sie natürlich finde. Wollten wir nun einen Vergleich mit Ihnen eingehen, müßten Sie nicht glauben, daß wir als Handschriftenfälscher den Fortgang des Prozesses fürchten?"

Der Jude verlor seine Ruhe nicht.

„Das heißt mit andern Worten," sagte er lächelnd,

„ich fürchte den Fortgang, weil ich einen Vergleich vorschlage.“

„Ich habe nicht von Ihnen gesprochen, mein Herr! Es kann mir nicht einfallen, Sie beleidigen zu wollen. Jeder wägt seine Stellung ab, die er dem Andern gegenüber einnimmt. Sie selbst haben uns durch Ihren Ausspruch so situirt, daß wir gezwungen sind, den Richterspruch abzuwarten.“

„Ich bedaure dies um deswillen, weil ich mein Unternehmen nicht ausführen kann.“

„Der Jude ist ein verschlagener Mensch,“ dachte der Justizrath; „man darf nicht ohne die schärfste Ueberlegung handeln.“

„Dieser Rechtsanwalt soll mich nicht irre führen,“ dachte Levi Markus; „ich zweifle nicht mehr daran, daß ich auf der rechten Spur bin.“

Der Banquier schämte sich seiner Stellung dem Juden gegenüber; er schüttelte den Kopf und klingelte dem Diener, daß er frischen Kaffee bringe. Der Justizrath entfernte sich bald, er schützte dringende Geschäfte vor.

„Das ist ein gefährlicher Mensch!“ flüsterte der Banquier im Vorzimmer.

„Er ist schlau und unverschämt wie alle seines Gleichen.“

„Was halten Sie von der Sache?“

„Suchen Sie den Juden zu fesseln.“

„Er wird drei bis vier Tage bleiben."

„Diese Zeit genügt mir, um ihn zu fangen; er soll unsere Stadt nicht verlassen, ohne eine Erklärung abgegeben zu haben. Uebrigens fürchten Sie nichts, mein lieber Freund, ein solcher Gegner ist leicht ungefährlich zu machen."

Die beiden Männer trennten sich. Als der Banquier in das Zimmer kam, schickte sich Markus zum Ausgehen an.

„Verzeihung, Herr Kaiser," sagte er, „wenn ich Sie Ihren Geschäften so lange entzogen habe. Gehen Sie in Ihr Komptoir, ich werde einige Besuche abstatten."

„Vergessen Sie nicht, daß Sie ein Zimmer meines Hauses bewohnen, und daß wir um acht Uhr zu Nacht speisen!"

Nach zehn Minuten verließ Markus das Haus. Herr Kaiser ging gedankenvoll in sein Kabinet.

Sechstes Kapitel.

Lea Pik. — Das Schmuckkästchen.

Levi Markus mußte in der Stadt bekannt sein, denn ohne zu fragen ging er durch die engen und winkligen Straßen der alten Rheinstadt, bis er das schmale Gäßchen der Armuth erreichte, in welchem

Madame Seltenau wohnte. Bei dem eingetretenen Thauwetter hatten die Häuser ein noch trostloseres Ansehen, als unter der weißen Schneedecke. Alles war schwarz und feucht. Der Gast des Banquiers ging vorsichtig durch die Wasserpfützen, die sich aus den schmelzenden Schneehaufen bildeten, bis er das Haus erreichte, in welchem die alte Jüdin wohnte, die die Justizräthin am Fenster beobachtet hatte.

Nachdem er die halb verwischte Hausnummer auf einem verrosteten Bleche angesehen, trat er in die Thür, die offen stand. Ein schmaler Gang zwischen feuchten Lehmwänden führte zu einer Treppe, die durch die offene Thür ein schwaches Licht erhielt. Markus stieg behend die Treppe hinan, deren Stufen mit verhärtetem Schmutze bedeckt waren, den die Kommenden und Gehenden zurückgelassen hatten. Auf dem kleinen Vorplatze im ersten Stocke zeigten sich zwei Thüren. An der einen derselben befand sich ein Blechschild mit der Aufschrift „Witwe Markus.“ Levi zog an der Klingel, deren schmutziger Griff neben dem Schilde hing. Der gedämpfte Klang einer zersprungenen Glocke ließ sich vernehmen. Zugleich hörte man das Gebell eines engbrüstigen Hundes, der sich bald näherte, bald entfernte. Die eigenthümliche Art, in der diese Töne verhallten, deuteten einen mit Sachen vollgepackten Raum an, der kein Echo entstehen ließ. Es ist dies das charakteristische Zeichen der Wohnungen der Handelsjuden, die aus

jedem Winkel einen Speicher machen, unbekümmert, ob sie dem Lichte und der Luft den Eingang verrammeln oder nicht.

Das einzige Fenster des Vorplatzes ging nach der Straße hinaus. Während Levi wartete, daß man ihm öffnen würde, drang ein Strahl der Nachmittagssonne durch dieses Fenster, als ob ihn der Himmel aus Barmherzigkeit herabsendete, um Staub, Fett und jene unbeschreibliche Farbe zu bescheinen, die aus tausend Arten von Schmutz zusammengesetzt ist und auf den feuchten Mauern, dem wurmstichigen Treppengeländer, den verschobenen Fensterrahmen und Thüren haftet, die ursprünglich roth gewesen sind, und jetzt aussehen, als ob sie im vorigen Jahrhunderte gearbeitet wären. Der Sonnenstrahl verschwand nach einigen Sekunden wieder. Levi besah seine gelben Glacehandschuhe — der an der rechten Hand, mit der er den Griff angefaßt, war beschmutzt.

„Pfui!" murmelte er.

Dann zog er noch einmal die Glocke, indem er mit den Fingerspitzen den Knopf des Griffs erfaßte.

„Gleich, gleich!" rief eine Frauenstimme im Innern der Wohnung.

Levi schlug seinen Pelz zurück, daß der elegante schwarze Frack, der bunte Shawl mit der großen goldenen Nadel und die schwere Uhrkette sichtbar wurden. Dann spreizte er die kurzen, dicken Beine und steckte beide Hände in die Hosentasche. So blieb er mit einem unbeschreiblichen Lächeln stolzer Zufriedenheit stehen.

Ein Riegel ward langsam zurückgeschoben, und die Thür öffnete sich. Der Kopf einer alten Jüdin ward sichtbar. Levi stand wie eine Statue, und lächelte die Alte an.

„Nun?" fragte sie nach einigen Sekunden, als der Mann im Pelze immer noch schwieg.

Levi's großer Mund vergrößerte sich fast bis an die Ohrläppchen, in denen kleine Goldknöpfchen erglänzten. Da der feine Hut tief im Nacken saß, konnte man die großen Falten sehen, die das Lächeln auf der breiten Stirn bildete. Die beiden Reihen schneeweißer großer Zähne waren vollkommen sichtbar.

„Was gibt's?" fragte mürrisch die Witwe Markus, denn diese zeigte sich in der Thür.

Der Angeredete verharrte in seinem Schweigen.

„Warum zeigen Sie mir die Zähne?" fuhr die Alte fort.

Levi rührte sich nicht.

„Was wollen Sie denn?"

Levi warf sich stolz in die Brust.

„Reden Sie lieber, wenn Sie die Sprache nicht verloren haben!"

Levi steckte die rechte Hand in die Brustöffnung seiner Weste, ohne zu antworten.

„Der Mensch ist närrisch," sagte die Jüdin mit ihrer tiefen Altstimme.

Dann zog sie sich zurück, um die Thür zu schließen.

Halt!" rief Markus, indem er die Hand ausstreckte.

„Ich dachte schon, der Herr wäre stumm. Was wünschen Sie?" fragte mißtrauisch die Witwe.

„Mit Ihnen sprechen," schnarrte der Jude vornehm.

„Mit mir?"

„Element, mit Ihnen! Weiter wohnt doch Niemand hier?"

„Hier wohnt die Witwe Markus, wie das Schild besagt und wie allgemein bekannt ist."

„Und die Witwe Markus suche ich!" sagte Levi, indem er seinen Pelz zusammenschlug, um auch die glänzende Außenseite desselben zu zeigen.

„Hier ist sie!" war die lakonische Antwort.

„Wollen Sie mich an der Thüre abfertigen?"

„Warum nicht?"

„Bemerken Sie, daß ich ein anständiger Mann bin!" rief Levi stolz.

„Ich zweifle nicht daran."

„Mich führen Geschäfte zu Ihnen, einträgliche Geschäfte!"

„Ist mir lieb. Reden Sie."

„Hier?"

„Es hört uns Niemand. Wollen Sie vielleicht den Pelz bei mir versetzen?" fragte die Witwe, indem sie das Kleidungsstück mit Kennermiene betrachtete. „Ziehen Sie ihn aus, ich werde darauf geben, was möglich ist."

Levi brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Gut. Was leihen Sie auf diesen Pelz?“ fragte er.

Die Alte verlor ihre Ruhe nicht.

„Ziehen Sie ihn aus, daß ich ihn taxiren kann. Der Pelz hat keinen großen Werth, da es Frühling wird. Man hat während des Sommers seine Mühe, um ihn vor Mottenfraß zu schützen. O, ich habe schon mehrere im Versatz!“

Der Stutzer zog wirklich seinen Pelz aus, und stand im eleganten schwarzen Frack da. Die Alte prüfte das Kleidungsstück. Ihre Mienen drückten eine große Ueberraschung aus.

„Nun, Mama Markus, was meinen Sie?“ fragte Levi.

„Der Pelz ist noch ziemlich gut — nicht viel getragen.“

„Er kostet zweihundert Thaler.“

„Das glaube ich wohl; aber ich kann nur zwanzig Thaler darauf leihen. Sind Sie zufrieden, so treten Sie ein, ich werde das Geschäft machen.“

„Ich bin zufrieden.“

Levi folgte der Alten auf einen Vorsaal, der einen seltsamen Anblick bot. Möbel von allen Sorten, Kochöfen, Gewehre, Jagdtaschen, Küchengeschirr, alte Kleidungsstücke, Drahtkäfige, Kupferstiche, Heiligenbilder in bunten Lithographien, alte Schwarzwälder Uhren

und Porzellansachen von allen Formen standen und lagen bis an die Decke aufgeschichtet. Durch diesen grotesken Chaos von Sachen führte ein schmaler Gang zu einer Thür, in der sich ein kleines, mit einer rothen Gardine versehenes Fenster befand. Die Gardine dieses Fensterchens ward zurückgezogen, und ein reizender Mädchenkopf zeigte sich, dessen schwarzglänzende Augen neugierig nach dem Besuche spähten. Levi bemerkte den Kopf, der eben so rasch wieder verschwand, als er erschienen war.

„Ein hübsches Gesicht!" murmelte er überrascht.

„Meinen Sie die Pepita?" fragte die Alte, welche die Thür hinter sich verriegelt hatte und nun auf eine mit Goldleisten eingerahmte Lithographie deutete, welche diese vielbewunderte Tänzerin in einer ihrer üppigsten Attitüden darstellte. „Sie ist billig, ich gebe sie für einen Thaler hin."

Pepita stand zwischen einem grünen Käfig und einem alten Uhrgehäuse von Bronze. Ueber ihr hing eine schwarze Maske mit Flor, und unter ihr auf der Kommode lag eine Guitarre ohne Saiten. Rechts neben ihr hing der große Napoleon.

Levi hatte keine Aufmerksamkeit für diese wunderbare Zusammenstellung, die der Zufall gefügt; er öffnete rasch die Thür, und trat in das Wohnzimmer der Alten, das durch zwei Fenster mit weißen Gardinen völlig erhellt ward. Eine fast erstickende Hitze herrschte

in dem Stübchen, die einem Kochofen von Blech entströmte. In der Ofenröhre stand ein Kessel, dessen Inhalt kochend sprudelte. Auf dem Boden stand eine Kaffeemühle und eine große braune Kanne.

„Lea, laß die Milch nicht überkochen!“ rief die Alte, die langsam über den Vorsaal schlüpfte.

Kaum hatte sie diese Erinnerung ausgesprochen, als es in dem Ofen hell aufprasselte. Die glühende Röhre ward mit weißem Schaume überschüttet, und ein widriger Brandgeruch erfüllte das Zimmer. Knall auf Knall kam aus dem Ofen wie ein Peletonfeuer.

„Lea, Lea!“ kreischte die Alte mit durchdringender Stimme.

Da ward die Thür des Alkovens aufgerissen, und ein junges Mädchen sprang in das Zimmer. Angsterfüllt holte sie den überwallenden Milchtopf aus dem Ofen, der sich sofort beruhigte, als er auf dem Boden stand. Aber die alte Jüdin gerieth in Wuth. Zornbebend setzte sie eine große Hornbrille auf ihre gebogene Nase und sah in den Milchtopf.

„Er ist halb leer!“ rief sie zitternd. „Dummes, einfältiges Ding, Du richtest nur Unheil in meinem Hause an. Glaubst Du denn, ich finde das Geld auf der Straße? Hättest Du Dir doch die Hände verbrannt, daß Du keinen Finger rühren könntest! Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich einen solchen Wunsch ausspreche — aber diese Strafe hast Du leichtsinniges Ge-

schöpf verdient. Zwei Groschen sind zum Teufel; nun können wir heißes Wasser statt der Milch zum Kaffee trinken. Wäre nur der fremde Herr nicht da, ich wollte Dir den bodenlosen Leichtsinn schon anstreichen. Woran hast Du denn wieder gedacht? Aha, da liegt der verwünschte Roman!"

Die zornige Alte ergriff das auf einem Rohrstuhle liegende Buch, und warf es dem jungen Mädchen, das vor dem Ofen kniete, auf den Rücken. Dann riß sie einen Fensterflügel auf. Eine dichte graue Wolke zog in die Straße hinaus. Der zottige Spitz begleitete die Rede seiner zornigen Herrin mit einem heiseren Gebelle.

„Puah!" stöhnte die Alte, indem sie erschöpft auf einen alten Lehnstuhl von Juchtenleder sank. „Man möchte wahrhaftig ersticken."

Zugleich riß sie einen wollenen Shawl ab, den sie am Halse trug. Ein großer Kropf, den der Zorn roth gefärbt hatte, ward an dem gelben, runzligen Halse sichtbar. Levi stand überrascht in der Mitte des Zimmers, dessen schwere Atmosphäre nach und nach dünner ward. Mit einer Art Rührung betrachtete er die schwarzen Augen ohne Brauen und Lider, den fast zahnlosen Mund und die mit Schmutz angefüllten gelben Runzeln der Alten, die keuchend in ihrem Stuhle saß. Nach einigen Sekunden nahm sie eine Dose aus der Tasche ihres karrirten Oberrocks, und füllte die große Nase mit Tabak, als ob sie durch diesen Kitzel der Geruchs-

nerven sich Beruhigung verschaffen wollte. Sie schien wirklich diesen Zweck erreicht zu haben.

„Setzen Sie sich, mein Herr!“ sagte sie, auf einen Stuhl deutend.

Levi leistete der Einladung Folge. Das junge Mädchen kniete weinend am Boden und goß das siedende Wasser auf den Kaffee.

„So hat man fast täglich seinen Aerger,“ brummte die Alte.

„Wie jeder Mensch!“ fügte Levi hinzu, der erstaunt die Köchin betrachtete.

Lea trug ein einfaches Kleid von schwarzer Wolle. Die Bänder einer weißen Küchenschürze hoben die Zierlichkeit der schlanken, elastischen Taille, die von keinem Schnürleibe eingepreßt wurde, vortheilhaft hervor. Unter dem kleinen rothen Tuche von abgetragener Seide schimmerten die schneeweißen runden Schultern, auf denen sich ein schöner, schlanker Hals wiegte. Ihre Wangen waren hochroth von der Hitze. Die großen dunklen Augen schwammen in Thränen. Das blauschwarze Haar, über der weißen, mattglänzenden Stirn leicht gescheitelt, vereinigte sich auf dem Hinterkopfe in zwei schweren Flechten, die geschickt zu einem Kranze zusammengelegt und von einem Messingpfeile gehalten waren. Das jugendliche Gesicht war so zart, und dabei so pikant, die Züge waren so regelmäßig schön, daß der Typus der Jüdin völlig verloren ging. Lea schien

eine Italienerin vom reinsten Geblüte zu sein. Obgleich sie nur erst achtzehn Jahre zählte, so waren ihre Formen doch schon völlig ausgebildet. Es ist nicht selten, daß man so wunderbar schöne Mädchengestalten in niedern Judenfamilien trifft.

Jetzt erhob sich Lea und setzte das braune Gefäß auf den Tisch. Das war wirklich die Gestalt einer Juno! Das war wirklich der Kopf einer büßenden Magdalena, wie ihn die italienische Malerschule des Mittelalters zu idealisiren pflegte. Levi war entzückt; Mama Markus schien ihren Zorn zu vergessen, denn sie folgte mit ruhigen Blicken dem reizenden Mädchen, das den Fensterflügel schloß und sich dann in das Nebenzimmer zurückzog.

Die Inhaberin der Wohnung sah sich nach dem Pelze um, den sie auf die Lehne des Sopha's geworfen hatte. Ihre Züge erheiterten sich wieder. „Wir wollen doch unser Geschäft abmachen, mein Herr?"

„Machen wir es ab."

„Auf wie lange brauchen Sie das Geld?"

„Nun — auf einen Monat."

„Ich gebe Ihnen einen Schein, wie dies bei mir Brauch ist."

„Geben Sie!" sagte Levi vornehm.

Die Alte holte einen gedruckten Zettel aus dem Kasten des ihr zur Seite stehenden Tisches und schickte sich an zu schreiben.

„Das Geld ist sehr theuer," murmelte sie, „kleine Summen sind jetzt gar nicht mehr zu bekommen. Es ist ein wahres Elend. Die besten Geschäfte macht man in Aktien. Um mir die Kundschaft zu erhalten, nehme ich mit wenigen Percenten fürlieb. Sie zahlen mir fünf Thaler Zinsen."

„Gut, ich werde zahlen."

„So schreibe ich, daß ich Ihnen fünfundzwanzig Thaler auf einen braunen Pelz geliehen."

Levi nickte mit seinem dicken Kopfe.

„Wie heißen Sie?"

Diesen Augenblick schien der Elegant erwartet zu haben; er stemmte beide Hände auf die Knie, sah der Alten in das Gesicht und fragte:

„Kennen Sie mich denn nicht, Mama Markus?"

Mama Markus sah auf, schüttelte aber den Kopf.

„Es ist möglich," fügte sie hinzu, „daß Sie mit mir schon einmal Geschäfte gemacht haben, aber wer kann sich die Gesichter alle merken, die man im Leben sieht. Zu mir kommen Leute, von denen man kaum glauben sollte, daß ihnen das Geld fehlt. Die Zeiten sind schlecht, sehr schlecht!"

„Das gebe ich zu," unterbrach Levi die Redselige; „aber ich dächte doch, meiner müßten Sie sich erinnern."

„Wann waren Sie das letzte Mal bei mir?"

„Das letzte Mal? O, das ist lange her. Ich glaube, es wird am ersten Osterabende vor zehn Jahren gewesen sein."

Das Gesicht der Alten wird finster.

„Am Osterabende vor zehn Jahren?“ murmelte sie.

„Ja!“

„Da wollen Sie bei mir gewesen sein?“

„Wie ich Ihnen sage.“

„Das ist nicht möglich!“ rief die Jüdin, indem sie die Brille vor die Stirn schob. „An jenem Abende sah ich meinen Levi zum letzten Male. Dann müßten Sie ja —“

„Ihr Levi sein? Ja, Mutter, ich bin Ihr Levi!“

„Gerechter Gott, gerechter Gott! Sie, Du —“

Levi ergriff beide Hände der zitternden Alten.

„Sie sind meine Mutter, und ich bin Levi Markus,“ sagte er rasch. „Damals lief ich davon, weil ich Etwas werden wollte, und jetzt komme ich wieder, weil ich Etwas geworden bin. Wäre ich geblieben, was ich war, so hätten Sie mich nicht wiedergesehen.“

Die Alte schien immer noch ihren Augen nicht zu trauen.

„Aber mein Levi hatte doch eine große Warze an der Nase?“

„Die habe ich mir von einem berühmten Arzte in Amsterdam wegbeizen lassen. Sehen Sie, hier ist die Narbe, hier hat sie gesessen! Ich habe sechs Louisdor dafür bezahlt!“

Jetzt hatte die Mutter den Sohn erkannt; weinend vor Freude rief sie aus:

„Wahrhaftig, Du bist mein Levi; größer bist Du nicht geworden, aber dicker. Dein Vater Hirsch war ja auch nur ein kleiner Mann. Gott, könnte er Dich sehen — aber er ist todt, Du weißt es ja. Levi, ich habe viel gelitten. Wärst Du nicht so nobel gekleidet, ich müßte Dich auszanken."

„Wegen der zweihundert Thaler?"

„Man findet sie wahrhaftig nicht auf der Straße."

„Aber ich mußte doch Geld haben, um Etwas anzufangen."

„Deshalb brauchtest Du mir nicht die Kasse zu stehlen."

„Es waren ja nur zweihundert Thaler!" murmelte Levi lächelnd.

„Wäre mehr darin gewesen, so hättest Du mehr mitgenommen. Nun laß es gut sein, es freut mich, daß Du Geschäfte damit gemacht hast. Dein Pelz ist zweihundert Thaler unter Brüdern werth. Ach, Levi, Du siehst aus, wie ein vornehmer Herr! Wo logirst Du?"

Levi warf sich in die Brust.

„Bei dem Banquier Kaiser!" sagte er stolz. „Madame Kaiser hat mir das schönste Zimmer angewiesen, das sich in dem Hause befindet. Nun, Mutter, was wäre aus mir geworden, wenn ich mir nicht die Freiheit genommen hätte, mit Ihren zweihundert Thalern auf eigene Faust zu spekuliren? Ich wäre ein armse-

liger Trödeljude geblieben, dem man nicht einmal den Zutritt in die Vorzimmer des Banquiers gestattet. Jetzt ist Kaiser, einer der ersten Männer der Stadt, mein Geschäftsfreund, und sagt zu mir: „Bester Herr Markus, Sie sind mein Gast, so lange Sie hier bleiben; Sie kränken mich, wenn Sie in einem Hotel wohnen." Um den Geschäftsfreund nicht zu kränken, habe ich mich entschlossen, bei ihm zu wohnen. Madame Kaiser ist eine feine Dame — wie gibt sie sich Mühe, ihren Gast zu unterhalten. Sie hat mir sogar auf dem Piano etwas vorgespielt. Ach, wie schön spielt sie mit ihren kleinen Fingern! Und diesen Abend um acht Uhr wird gespeist. Bis dahin will ich bei meiner Mutter bleiben."

„Nun wollen wir den Kaffee zusammen trinken!" sagte die Alte, die sich mühsam erhob. „O, diese Lea, daß sie die Milch hat überkochen lassen!" fügte sie zornig hinzu.

„Mutter," flüsterte Levi, „wer ist das junge Mädchen?"

„Ach ja, es ist nicht möglich, daß Du sie kennst. Lea ist die Tochter des alten Pik."

„Des Nachbars, der mit alten Goldsachen handelt?"

„Ganz recht."

„Wie kommt sie zu Ihnen, Mutter?"

„Der alte Pik ist vor acht Jahren gestorben. Da

habe ich Lea, die damals zehn Jahre alt war, zu mir genommen, weil ich doch Jemanden zu meiner Hilfe haben mußte."

„Mutter, sie braucht nicht zu wissen, daß ich der Levi bin."

„Warum?"

„Die reichen Leute, mit denen ich verkehre, nehmen Anstoß — die kennen das nicht — ich schäme mich Ihrer nicht, bei Gott nicht! Aber wenn ich Geschäfte machen will, darf nicht bekannt werden, daß ich in dieser Straße geboren bin. Man muß die albernen Leute in dem Glauben lassen, ich sei ein Banquier aus Amsterdam, der nie in Köln gewesen ist. Die jungen Mädchen sind geschwätzig." —

„Gut, Levi, gut, sie braucht Nichts zu erfahren!"

Auf das Rufen der Alten erschien Lea. Sie hatte ihre Toilette wieder in Ordnung gebracht. Ein blaues Tuch verhüllte die Schultern und eine zierliche Schürze von schwarzer Seide ersetzte die weiße Küchenschürze. Levi, der das liebliche Geschöpf musterte, fand, daß sie einen sehr kleinen Fuß hatte, und daß ihre Hand, trotz der Küchenarbeit, klein und weiß war. Die Scham über die erlittene Behandlung drückte sich deutlich in ihren Zügen aus. Man sah es ihr an, daß sie aus Furcht vor neuen Auftritten dem Rufe der Alten gefolgt war.

„Bringe die Goldtassen, Lea; der Herr ist unser Gast!"

Bald standen zwei Paar Tassen auf dem Tische, deren Goldmalerei zur Hälfte verwischt war, Lea füllte sie und präsentirte eine davon dem Gaste. Alles, was sie bot, war sauber und rein. Bei dem Anblicke der lieblichen Aufwärterin schwand der Ekel, den der schmutzige Vorsaal und die Menge der alten Sachen erregte. Es schien, als ob Lea's kleine Hand nicht immer in diesen Räumen waltete, oder als ob es unmöglich sei, Ordnung und Sauberkeit in den wilden Chaos zu bringen, den der Handelsgeist der alten Jüdin angehäuft hatte. Levi, ein Mann von Geschmack, war entzückt; er vergaß die Umgebung, zündete sich eine Zigarre an und begann behaglich zu rauchen.

„Warum trinkt Mademoiselle Lea nicht mit uns?"

Die Alte stellte sich, als ob sie diese Frage nicht hörte; sie schlürfte verdrießlich den Kaffee.

In diesem Augenblicke ward draußen an der Glocke gezogen. Der Spitz bellte, Mutter Markus horchte auf. Lea sah sie fragend an.

„Gehe hinaus und sieh' nach, wer da ist," befahl die Alte.

Leicht wie eine Sylphe schlüpfte das junge Mädchen aus der Thür. Schon nach einigen Augenblicken kam es zurück.

„Frau Bielitz wünscht die Mama zu sprechen."

Brummend verließ die Alte das Zimmer. Levi und Lea waren allein.

„Sie müssen wohl oft unter den üblen Launen der alten Mama leiden, mein liebes Kind?" fragte herablassend der kleine Mann, um ein Gespräch anzuknüpfen.

Ein reizendes Lächeln verbreitete sich über Lea's anmuthiges Gesicht.

„So müssen Sie leider glauben, mein Herr, da Sie zufällig Zeuge einer Szene waren, die nicht oft stattfindet," antwortete sie mit weicher, kindlicher Stimme. „Mama Markus ist nicht so böse, als sie zu sein scheint. Ich ertrage ihre Heftigkeit in Geduld, denn ich weiß, daß sie sich bald wieder beruhigt. Einer neunundsechzigjährigen Frau darf man nichts übel nehmen."

Die Art und Weise, wie Lea diese Worte sprach, setzten den Juden in Erstaunen.

„Ich habe Sie innig bemitleidet, als Sie vorhin weinten," fuhr er fort.

„Danke, mein Herr!"

„Mama Markus hätte bedenken müssen, daß ein Fremder im Zimmer war."

„Ach deshalb habe ich nicht geweint!" rief sie naiv aus.

„Und weshalb denn, wenn man fragen darf?"

„Weil ich weiß, daß die gute Alte krank wird, wenn sie sich ein wenig alterirt. Als ich den Herrn kommen sah, lief ich in die Kammer, um mein Halstuch zu wechseln und die schmutzige Küchenschürze abzulegen — in der kurzen Zeit passirte das Unglück."

„Nun, ein Unglück ist der kleine Verlust nicht zu nennen."

„Ja, wenn Mama Markus nicht krank nach dem Aerger wird. Ich bitte, lieber Herr, sprechen Sie nicht mehr davon, sie kommt zurück!"

Die schlarfenden Schritte der Alten ließen sich draußen vernehmen. Gleich darauf trat sie ein, ein rothes Maroquin-Kästchen in der Hand tragend.

„Schreibe einen Zettel, Lea. Zwölf Thaler — es sind dieselben Schmucksachen, die sie vor einigen Tagen erst eingelöst hat. Da drüben muß sich die Noth wieder eingefunden haben."

Während die Alte aus einer Kommode Geld nahm und zählte, schrieb Lea den Zettel. Das junge Mädchen mußte Beides hinaustragen.

„Ein elegantes Kästchen!" meinte Levi, auf den Tisch deutend.

„Elegant wie der Schmuck, den es enthält. Die Frau da drüben ist mir unbegreiflich. Nach diesen Sachen zu urtheilen, muß sie einmal in glänzenden Verhältnissen gelebt haben. Ja, so geht es in der Welt. Heute reich, morgen arm; heute roth, morgen todt!"

„Kann ich den Inhalt sehen, Mutter?" fragte Levi neugierig.

„Meinetwegen! Sage mir, was die Sachen wohl werth sind?" murmelte die Alte, indem sie sich wieder in ihren Stuhl setzte und den Rest aus ihrer Tasse trank.

Levi öffnete das zierliche Kästchen. Es war mit weißem Atlas ausgeschlagen. Eine goldene Halskette mit einem Kreuze lag darin. In den Ecken des schön gearbeiteten Kreuzes flimmerten kostbare Steine. Neben der Kette lag in einer Vertiefung des Kästchens ein feiner Damensiegelring.

„Element!“ rief Markus überrascht. „Kennen Sie die Besitzerin, Mutter?“

„Sie wohnt da drüben, oben auf dem Dache.“

„Wer ist sie?“

„Ja, wenn ich das wüßte? Weiß es doch Mutter Bielitz, ihre Hauswirthin, selbst nicht. Wir haben uns vergebens den Kopf zerbrochen.“

Levi hatte die Kette betrachtet und gewogen.

„Sie hat einen reinen Goldwerth von wenigstens achtzig Thalern. Und nur zwölf haben Sie darauf geliehen?“

„Man hat nicht mehr gefordert,“ antwortete Mutter Markus. „Sind die Steine in dem Kreuze echt?“

„Diamanten vom reinsten Wasser!“ rief der Jude. „Einen solchen Schmuck können nur reiche Leute tragen. Ich gebe drei Louisd'or für jeden Stein.“

Die Alte lächelte.

„Da liegt auch noch ein Ring,“ sagte sie.

Levi Markus nahm den Ring. Ein kostbarer Lapis lazuli bildete die Platte, in der ein Wappen und

die Buchstaben L. v. G. eingravirt waren. Unter den Buchstaben zeigte sich ein Myrthenzweig.

„Was ist das? Was ist das?“ murmelte Levi wie bestürzt.

Die Mutter sah ihn fragend an.

„Den Ring kenne ich,“ fuhr der Jude wie im Selbstgespräche fort. „Das Wappen hat drei Felder und einen Querbalken — hier ist die Grafenkrone — hier stehen die Buchstaben über dem Myrthenzweige — und hier —“

Er schwieg, und starrte den Ring an, den er zwischen seinen dicken Fingern hielt.

„Was hast Du denn, Levi?“ fragte Mutter Markus. „Ist der Ring vielleicht gestohlen? Richtig scheint mir die Sache nicht zu sein. Wie käme wohl ein Frauenzimmer, das in unserer Straße auf dem Dache wohnt, zu so kostbaren Schmucksachen? Auch hat mich Mutter Bielitz gebeten, ich solle Niemanden sagen, daß sie in meiner Verwahrung wären.“

„Mutter, beschreiben Sie mir die Frau!“ rief Levi.

„Beschreiben? Das wird mir schwer werden! Aber was kann Dir daran liegen, die Besitzerin dieser Gegenstände kennen zu lernen?“

„Viel, sehr viel!“ antwortete Levi ernst. „Mehr als Sie glauben. Ich sehe das Kreuz und den Ring nicht zum ersten Male.“

„So! Und wo hast Du sie früher gesehen?“ fragte neugierig die Alte.

„Das ist eine lange Geschichte, die ich Ihnen später erzählen werde. Beschreiben Sie mir die Person, ich muß wissen, ob sie dieselbe ist, die ich kenne.“

Mama Markus überlegte einen Augenblick.

„Das wird das Beste sein!“ murmelte sie vor sich hin.

„Was, Mutter, was?“ rief Levi, der vor Ungeduld brannte.

„Die Lea ist ein geschwätziges Ding, man muß sich vor ihr hüten; sie darf nicht Alles wissen. Komm, mein Sohn, ich werde Dir die junge Frauensperson zeigen, die mich je mehr interessirt, je mehr ich sie beobachte.“

Sie warf ein großes wollenes Tuch um und verließ das Zimmer, nachdem sie ihre Brille auf der großen Nase befestigt hatte. Levi folgte ihr.

„Ich komme gleich zurück!“ rief sie dem jungen Mädchen auf dem Vorsaale zu. „Wer mich sprechen will, mag einige Augenblicke warten.“

Die alte Jüdin öffnete eine Thür, die der Thür eines Wandschrankes glich. Eine schmale Treppe zeigte sich. Levi wußte, daß diese Treppe zu dem Zimmer führte, in dem sein Vater die werthvollsten Handelsgegenstände früher aufbewahrt hatte. Man betrat ein Stübchen. Die Mutter verschloß die Goldsachen, die sie

bei sich trug, in einem alten eisernen Kasten. Dann steckte sie den Schlüssel vorsichtig in die Tasche zurück.

„Kennst Du diesen Kasten noch?" fragte die Alte.

Levi lächelte, um eine Anwandlung von Scham zu verbergen, denn er erinnerte sich, daß er diesen Kasten erbrochen hatte und mit dem darin vorgefundenen Gelde entflohen war.

„Denken Sie nicht mehr an diese jugendliche Verirrung, Mutter!"

„Zweihundert Thaler sind schwer zu verschmerzen!"

„Ich werde Ihnen das Geld zurückzahlen, sobald ich einige Wechsel einkassirt habe."

„Wechsel, Du hast Wechsel?"

„Gewiß, Mutter!"

„Auf gute Leute?"

„Auf Leute, die zahlen werden, verlassen Sie sich darauf! Sobald der Verfalltag kommt, präsentire ich meine Papiere."

„Gut; ich will sehen, ob Du ein Mann von Wort bist! Es sollte mich freuen, denn im Handel und Wandel muß das Wort gelten, wie Dein seliger Vater sagte, als er noch lebte."

„Sie wollten mir die fremde Dame zeigen, Mutter!"

„Da müßten wir noch eine Treppe höher steigen."

„Steigen wir!" sagte Levi, indem er eine Thür öffnete.

Die Alte folgte keuchend zwölf Stufen hinan. Man befand sich in einer Kammer, die völlig mit Sachen angefüllt war. Der Sohn wunderte sich über den Reichthum der Mutter. Eine alte Frau hatte alle diese Gegenstände zusammengehäuft. Wie manchem kräftigen und arbeitsamen Manne wäre dies unmöglich gewesen! Mama Markus hatte es mit einem kleinen Kapitale ausgeführt. Und dabei hatten die Leute ihr Alles in das Haus gebracht.

„Diese Sachen sind verfallen," sagte die Besitzerin. „Ich werde sie bald zur Auktion bringen."

Levi wollte das Papierrouleau aufziehen, das vor dem einzigen Fenster hing.

„Nicht doch!" rief die Alte.

„Warum, Mutter?"

„Du würdest die Frau nicht beobachten können, die gegenüber wohnt."

„Ah, sie wohnt gegenüber!"

„Sobald ich dieses Fenster öffne, wird drüben das Fenster durch die Gardine geschlossen. Seit einigen Tagen scheint die junge Frau argwöhnisch geworden zu sein."

Mutter Markus bog das Rouleau ein wenig zurück und lauschte.

„Das trifft sich gut!" murmelte sie.

„Was?"

„Nimm diesen Platz ein, Du kannst das ganze

Zimmer gegenüber übersehen. Aber nimm Dich in Acht, daß Du das Rouleau nicht bewegst!"

Levi Markus nahm den ihm angewiesenen Platz ein. Die Alte hatte Recht, es ließ sich das ganze Zimmer in dem Hause der Mutter Bielitz übersehen, da das Dachfenster, in dem sich der Beobachter befand, etwas höher lag, als das Louisens.

Während der Sohn lauschte, machte sich die Mutter bei einem alten Kasten zu schaffen.

In dem Dachstübchen drüben sah Levi nach einigen Minuten folgende Szene.

Eine junge bleiche, aber sehr schöne Frau ging auf und ab, ein Kind in dem Arme tragend, das sie von Zeit zu Zeit innig küßte. An dem Fenster blieb sie mitunter einige Augenblicke stehen und sah über die Dächer hinweg nach dem Himmel. Die tiefe Traurigkeit, die ihr Gesicht ausdrückte, verschwand, wenn ihre Blicke auf das Kind fielen. Sie lächelte mit einem Lächeln, das nur die Seligkeit einer Mutter zu erzeugen im Stande ist.

Levi bewegte sich nicht; er schien die junge Frau mit den Blicken verschlingen zu wollen.

„Nun, was siehst Du?" fragte die Alte.

Levi antwortete nicht.

Die Alte wiederholte ihre Frage.

„Nichts, nichts!" murmelte der Sohn, verdrießlich über die Störung.

„Das ist wenig. Befindet sich Niemand in dem Zimmer?“

„Nein!“

„Warte nur, die sonderbare Bewohnerin wird sich bald zeigen.“

Die junge Frau mit dem Kinde war verschwunden. Es verflossen zehn Minuten, ohne daß sie wiederkehrte. Eine heranziehende Wolke beschleunigte den Eintritt der Dämmerung. Levi äußerte alle Zeichen der größten Ungeduld.

„Die schöne Nachbarin wird krank sein!“ meinte Mama Markus, die geräuschvoll einen Schiebkasten schloß.

Levi setzte seine Beobachtungen mit großer Spannung fort.

Plötzlich trat Mutter Bielitz mit einem Lichte in das Zimmer und es ließen sich nun alle Gegenstände desselben unterscheiden. Madame Seltenau legte ihr Kind, das wahrscheinlich schlief, in das Bett, dann trat sie vor den Spiegel, der über der Kommode hing, legte das weiße Häubchen ab und entfesselte das schwarze Haar, das in langen Locken nun auf die Schultern herabfiel. Nachdem sie mit den kleinen weißen Fingern den Haarputz besorgt, warf sie den Shawl ab. Die reizendste Gestalt von der Welt zeigte sich. Eine weiße Batistrobe schloß die jugendlichen Formen der Frau ein, die sich wohlgefällig in dem Spiegel betrachtete

und eine blaue Schleife auf dem Busen ordnete. Plötzlich wandte sie sich wie erschreckt oder überrascht ab und blieb erwartungsvoll in dem Zimmer stehen. Sie schien die Ankunft einer Person zu erwarten, die für sie von großer Wichtigkeit war.

So verfloß eine Minute.

„Wer wird nur kommen?" dachte Levi, der sich mit zitternder Hand auf das Fenstergesimse gestützt hatte.

Er sollte nicht lange im Zweifel bleiben.

Die Thür ward geöffnet und ein noch junger Mann, in einen eleganten Pelz gehüllt, trat ein. Er näherte sich der jungen Frau, ergriff ihre Hand und —

In diesem Augenblicke ließ Mutter Bielitz, die dem Besuche gefolgt war, rasch das Rouleau ab.

„Verdammt!" murmelte Levi, indem er mit dem Fuße stampfte.

„Was ist geschehen?" fragte die Alte.

„Man läßt das Rouleau herab."

„Ah, so hat man Dich bemerkt. Ich kenne das!"

Levi sah verwundert nach dem verhüllten Fenster. Zwei Schatten bewegten sich hinter dem weißen Vorhange, dann verschwanden sie.

„Das war der Justizrath Ernst!" dachte der Jude. „Ich wette tausend gegen eins. Was hat er bei der Frau im Dachstübchen zu schaffen? Ich muß wissen, woran ich bin. Mutter," fragte er laut, „wissen Sie

auch genau, daß dieselbe Person, die da drüben wohnt, Ihnen die Schmucksachen geschickt hat?"

„Ganz genau, mein Sohn!"

„Unerklärlich!" murmelte Levi.

„Wer anders als sie sollte es sein? Die übrigen Personen des Hauses, die ich alle kenne, sind so arme Leute, daß sie kaum das Brot für ihre Kinder erwerben können, geschweige denn Gold und Diamanten. Und dann würde sich Mutter Bielitz ihrer nicht so eifrig annehmen, wenn die Miethsbewohnerin nicht Etwas besäße, das die Alte reizt, die mehr Schulden wie Haare auf dem Kopfe hat."

Levi sah noch einmal nach dem Fenster hinüber. Es war keine Veränderung vorgegangen. Der Vorhang bedeckte ruhig und fest das Fenster.

Die Alte mahnte, den Rückweg anzutreten.

„Du wirst die Frau morgen oder übermorgen schon sehen!" murmelte sie.

„Ah, sie ist hübsch, das muß ihr der Neid lassen!"

Beide stiegen in den ersten Stock hinab, wo einige Kunden der Jüdin warteten. Levi nahm Pelz und Hut, und wollte sich entfernen. Da rief ihn die Mutter noch einmal bei Seite.

„Levi, bist Du verheirathet?" fragte sie.

„Nein, Mutter."

„Gut, recht gut!"

„Und wenn ich es wäre, Mutter?“

„Dann würde ich sagen: das ist nicht gut.“

„Warum?“

„Sieh' Dir meine Lea an.“

„Ich habe sie gesehen.“

„Hm! Wie gefällt sie Dir?“ fragte die Alte mit einem vielsagenden Blicke.

Levi lächelte; er verstand diesen Blick.

„Die Kleine ist nicht übel!“ murmelte er.

Mama Markus glotzte ihn verwundert an.

„Nicht übel?“ flüsterte sie.

„Ich meine nur —“

„Höre, Levi, Du kannst nicht unterscheiden!“

„Mutter!“

„Lea ist ein schönes Mädchen!“

„Geschmackssache!“

„Wer sie gesehen hat, pflichtet mir bei. Neulich sagte ein Herr: Ihre Lea, Madame Markus, ist ein bildschönes Mädchen.“

„So!“ murmelte Levi, indem er Lea betrachtete, die mit einer brennenden Kerze eintrat. „Wer that denn diesen Ausspruch?“

„Ach, ein vornehmer Mann!“

„Kommen auch vornehme Leute zu Ihnen, Mutter?“

„Täglich! die vornehmen Leute befinden sich oft in größerer Noth, als die geringen. Der Justizrath Ernst — —“

„Wie, er war bei Ihnen?“ fragte Levi hastig.

„Mehr als einmal.“

„Was wollte er denn?“

„Nichts!“ murmelte die Alte.

Dann wandte sie sich ab, als ob sie zuviel gesagt hätte.

„Du kannst morgen bei mir essen,“ fügte sie hinzu. „Bleiben wir bei unserem Gespräche. Der Justizrath Ernst — —“

„Beunruhige Dich nicht, der Herr Justizrath ist verheirathet; er hat eine sehr schöne junge Frau. Wenn er das vor unserer Lea sagte, so meinte er — —“

„Seine Ansicht über Lea ist mir gleichgiltig, Mutter — aber ich möchte wissen, was er bei Ihnen zu schaffen hat.“

„Mein Gott, was hat er bei mir zu schaffen; er ist mein Advokat!“

„Unbegreiflich!“

Die Mutter lachte, indem sie fragte:

„Warum ist Dir das unbegreiflich?“

„Weil ich nicht annehmen kann, daß Sie Prozesse haben.“

„Lassen wir das! draußen warten Leute auf mich. Willst Du morgen bei mir essen, so stelle Dich um zwölf Uhr ein.“

Levi konnte Nichts weiter erfahren. Als er auf der Straße stand, dachte er:

„Der Justizrath befindet sich in diesem Augenblicke bei der Besitzerin des Schmuckes, und außerdem besucht er meine Mutter — ich muß Gewißheit haben, es koste, was es wolle. Die Geheimnisse dieses Mannes sind für mich von großer Wichtigkeit."

Tiefe Dämmerung herrschte in der Straße. Der Jude hüllte sich fester in seinen Pelz und trat in den Gang des mütterlichen Hauses zurück, von wo aus er das Fenster und die Thür des Nachbarhauses beobachten konnte. Die Kunden, die er eben gesehen hatte, gingen nach und nach an ihm vorüber, ohne ihn in dem finstern Gange zu bemerken. An dem gegenüberliegenden Hause zeigte sich keine Veränderung: das Licht schimmerte ruhig durch den geschlossenen Vorhang und die Fenster der übrigen Etagen erhellten sich eines nach dem anderen.

In dem Thurme der benachbarten Kirche schlug es sieben Uhr. Der Abend war völlig angebrochen. Levi überlegte, ob er noch länger bleiben sollte oder nicht. Der Justizrath konnte ja den ganzen Abend in dem Dachstübchen zubringen. Schon stand er im Begriffe, zu dem Banquier zurückzukehren, als er die Klingel an der Thür seiner Mutter hörte.

„Bleibe nicht zu lange aus, Lea," rief die Alte, „Du kannst in spätestens einer Stunde wieder zu Hause sein. Bleibst Du länger, so weißt Du, was erfolgt."

„Ich werde gewiß um acht Uhr wieder bei Ihnen

sein!" rief Lea, deren Schritte auf der Treppe bereits hörbar wurden.

„Besorge den Brief richtig."

„Verlassen Sie sich darauf."

Das junge Mädchen kam rasch die Treppe herab, schwebte durch den Gang und trat auf die Straße. Levi folgte ihr, er wollte wissen, wohin die Mutter, die Geheimnisse mit dem Justizrathe hatte, sie schickte. Als er auf die Schwelle trat, sah er in einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten in der Straße zwei Personen stehen.

„Lea," fragte die Stimme eines Mannes, „hast Du von der Frau, die aus Vorwand ein kleines silbernes Besteck bei Deiner Pflegemutter versetzte, meinen Brief erhalten?"

„Ja, mein lieber Anton," flüsterte Lea's liebliche Stimme.

„Gut!"

„Sieh' nur, wie ich zittere. Was hast Du mir denn für wichtige Dinge mitzutheilen?"

„Die Dinge sind für uns Beide wichtig, mein liebes Mädchen, aber nicht erschrecklich. Es ist gut, daß ich Dich jetzt sprechen kann."

„Was hast Du mir denn mitzutheilen?"

„Ich muß in einer Stunde verreisen."

„Auf lange Zeit?" fragte traurig das Mädchen.

„Das weiß ich noch nicht."

„Und diesen Abend willst Du fort?"

„Mein Onkel glaubt, ich sei bereits diesen Mittag abgereist; aber konnte ich denn die Stadt verlassen, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben?"

„Ah, mein lieber Anton!" sagte Lea innig.

„Da habe ich denn bei einem Freunde den langen Nachmittag verbracht. In einer Stunde geht der Schnellzug ab, den ich benützen muß. Welchen Weg schlägst Du ein?"

„Ich habe einen Brief an den Justizrath Ernst zu besorgen. Das trifft sich gut — nun konnte ich mit dem Schlage sieben Uhr auf der Straße sein, damit Du nicht so lange zu warten brauchtest."

„Komm, Lea, ich begleite Dich!"

Arm in Arm verschwanden die beiden jungen Leute in der Finsterniß.

„Die Sache verwickelt sich immer mehr!" dachte Levi. „Meine Mutter schreibt Briefe, oder läßt sie vielmehr schreiben, da ihre Hand zu sehr zittert, an den Justizrath, und Lea unterhält einen Liebeshandel mit einem jungen Herrn, der sich Anton nennt und seinen Onkel betrügt. Ich muß sondiren!"

Er eilte dem Liebespaare nach. Es war zu spät — eine Straße durchkreuzte die Gasse, in der er sich befand; hatte sich das Pärchen nun rechts oder links gewendet? Wenn er die Wohnung des Justizraths gewußt hätte, so würde diese Frage leicht zu beantworten

gewesen sein. Der Bahnhof mußte das endliche Ziel sein — er beschloß, dorthin zu gehen. Aber um acht Uhr ward bei dem Banquier zur Nacht gegessen — sollte er den freundlichen Wirth warten lassen? Er schlug den Weg nach Kaiser's Hause ein, denn Lea konnte ihm nicht entgehen. Nach einer halben Stunde betrat er sein Zimmer. Just, der Komptoirdiener, brachte Licht und meldete sich zur Bedienung. Diese Aufmerksamkeit des reichen Hausherrn schmeichelte dem Juden.

„Wann wird gespeist?" fragte er.

„In einer Viertelstunde, mein Herr."

„Wer pflegt in der Regel bei Tische zu sein?"

„Meine Herrschaft und Vetter Anton."

„Vetter Anton?" fragte Levi verwundert.

„Heute wird er nicht mitspeisen, da er verreist ist."

„Er ist verreist — seit wann?"

„Seit diesem Mittag."

Levi kam auf den Gedanken, daß der Liebhaber Lea's Anton, der Neffe des Banquiers sein könne. Die Abreise des Kommis und die Anwesenheit des Justizraths bei der fremden Frau waren für ihn Dinge von der größten Wichtigkeit. Die Gastfreundschaft des Banquiers schrieb er der Besorgniß zu, daß gewisse Dinge zeitiger an das Licht gezogen werden könnten, als es gewissen Personen lieb sei. Er ging mit dem

Vorsatze zu Tische, sich zu stellen, als ob er weder von Antons Abreise noch von dem Besuche des Justizrathes eine Ahnung habe.

Denselben Abend noch fragte Herr Kaiser seinen Komptoirdiener:

„Wie benahm sich der Fremde?"

„Gut, Herr Kaiser; er hat mir heute kein Geld geboten."

„Ist das Alles?"

Der lange Just lächelte so schlau, als es ihm möglich war.

„Dann fragte er mich, wer mit ihm bei Tische sein würde."

„Und Du antwortetest?"

„Außer Herrn und Madame Kaiser heute Niemand, da Herr Anton verreist sei."

„Es ist gut; morgen Abend wirst Du mir wiederum Bericht erstatten."

„Zu dienen, Herr Kaiser!"

Siebentes Kapitel.

Die erste Entdeckung.

Lea und Anton hatten plaudernd die Straße verlassen, in der Madame Seltenau und die Witwe Mar-

kus wohnten. Der junge Kommis suchte die Geliebte über seine schnelle Abreise zu beruhigen.

„Du weißt nicht, wann Du zurückkehren wirst?“ fragte sie besorgt.

„Nein, meine liebe Lea; ich wiederhole Dir, daß mein Geschäft in einigen Tagen, vielleicht auch erst in einigen Wochen beendet sein kann. Käme es auf mich an, ich würde morgen zurückkehren, würde gar nicht abreisen. Aber es ist für mich eine Ehrensache, denn ich muß unserm Hause ein bedeutendes Kapital retten, das durch unglückliche Spekulationen eines Geschäftsfreundes in Brüssel auf dem Spiele steht. Nun höre mich an, Lea. Wir werden einen unausgesetzten Briefwechsel unterhalten, heute schreibst Du mir, morgen schreibe ich Dir. An wen adressire ich meine Briefe?“

Lea sann einige Augenblicke nach.

„Ach Gott,“ flüsterte sie, ich habe keine Freundin, der ich mich anvertrauen könnte! Es wird schwer halten, einen sichern Weg ausfindig zu machen. Doch, da fällt mir etwas ein.“

„Nun?“

„Ich bin Mutter Bielitz oft gefällig gewesen.“

„Wer ist Mutter Bielitz?“

„Unsere Nachbarin gegenüber. Du erinnerst Dich, daß ich Dir von einer fremden jungen Frau erzählte?“

„Ganz recht.“

„Diese Frau wohnt bei Mutter Bielitz. Adressire also Deine Briefe an Frau Bielitz."

Lea nannte die Nummer des Hauses. Anton blieb bei einer Laterne stehen, und notirte die Adresse in seinem Taschenbuche.

„Ich eröffne die Korrespondenz," sagte er dann. „Uebermorgen Abend kann der erste Brief ankommen, und durch ihn erfährst Du meine Adresse. Diese Sache wäre also abgemacht."

„Ja!" flüsterte Lea. „Ich werde Mutter Bielitz schon zu bestimmen wissen."

„Nun, meine Geliebte, komme ich auf den für uns wichtigsten Punkt. In zwei Monaten bin ich großjährig, dann kann ich frei über meine Person verfügen. Bis dahin wirst Du den Religionsunterricht bei Pater Benediktus fortsetzen, wie Du ihn vor einem halben Jahre begonnen hast. An dem Tage, der mich zum Herrn meiner Handlungen macht, wirst Du Christin und wenn diese letzte Scheidewand zwischen uns gefallen ist, mache ich meinen Onkel mit unserer Liebe bekannt."

„Ach, Anton, ich zittere, wenn ich an diesen Tag denke."

„Ist er nicht der glücklichste unseres Lebens? Krönt er nicht alle unsere Wünsche? Lea, auch ich zittere; aber vor Freude und Seligkeit. Ich weiß, Du bringst mir ein großes Opfer —"

„Sprichst Du schon wieder dieses Wort aus?“ flüsterte sie vorwurfsvoll. „Ich folge meiner Ueberzeugung, wenn ich zu der christlichen Religion übertrete. Die Leute, die ich bisher für meine Glaubensgenossen halten mußte, sind mir verhaßt; sie leben nur dem Erwerben und jede Art des Erwerbes ist ihnen recht. Madame Markus hat Grundsätze, die mich mit Schaudern erfüllen, so oft ich sie aussprechen höre. Doch, lassen wir das, Anton, wir haben dieses Kapitel ja schon oft genug behandelt. Ich nehme Deinen Glauben an, um glücklich, um mit Dir glücklich zu werden. Meine Pflegemutter wird mich für undankbar halten, aber Gott wird mir verzeihen, denn ich kann dem Drange meines Herzens und meines Gewissens nicht länger widerstehen.“

„Lea, Du bist ein Engel!“ rief begeistert der junge Mann. „Bleibe Deinen Grundsätzen getreu und Deiner — Liebe.“

„So wahr ich hoffe, durch den christlichen Glauben, den ich für den wahren halte, selig zu werden.“

„Und ich schwöre Dir, daß ich Dich lieben und für Dich arbeiten werde, so lange Gott, der diesen Schwur hört, mir das Leben schenkt.“

Ein inniger Kuß besiegelte diesen Schwur, den zwei junge Herzen im Rausche der ersten Leidenschaft ausgesprochen hatten.

Sie standen an einem kleinen, einsam gelegenen

Hause, dessen Thür und Fenster fest verschlossen waren. Eine Glocke schlug halb acht Uhr.

„Hier wohnt Pater Benediktus!“ flüsterte Lea. „Ich will ihn heute nur begrüßen, damit er mich nicht vergebens erwartet. Um acht Uhr muß ich wieder zu Hause sein, denn ich darf den Argwohn meiner Pflegemutter nicht wecken.“

„Und ich eile nach dem Bahnhofe, um die Zeit der Abfahrt nicht zu versäumen. Lebe wohl, meine geliebte Lea!“

„Säume nicht so lange, mein lieber, lieber Freund!“

Nach einer minutenlangen Umarmung, in der Lippe auf Lippe brannte, trennten sich die beiden Liebenden. Kaum war Anton verschwunden, als Lea dem Hause näher trat und leise an den verschlossenen Fensterladen klopfte. Ein leises Klopfen von innen war die Antwort darauf.

„Er hat mich gehört,“ flüsterte Lea, indem sie an die Schwelle der Thür trat.

Zwei Minuten später öffnete eine Frau, der man trotz der Dunkelheit des Abends das Alter ansah, die Thür.

„Sind Sie es, Mamsell Lea?“ fragte eine tiefe Altstimme.

„Ich bin es, liebe Frau Barbara. Leider komme ich heute spät —“

„Sie versäumen Nichts — —"

„Wie?"

„Der hochwürdige Herr wurde schon vor einer Stunde zu einem Kranken gerufen, von dem er vielleicht spät zurückkehren wird. Treten Sie ein —"

„Ich danke, Frau Barbara. Meine Zeit ist heute gemessen — grüßen Sie den Herrn Pater, und sagen Sie ihm, ich würde morgen Abend pünktlich kommen."

„Haben Sie Nichts weiter zu bestellen?"

„Für heute Nichts weiter!"

„So behüte Sie die heilige Jungfrau und alle ihre Englein, mein liebes Kind!"

„Amen!" flüsterte Lea, indem sie sich bekreuzte.

Frau Barbara schloß die Thür. Lea eilte durch die Straßen, bis sie das Haus des Justizrathes erreichte. Dreiviertel auf acht Uhr zog sie an dem glänzenden Griffe der Glocke. Ein Diener ließ sie auf die hell erleuchtete, prächtige Hausflur treten. Sie drückte den Wunsch aus, den Herrn Justizrath Ernst zu sprechen.

„Der Herr Justizrath ist nicht zu Hause!" antwortete Franz, der Bediente. „Oder haben Sie einen Auftrag, so übergeben Sie ihn mir, ich werde ihn ausrichten."

Lea erinnerte sich, daß sie den Auftrag hatte, dem Justizrathe selbst den Brief zu übergeben. Sie war unschlüssig, was sie beginnen sollte. Da trat Hermine

aus einer der Flügelthüren, und wollte die mit Teppichen belegte Treppe hinangehen. Bei dem Erblicken des reizenden Mädchens blieb sie stehen.

„Wen suchen Sie, mein Kind?“ fragte sie liebreich.

Lea verneigte sich, und antwortete:

„Den Herrn Justizrath Ernst.“

„Mein Mann ist ausgegangen.“

„Zu meinem Bedauern habe ich es vernommen.“

„Kommen Sie in Geschäftsangelegenheiten?“ fuhr Hermine fort, die das junge Mädchen je schöner fand, je länger sie es ansah.

„Ich habe nur einen Brief an ihn abzugeben — aber an ihn selbst. Erlauben Sie mir, Madame, daß ich morgen wiederkomme.“

Die Aufmerksamkeit, mit der Hermine sie betrachtete, setzte die arme Lea, die sich keines Unrechts bewußt war, in Verlegenheit; erröthend senkte sie die Blicke zu Boden. Herminens Eifersucht war einmal angeregt, und die Erscheinung dieses reizenden Geschöpfs in dem schlichten Mantel und dem einfachen schwarzen Hute war völlig geeignet, den Verdacht der Gattin, die sich hintergangen wähnte, zu vermehren. Sie schämte sich der aufsteigenden Gedanken, aber mit der weiblichen Schlauheit, die man auch bei den Frauen von den festesten Grundsätzen findet, begann sie zu forschen.

„Sie wollen ihm also Ihren Brief selbst übergeben?“ fragte sie.

Lea begriff, daß man sie inquirirte.

„Ja!“ flüsterte sie kaum hörbar.

„In diesem Falle rathe ich Ihnen, ein wenig zu warten; mein Mann muß zum Abendessen nach Hause kommen.“

Hermine war der festen Ansicht, daß sie den ersten Faden des geheimnißvollen Netzes in der Hand halte, von dem ihr Mann, dessen Betragen täglich kühler und räthselhafter wurde, umschlungen war.

Lea dachte daran, daß sie um eine halbe Stunde zu spät kam; sie fürchtete einen Auftritt mit der alten Pflegemutter herbeizuführen.

„Ich kann nicht warten, Madame!“ antwortete sie in gesteigerter Verwirrung.

„Wie, auch warten können Sie nicht?“

„Es ist gleich acht Uhr — meine Pflegemutter —“

„Wer ist Ihre Pflegemutter?“

„Frau Markus in der F. Straße.“

Der Name dieser Straße machte Herminen erbeben.

„Mein Kind, Sie wohnen also in dieser Straße?“

„Ja!“

„Folgen Sie mir einen Augenblick in mein Zimmer — Sie werden mir vielleicht Aufschlüsse über arme Leute geben können, die der Unterstützung

bedürfen, sich aber schämen, um Almosen nachzusuchen."

Hermine ging voran und Lea konnte nicht anders, als ihr folgen. Beide befanden sich in dem Boudoir der jungen Frau.

„Was wollen Sie wissen, Madame?" fragte die Jüdin, die wie auf Kohlen stand.

Aber auch die Justizräthin befand sich in einer Verfassung, daß sie nicht wußte, wie sie das Gespräch einleiten sollte, ohne ihren Mann und sich selbst bloßzustellen.

„Nehmen Sie Platz, nehmen Sie Platz," sagte sie, indem sie auf ihrem Arbeitstischchen nach einem Notizbuche suchte, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

Lea leistete unwillkürlich dieser Aufforderung Folge, sie setzte sich, oder sie sank vielmehr auf den nächsten der prachtvollen Sessel.

Die Justizräthin preßte beide Hände auf den wogenden Busen; sie hatte Mühe, die Thränen über die Situation zu unterdrücken, in die sie durch den Mann gerathen war, der ihre reine, innige Liebe so arg täuschte. Mit der Energie, die den Frauen in den kritischen Tagen des Lebens eigen ist, sammelte sie rasch ihre Fassung; sie beschloß, ihr Amt als Vorsteherin des Frauenvereins vorzuschützen. Auf diese Weise glaubte sie die wahre Absicht ihrer Inquisition zu verdecken. Mit dem offenen Buche in der Hand

ließ sie sich Lea gegenüber nieder. Als sie das Gesicht der jungen Jüdin bei der vollen Beleuchtung der großen Astrallampe sah, die auf dem Tische stand, wäre es beinahe wieder um ihre Fassung geschehen gewesen. Welche Augen sahen sie ängstlich und schüchtern an! Welch' ein Ausdruck von Milde und Unschuld lag in den reizenden Zügen! Wie frisch waren die Lippen, durch deren Purpur ein Schmelz weißer Zähne flimmerte! Wie glänzend schwarz und üppig war das Haar, das die schöne, mattweiße Stirn umgab! Und alle diese Reize waren in einfache, fast ärmliche Kleider gehüllt.

Hermine sah mit den Augen der Eifersucht, sie sah also scharf und sicher.

Die arme Lea konnte sich das Benehmen der Justizräthin nicht erklären. Zu der Besorgniß um ihre verspätete Heimkehr gesellte sich das Ungewöhnliche ihrer augenblicklichen Lage, denn sie hatte sich nie in einem so prächtigen Zimmer einer vornehmen Dame gegenüber befunden und von der Justizräthin Ernst hatte sie oft sagen gehört, daß sie die schönste und reichste Frau der Stadt sei.

„In Ihrer Straße, mein Kind, wohnen viel arme Leute," begann Hermine mit unsicherer Stimme.

„Ja, Madame!" war die gehauchte Antwort.

Lea senkte die langen schwarzen Wimpern, die einen leichten Schatten auf die rosigen Wangen warfen.

„Mein Gott," dachte zitternd die Justizräthin, „wenn ich dieses Mädchen selbst zu fürchten hätte!"

Nach einer Pause fragte sie laut:

„Man sagte mir von einer fremden jungen Frau, die seit einiger Zeit bei einer gewissen Frau Bielitz in Ihrer Straße wohnt —"

„Madame Seltenau?" unterbrach sie Lea rasch.

„Ganz recht, diesen Namen habe ich notirt."

„Sie wohnt uns gegenüber — wir können in ihr Zimmer sehen."

Hermine erinnerte sich der alten Jüdin mit dem häßlichen Gesichte und der schmutzigen bebänderten Haube. Die häßliche Frau mußte also die Pflegemutter dieses reizenden Mädchens sein; aber auch von ihr mußte der Brief kommen, den die Botin nur dem Justizrathe selbst übergeben wollte. Was konnte die Jüdin mit dem Justizrathe zu schaffen haben? Lag nicht der wahrscheinliche Fall vor, daß sie im Auftrage der schönen Fremden handelte, um jeden Verdacht von dem Hause abzulenken, in dem sie wohnte? die alten Judenfrauen sind zu Allem käuflich, sie dienen gern, wenn sie einen kleinen Gewinn haben. Alle diese Reflexionen durchschoßen wie ein Blitz den Kopf Herminens.

„Ist Madame Seltenau wirklich so hilfsbedürftig?" fuhr sie fort.

„Ach, ich glaube es, Madame!" antwortete Lea, die ein wenig Muth gewann, als sie sah, daß das Gespräch diese Wendung nahm.

„Sie glauben es?“

„Sie muß ganz gewiß recht arm sein, wenigstens für den Augenblick.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Ach, liebe Madame, ich glaube, keine Indiskretion zu begehen, wenn ich Ihnen anvertraue, was ich weiß.“

„Im Gegentheil, Sie nützen der armen Frau.“

„Heute brachte Mutter Bielitz zum zweiten Male einen kostbaren Schmuck —“

„Einen Schmuck?“

„Ja, Madame, eine Halskette und einen Ring.“

„So! Wem brachte sie es?“

„Meiner Pflegemutter.“

„Und zu welchem Zwecke?“

„Um zwölf Thaler darauf zu leihen.“

„Ah, Ihre Pflegemutter leiht auf Pfänder?“

„Ja, Madame; es ist das Gewerbe, von dem sie lebt.“

„Ein Gewerbe, das so gut ist wie jedes andere,“ fügte die Justizräthin hinzu, als sie die wiederkehrende Verlegenheit des jungen Mädchens bemerkte.“

„Glauben Sie mir, Madame, meine Pflegemutter nimmt nicht viel Prozente; sie nimmt wenig, aber sie geht sicher.“

„Gleichviel; doch, bleiben wir bei der armen Seltenau. Als Nachbarin haben Sie sie wohl besucht?“

„Ja, Madame, so oft ich einige Augenblicke abkommen kann, gehe ich zu ihr.“

„Und dann?“

„Nun, dann erzählt sie mir von ihrem Manne, der sich seit einiger Zeit wenig oder gar nicht um sie kümmert. Und das ist doch schlecht, sehr schlecht. Wie kann ein Mann Mutter und Kind in so drückender Lage lassen?“

„Wer ist ihr Mann?“

Lea zuckte mit den Achseln.

„Hat die arme Frau nie gesagt, wo er sich befindet?“

„Nein; aber aus Allem, was ich gehört habe, muß ich schließen, daß sie mit großer Innigkeit an ihm hängt. Sie beklagt sich nicht über ihren Mann, sondern über das Schicksal, das ihn von ihr getrennt hat. Ach, wüßte ich nur, wo er wäre! ruft sie aus, so oft ich bei ihr bin. Dann weint sie still vor sich hin, und um sich zu trösten, nimmt sie ihr Kind und küßt es. Ueber ihre Vergangenheit ist kein Wörtchen zu erfahren.“

„Erhält sie nie Briefe?“

„Man sagt, sie hätte vor einigen Tagen einen Brief erhalten, bei dessen Lesen sie in Ohnmacht gesunken sei. Als ich sie am folgenden Morgen besuchte, lag sie krank im Bett; sie hatte die Nacht wenig geschlafen, aber viel geweint.“

„Hat sie sich über den Inhalt des Briefes nicht ausgesprochen?"

„Sie bewahrt ihn wie ein Heiligthum. Trotzdem sie über die Nachricht, die er gebracht, weint, so zieht sie ihn doch oft hervor, um ihn an die Lippen zu drücken."

„Das ist seltsam!" flüsterte Hermine.

„Wenn übrigens irgend Jemand die Theilnahme guter Menschen verdient, so ist es diese Madame Seltenau," fuhr Lea eifrig fort. „So jung noch, muß sie schon so viel leiden! Wäre ich reich, ich würde ihr eine helfende Freundin werden, damit sie nicht von der alten Frau allein abhinge, bei der sie wohnt. In dieser Umgebung soll die kranke Mutter nun genesen! Heute gegen Abend sah ich einen vornehmen Herrn das Haus unserer Nachbarin betreten, der ohne Zweifel zu ihr gegangen ist, da ich mir nicht denken kann, daß einem andern Bewohner sein Besuch gelten kann."

„Heute gegen Abend?" fragte die Justizräthin rasch, die sich erinnerte, daß ihr Mann um diese Zeit ausgegangen war.

„Es mochte nach fünf Uhr sein."

„Das interessirt mich. Wie sah dieser Mann aus?"

„Er war noch jung, schlank gewachsen, elegant gekleidet und hatte einen blonden Bart."

„Was für Kleider trug er?"

„Einen kurzen dunkeln Mantel, einen weißen oder grauen Hut mit breiter Krämpe, und in der Hand einen

Stock. Ich stand am Fenster, als er rasch durch die Straße in das Haus ging, nachdem er durch ein kleines Augenglas die Nummer gesucht hatte."

Die Justizräthin erstarrte, denn Lea, die den Justizrath nicht kannte, beschrieb genau ihren Mann, der mit Mantel, Hut, Stock und Augenglas um fünf Uhr ausgegangen war, unter dem Vorwande, einen Freund zu besuchen, der außerhalb der Stadt wohnte. Sie wollte noch eine Frage an das junge Mädchen richten, aber die Hausglocke, die laut ertönte, ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Mein Mann wird zurückkehren!" flüsterte sie, mit Anstrengung ihre Bestürzung verbergend.

„Der Herr Justizrath?" fragte Lea, indem sie sich rasch erhob.

Auch Hermine verließ ihren Platz.

„Kennen Sie ihn?" fragte sie.

„Nein, Madame; ich habe den Herrn Justizrath nie gesehen."

„Sie können ihm jetzt Ihren Brief übergeben?"

„Mein Gott, ich habe schon zu lange gesäumt," sagte Lea, indem sie in das Zimmer zurücktrat.

„Da kommt er!"

Die Thür öffnete sich, und der Justizrath trat ein. Er war ganz so gekleidet, wie Lea den Mann beschrieben hatte, der einen Besuch in dem Hause Ihrer Nachbarin gemacht haben sollte. Hermine beobachtete

den Eindruck, den er auf das junge Mädchen ausübte. Lea's Gesicht ward feuerroth.

„Guten Abend, Hermine!" sagte der Justizrath unbefangen. „Ich komme später zurück, als es meine Absicht war. Doch, Du hattest Besuch, das tröstet mich!"

Nachdem er vornehm und flüchtig die Jüdin gegrüßt, küßte er seiner Frau die Hand. Hermine war unfähig, den Zustand ihres Innern zu verbergen; ihre Hand zitterte, ihr Gesicht war bleich geworden.

„Dieses junge Mädchen," flüsterte sie, „will Dir eigenhändig ein Brief übergeben."

„Mir, eigenhändig?" fragte der Justizrath, indem er seinen Mantel über einen Stuhl warf und den Bambusstock mit silbernem Knopfe darauf warf. „So spät noch? Von wem kommt der Brief?" wandte er sich zu dem jungen Mädchen, das vor Angst zitterte.

„Von Frau Markus, mein Herr!"

„Geben Sie!"

Lea überreichte den Brief, den sie aus der Tasche ihres Mantels hervorgezogen hatte.

„Sollen Sie Antwort zurückbringen?"

„Ich weiß es nicht, Herr Justizrath; meine Pflegemutter hat mir nur aufgetragen, den Brief in Ihre Hand zu legen."

Hermine ließ ihren Mann nicht aus den Augen, der ruhig das Siegel erbrach und ruhig las. Das

Papier mußte nur wenig Zeilen enthalten, denn nach einigen Sekunden schon steckte er es in die Brusttasche seines Rockes und sagte:

„Es ist gut, mein Kind, die Witwe Markus wird eine schriftliche Antwort von mir erhalten."

„Wann, Herr Justizrath?"

„Vielleicht morgen schon. Ich werde die Sache sofort in die Hand nehmen."

Lea grüßte und verließ das Zimmer. Wie gern hätte Hermine sie hinausbegleitet, aber sie konnte sich in diesem Augenblicke füglich nicht entfernen.

„Der Spaziergang hat mir Appetit gemacht!" sagte heiter der Justizrath. „Können wir zu Tische gehen, liebe Frau?"

„Ich erwartete Dich schon vor einer halben Stunde."

Viktor umarmte seine Frau und drückte ihr zärtlich einen Kuß auf die Lippen.

„Was ist Dir, Hermine?" fragte er besorgt. „Bist Du krank?"

„Nein, mein Freund; der unglückselige Kopfschmerz plagt mich heute wieder einmal — das ist Alles."

„Der Arzt muß Hilfe schaffen; ich werde sogleich schicken —"

„Du kennst mein Leiden — es vergeht, wenn die Zeit gekommen ist. Morgen Früh wird es vorüber sein. Gehen wir zu Tische, damit Du den Appetit

ſtillſt, den Dir der lange Spaziergang verurſacht hat. Bleibſt Du dieſen Abend zu Hauſe?"

„Wenn Du nicht ausgehen willſt — ja!"

Beide betraten Arm in Arm das Wohnzimmer, und ſetzten ſich zu Tiſche. Sie pflegten das Abendeſſen ohne Bedienung einzunehmen, um ungezwungen ſich der Unterhaltung hingeben zu können. Viktor warf mehr als einen verſtohlenen Blick auf ſeine Gattin, die ſich bemühte, unbefangen zu erſcheinen. Dann erzählte er viel von dem Univerſitätsfreunde, den das Podagra an ſeinen Lehnſtuhl feſſelte. Seine Erzählung trug das Gepräge der Wahrheit, daß Hermine nicht daran zweifeln konnte.

„Mein Gott," dachte ſie, „ſollte er ſo geſchickt lügen können, oder hat der Mann, den mir das junge Mädchen beſchrieb, zufällig einige Aehnlichkeit mit ihm?"

Ihr fehlte der Muth, einen Zweifel laut werden zu laſſen.

Es gibt wohl wenig Frauen, die im Leben ſowohl als in der Liebe nicht mit einer gewiſſen Schlauheit verfahren, wenn es gilt, eine Entdeckung zu machen. Wie groß iſt ihre ſcheinbare Faſſung in dem Augenblicke, wenn ſie für die geheimen Schätze ihrer Liebe zittern. Mag die Verlegenheit noch ſo ernſt ſein, ſie verfahren mit einer Leichtigkeit, mit einer Ruhe und Geiſtesfreiheit, die keine Ahnung von dem wahren

Zustande ihres Innern zuläßt, wenn sie auch noch so scharf beobachtet werden. Wie geschickt wissen sie bei Andern den Schleier zu lüften, um einer Wahrheit, die sie ahnen, auf den Grund zu kommen. Wie scharfsinnig deuten sie die Worte des Mannes, der thöricht oder vermessen genug ist, ihnen eine Intrigue zu spielen oder sie hintergehen zu wollen. Hermine machte keine Ausnahme, obgleich sie wahr und innig liebte; sie beobachtete jeden Schritt ihres Mannes, deutete jedes seiner Worte und suchte jeden zufälligen Umstand zu erklären, der ihrem Verdachte Nahrung gab.

„Das junge Mädchen war eine Jüdin!“ begann sie.

„Ohne Zweifel, da sie die Pflegetochter der Witwe Markus ist.“

„Sie besitzt blaue Augen.“

„Hast Du sie so genau angesehen?“

„Eine Seltenheit bei Jüdinnen mit schwarzen Haaren!“

„Wie kam sie in Dein Zimmer, Hermine?“ fragte der Justizrath, indem er mit großem Appetite eine kalte Taube verzehrte.

„Du weißt, mein Freund, daß mir die Zeit lang wird, wenn ich auf Dich warte. Das Mädchen mit dem wirklich reizenden Gesichte bot mir eine willkommene Unterhaltung.“

„Ich glaube es.“

„Sie erzählte mir von ihrer Pflegemutter, die Börsengeschäfte im Kleinen macht.“

„Ah, auf diese Weise lerne ich Frau Markus, meine neue Klientin, näher kennen.“

„Ist sie Dir bisher unbekannt gewesen?“

„Ich habe nicht gewußt, daß eine Witwe Markus existirt. Also die gute Frau macht Börsengeschäfte?“

„Ihre Pflegetochter erzählte mir, daß heute ein seltener Fall vorgekommen sei.“

„Was für ein Fall?“

„Eine arme, aber schöne junge Frau, die der Jüdin gegenüber wohnt, habe einen kostbaren Schmuck versetzt.“

„Daran finde ich nichts Seltsames!“

„Man kann sich nicht erklären, wie ein so werthvolles Geschmeide in die Hände der armen Frau kommt, die ein elendes Dachstübchen bewohnt und von dem Mitleiden Anderer lebt.“

„Vielleicht kann es die Polizei erklären.“

„Wenn ich nicht irre, hat unser Arzt jene junge Frau dem Frauenvereine empfohlen. — Sidonie will Erkundigungen über sie einziehen.“

Der Justizrath hatte sein Abendessen vollendet, wischte sich mit der Serviette ruhig den Mund, und wünschte seiner Gattin eine gesegnete Mahlzeit. Es war unmöglich, ihm beizukommen. Jeder Versuch, ihn zu reizen, selbst nur seine besondere Aufmerksamkeit zu

erregen, scheiterte. Hermine schützte Kopfschmerz vor, und zog sich zeitig in ihr Schlafzimmer zurück. Der Justizrath arbeitete bis gegen Mitternacht; er schrieb und siegelte Briefe, die am nächsten Morgen früh mit der Post abgehen sollten. Die arme Hermine verbrachte schlaflos die ihr endlos scheinende Nacht; sie nahm sich vor, die junge Jüdin aufzusuchen und sie ohne Umschweife zu fragen, ob der Justizrath der Mann gewesen, der mit Mantel, Hut und Stock in das Haus der Nachbarin gegangen sei.

Achtes Kapitel.

Spekulation.

Schon Früh am nächsten Morgen erschien der Banquier Kaiser in dem Bureau des Justizrathes. Beide Freunde begrüßten sich herzlich.

„Der Jude macht mir Sorgen!“ sagte Kaiser, indem er sich auf einen Sessel warf.

„Warum?“ fragte lächelnd der Justizrath.

„Meine Frau will ihn nicht mehr im Hause dulden; er ist ihr mehr als lästig.“

„Kürzen wir den Handel mit ihm ab, dann wird er reisen.“

„Was antworten wir ihm auf seinen Vergleichsvorschlag?“

„Daß wir den Prozeß fortführen, wenn er sich mit der Abfindungssumme von zehntausend Thalern nicht begnügen will."

„Gut, ich bin zufrieden; Jeder von uns trägt fünftausend Thaler."

„Senden Sie mir diesen Nachmittag den Juden. Bis morgen wird Madame Kaiser es sich nun gefallen lassen müssen, daß der lästige Gast unter ihrem Dache bleibt."

„Der Mensch spionirt bei allen meinen Domestiken nach Anton; es ist ein wahres Glück, daß ich meinen Neffen nach Brüssel geschickt habe."

„Vielleicht auch wäre es eben so gut, wenn er hier geblieben wäre. Doch genug von dieser Angelegenheit, die ich als beseitigt betrachte. Es ist ein Brief aus Westphalen eingegangen."

„Von dem Baron?" fragte der Banquier eifrig.

„Von dem Baron von Sydow."

„Wozu hat er sich entschlossen?"

„Er fordert zweimalhunderttausend Thaler für sein Rittergut."

Herr Kaiser sah nachdenkend in seine goldene Dose, die er geöffnet hatte.

„Das ist viel!" murmelte er nach einer Pause.

„Wir können diese Summe zahlen, mein Freund," rief der Justizrath. „In sechs Wochen werden wir fünfzigtausend Thaler gewonnen haben."

Der Banquier wiegte noch immer sein Haupt.

„Zählen Sie auf die G.'sche Eisenbahn-Kompagnie?" fragte er.

„Jetzt mehr als sonst."

„Ich zweifle daran, daß sie die Zweigbahn bauet."

„Aus welchem Grunde?"

„Die Regierung wird ihr die Konzession versagen."

„Ich weiß seit gestern aus sicherer Quelle, daß die Regierung die Konzession ertheilen wird."

„Wäre es möglich?" rief erstaunt der Banquier.

„In spätestens acht Tagen wird es auch die Kompagnie wissen. Kaufen wir bis dahin das Rittergut mit dem gesammten Areal, so wird die Kompagnie von uns den wichtigsten Punkt für ihre projektirte Bahnstrecke erstehen müssen. Ich weiß auch, daß ein Agent der Direktion unter der Hand dem Baron ein Gebot gemacht hat; der gute Baron ahnt natürlich nicht, welch' einen Werth sein Gut für gewisse Leute hat."

„Ja, wüßte er es, er würde mit dem Verkaufe noch einen Monat warten."

„Dann wäre unser Handel zerschlagen!" rief lachend der Justizrath. „Und um unsere fünfzigtausend Thaler wäre es geschehen. Aber der Baron darf und kann so lange nicht warten."

„Was hindert ihn?"

„Schulden, viele und große Schulden, mein Freund."

„Der Baron von Sydow hätte Schulden?" fragte erstaunt der Kaufmann.

„Niemand kann es besser wissen, als ich."

„Als Sie?"

„Wir sind Freunde, mein bester Kaiser, und darum will ich Ihnen im Vertrauen eine Mittheilung machen."

Ein Schreiber trat ein, und überreichte einen Brief. Als der Justizrath keinen Poststempel darauf sah, fragte er:

„Wer brachte ihn?"

„Ein alter Mann, der sich sogleich wieder entfernte."

Der Schreiber zog sich zurück. Der Justizrath fuhr fort, nachdem er den Brief gleichgiltig auf den Tisch geworfen hatte:

„Der Baron hat Wechsel bis zu dem Betrage von neunzigtausend Thalern ausgestellt. Der größte Theil davon befindet sich in meinen Händen."

„Sie haben sie doch wohl nicht gekauft?" fragte Kaiser.

„Ich hoffe, wir werden sie kaufen."

„Wir?"

„Allerdings, denn wir gewinnen dabei. Es ist das sicherste und einträglichste Geschäft. Bis jetzt sind

mir die Wechsel als dem Rechtsanwalte übergeben — Sie sehen, daß ich den Baron zwingen kann, sein Gut zu verkaufen. Wir bezahlen mit diesen Wechseln das Rittergut Sydow, um es später an die Eisenbahn-Kompagnie wieder zu verkaufen. Wir gewinnen bei dem Verkaufe. Ah, Sie tragen noch Bedenken, wenn ich mich bei dem Geschäfte betheilige?"

Der Banquier wiegte immer noch seinen elegant frisirten Kopf.

„Wäre ich reich genug," rief der Justizrath, „ich würde den Handel allein unternehmen. Freund, bedenken Sie sich nicht länger, wir müssen diesen Vormittag einen festen Entschluß fassen. Vor der Hand handelt es sich um die Summe, die zum Ankaufe der Wechsel erforderlich ist."

„Vor der Hand, aber später?" murmelte der Banquier.

„Wir zahlen also mit diesen Wechseln neunzigtausend Thaler an, —"

„Und die übrigen einhundert und zehntausend?"

„Zahlen wir zwei Monate später, wenn die Eisenbahn-Kompagnie zweihundert fünfzigtausend Thaler ausgezahlt hat."

„Sie bauen sehr fest auf diese vorsichtige Kompagnie."

„Kaiser, Freund, ich kann Ihnen in diesem Augenblicke nicht darthun, warum die Kompagnie gezwungen

ist, die in Rede stehende Zweigbahn zu bauen; aber glauben Sie mir, sie muß bauen, wenn sie die Rentabilität ihrer Hauptbahn nicht bedeutend schmälern will. Die Konkurrenz, mein Freund, ist gegenwärtig ein gewaltiger Sporn, sie erzeugt Werke, die das größte Genie nicht erdacht haben würde. Da nun die Kompagnie bauen muß, so muß sie auch das Rittergut kaufen, wenn sie nicht einen Tunnel graben lassen will, den die Architekten zu einer Million angeschlagen haben."

„Sie kennen die Sache sehr genau, Ernst."

„Mein Bruder ist der erste Architekt jener Bahn."

„Ah, nun erkläre ich mir!" rief Herr Kaiser.

„Willigen Sie ein? Hier ist der Kalkül, prüfen Sie!"

Der Justizrath gab dem Banquier ein Papier. Während Kaiser die Rechnungsaufstellung prüfte, erbrach Ernst den Brief, den er kurz zuvor empfangen hatte.

„Die Sache leuchtet mir ein!" murmelte der Banquier.

„O, sie ist so einfach, wie ein Regel-de-tri-Exempel."

„Aber nehmen wir an, wir behalten das Gut?"

„So besitzen wir ein Kapital von zweimalhunderttausend Thalern in liegenden Gründen, die sich zu zehn und zwölf Prozent verwerthen. Das, mein Freund, wäre das ganze Unglück."

„Gönnen Sie mir bis morgen Zeit, Ernst!"

Der Justizrath sah lächelnd auf das Papier, das er in der Hand hielt.

„Dieser Brief," sagte er, „kommt von einem Hauptgläubiger des Barons — man gibt dem Schuldner, der darum nachgesucht hat, eine Frist von zwei Monaten. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht auch die beiden andern nachgiebig gemacht wären. Soll in acht Tagen Alles beendet sein, so müssen wir heute beginnen."

Kaiser schob zierlich eine Prise des duftenden Tabaks in seine Nase, dann rief er aus:

„Nun, so beginnen Sie denn in Gottesnamen! Ich betheilige mich zur Hälfte bei dem Geschäfte."

Die beiden Männer reichten sich die Hände.

„Abgemacht!" rief der Jurist.

„Abgemacht!" rief der Banquier.

„Ich kaufe die Wechsel und bewillige dem bedrängten Baron die geforderte Summe."

Kaiser entfernte sich. Der Justizrath begann sogleich die Arbeit; er schrieb an die Besitzer der Wechsel, die der Baron ausgestellt hatte, und machte Vorschläge zum Ankaufe derselben, indem er sich den Anschein gab, als ob er im Interesse des Barons handelte. Dem Letztern zeigte er an, daß er Auftrag habe, die Wechselschulden mit aller Strenge einzutreiben, wenn binnen fünf Tagen nicht Zahlung geleistet sei.

Nach Tische erschien Markus, den der Banquier

gesendet hatte. Das Benehmen des Juden war ruhig, aber fest und zuversichtlich.

„Herr Markus," begann der Justizrath, „ich bin der Rechtsanwalt des Herrn Kaiser, und als solchem liegt mir die Verpflichtung ob, mit der Sicherheit zu verfahren, die später jede Anfechtung ausschließt. Ich habe Vollmacht, mit Ihnen zu unterhandeln, um den unglückseligen Prozeß aus der Welt zu schaffen — Herr Kaiser wünscht es, und ich widerspreche nicht, wenn Sie sich billig finden lassen."

„Herr Justizrath, ich habe bereits einen Vorschlag zur gütlichen Ausgleichung gemacht, der, wie ich glaube, wahrlich annehmbar ist."

„Davon später, mein lieber Herr. Bevor ich die Unterhandlungen mit Ihnen eröffne, muß ich Sie bitten, sich zu legitimiren."

Levi sah den Justizrath mit großen Augen an.

„Was soll das heißen?" fragte er.

„Ich werde mich Ihnen kurz verständlich machen," antwortete der Jurist. „Wir wissen zwar, daß in Amsterdam ein Levi Markus lebt, der mit uns prozessirt; aber wir wissen nicht, ob der Levi Markus, der sich uns jetzt vorstellt, mit jenem identisch ist."

„Identisch, wie?"

„Das heißt, ob Beide eine und dieselbe Person sind."

Der Jude schüttelte lächelnd seinen dicken Kopf.

„Also Sie mißtrauen mir?“ murmelte er.

„Nennen Sie es nicht Mißtrauen, mein Herr; was ich fordere, wird jedes Gericht von Ihnen fordern. Ich würde meine Pflicht als Rechtsanwalt verletzen, wollte ich anders verfahren.“

„Was hätte ich demnächst zu thun, Herr Justizrath?“

„Ihr Reisepaß würde nicht genügen, denn er bestätigt nur Ihren Stand und Ihren Namen; wir müssen die Gewißheit haben, daß Sie wirklich der Levi Markus sind, der mit uns prozessirt. Es gibt ohne Zweifel mehr Geschäftsleute in Amsterdam, die diesen Namen führen.“

„Meinen Sie?“

„Ich erinnere mich, daß in unserer Stadt eine jüdische Familie lebt, deren verstorbener Mann Levi Markus hieß.“

Der Jude verlor seine Fassung nicht.

„Sie haben Recht, Herr Justizrath!“ rief er aus, „es gibt viele Leute, die diesen Namen führen, und mir selbst ist es schon einige Male begegnet, daß man, durch den Namen verführt, mich für einen Andern gehalten hat. Solche Verwechslungen können Anlaß zu großen Unannehmlichkeiten geben. Wie aber soll ich beweisen, daß ich Ihr Gegner bin?“

„Haben Sie einen Rechtsanwalt in Amsterdam?“

„Ja, mein Herr.“

„So schreiben Sie an Ihren Anwalt und lassen Sie durch ihn das Dokument des Kapitäns schicken, auf dessen Grund Sie prozessiren. Dieses Dokument wird dann Gegenstand der Unterhandlungen und wir kaufen es Ihnen ab. Wollen Sie aber auf einem noch kürzeren Wege zum Ziele gelangen, so reisen Sie selbst nach Amsterdam und kehren so rasch als möglich mit dem Papiere zurück, das man Ihnen durchaus nicht vorenthalten wird."

Levi sann einige Augenblicke nach.

„Gut," sagte er dann, „ich werde reisen. Der Gegenstand lohnt die Mühe und die Kosten einer solchen Reise, die bald abgemacht ist."

„Gut," dachte der Justizrath, „auf diese Weise wird er aus dem Hause des Banquiers entfernt."

„Gut," dachte der Jude, „nun kann ich mich entfernen, ohne Aufsehen zu erregen."

„Wann sehen wir uns wieder, Herr Markus?"

„Ich hoffe bald, recht bald, Herr Justizrath!"

Der Jude ging. Denselben Tag noch theilte er dem Banquier den Entschluß mit, am folgenden Tage zu reisen, um das Dokument zu holen. Dann nahm er Abschied, weil er den Rest des Tages und den Abend zu dringenden Geschäften verwenden und am nächsten Morgen früh abreisen wollte. Sidonie war froh, den lästigen Gast zum letzten Male gesehen zu haben.

„Danke dem Justizrathe!“ sagte lächelnd der Banquier. „Die rasche Abreise des Juden hat er bewirkt.“

Sidonie lud brieflich den Justizrath und seine Gattin für den Abend ein. Hermine empfing den Brief der Freundin. Zum ersten Male wünschte sie, daß ihr Mann sie nicht begleiten möge. Sie ging zu ihm in sein Bureau. Er war so eifrig an seinem Schreibtische beschäftigt, daß er ihren Eintritt nicht bemerkte. Wie gern hätte sie ihn, wie sie sonst pflegte, durch eine Zärtlichkeit überrascht; aber der Gedanke an die junge Frau in dem Dachstübchen stimmte sie so trüb, daß sie sich nur mit einem schmerzlichen Lächeln dem arbeitenden Gatten nähern konnte.

„Störe ich?“ fragte sie leise.

Der Justizrath sah auf; seine Wangen waren roth vor Aufregung.

„Hermine, meine liebe Frau!“ rief er, ohne die Feder aus der Hand zu legen. „Was führt Dich zu mir?“

„Sidonie ladet uns zum Thee ein.“

„Für diesen Abend?“ fragte rasch der Justizrath.

„Ja.“

„Ich kann in diesem Augenblicke nichts bestimmen.“

„Der Bote, der die Einladung überbrachte, wartet auf Antwort.“

Hätte der Justizrath in diesem Augenblicke seine Frau angesehen, so würde er bemerkt haben, wie sie

plötzlich erröthete. Hermine hatte die erste Lüge ausgesprochen, eine Lüge, zu der sie die Eifersucht getrieben. Der Bote Sidoniens hatte sich längst entfernt — aber sie wollte jetzt den Entschluß ihres Mannes wissen, um ihre Einrichtungen darnach treffen zu können. Die Ungewißheit, die auf ihrer Seele lastete, erdrückte sie fast.

„Es wird spät werden, die Arbeit ist dringend, der Ausgang eines Prozesses von Wichtigkeit hängt davon ab — dann erwarte ich noch einen Besuch — Hermine, laß Dich dadurch nicht abhalten, die Einladung anzunehmen — ich folge Dir, sobald meine Geschäfte beendet sind. Ja, ja, ich hole Dich ab, verlaß Dich darauf!"

Der Justizrath hatte diese Worte eilig und dringend gesprochen.

„So gehe ich voran," sagte Hermine, die sich zu jeder andern Zeit über die Gleichgiltigkeit ihres Mannes gekränkt haben würde."

„Nimm unseren Wagen!"

„Das Wetter ist trocken, ich werde gehen. Adieu, mein lieber Freund!"

„Auf Wiedersehen!"

Die beiden Gatten küßten sich flüchtig. Das war ein Kuß, den die Ehe abgekühlt und zu einer nichtssagenden Form der Gewohnheit umgewandelt hatte. Seufzend kehrte die arme Hermine in ihr Zimmer zurück. Sie rief die Kammerfrau. Babette, eine ziemlich

hübsche und elegante Person von achtundzwanzig Jahren, trat ein.

„Ich will ausgehen, Babette."

„Wie, Madame, bei diesem Wetter? Es regnet."

„Gleichviel. Gib mir den Reisemantel und den schwarzen Sammthut — ich werde mit Madame Kaiser allein sein — Toilette ist unnütz."

Babette sah, daß ihre Herrin übler Laune war; sie holte aus der Garderobe die verlangten Sachen. Als Hermine sich angekleidet hatte, würde Niemand die Gattin des reichen Justizraths Ernst in ihr vermuthet haben. Der schwarze Schleier machte sie völlig unkenntlich. Nachdem sie eine gefüllte Börse zu sich gesteckt hatte, verließ sie das Haus. Babette kehrte kopfschüttelnd in ihr Zimmer zurück.

„Das hat Etwas zu bedeuten!" flüsterte sie lächelnd. „Ich habe längst gemerkt, daß zwischen dem Herrn und meiner Madame nicht mehr der zärtliche Ton herrscht, den ich vor zwei Jahren, als ich in den Dienst trat, bewundern mußte. Die Ehe meiner Herrschaft ist modern geworden — Jeder lebt nach seinem Geschmacke, und geht und kommt wie es ihm beliebt. Es sollte mich nicht wundern, wenn der Herr Justizrath ebenfalls seinen alten Mantel hervorsuchen ließe und den trüben Abend zu einem Ausfluge benützte. Na, meinetwegen, wir sind daran gewöhnt, allein zu Hause zu sein."

Wir begleiten Hermine.

Das Ziel ihrer Wanderung war jene Straße der Armuth und des Schmutzes. Eine Laterne ließ sie bald die beiden Häuser erkennen, die für sie eine so große Wichtigkeit erlangt hatten. Links lag die Wohnung der Madame Seltenau, rechts die Lea's, des reizenden Judenmädchens.

„Das ist ein trauriger Gang!" dachte die arme Frau, als sie an dem schwarzen Hause emporsah. „Zweifel und Argwohn trieben mich, den Schritten meines Mannes nachzuforschen. Ich muß Gewißheit haben, es koste, was es wolle!"

Sie betrat das Haus, das die Jüdin bewohnte. Der schmale Gang war finster und dunstig wie eine Gruft. Hermine ließ sich nicht abschrecken; mit vorgestreckten Händen tappte sie weiter, bis sie die Treppe und den Vorplatz in dem ersten Stocke erreichte. Hier war die Finsterniß total, die mit der Oertlichkeit Unbekannte wußte nicht wohin sie sich wenden sollte. Lauschend blieb sie stehen. Eine Grabesstille herrschte in dem Hause. Hermine hörte nichts als das laute Schlagen ihrer Pulse und ihres Herzens.

„Wenn dich eine bekannte Person oder wohl gar dein Mann hier träfe!"

Dieser Gedanke erfüllte sie mit Schrecken. Trotzdem aber konnte sie es nicht über sich gewinnen, unverrichteter Sache den Rückweg anzutreten; sie fürchtete

eben so sehr, länger in der peinlichen Ungewißheit zu leben, als in diesem Hause erkannt zu werden. Und Lea allein, die hier wohnen mußte, konnte Aufklärung geben.

Da ließen sich plötzlich in dem Innern des Hauses Stimmen vernehmen. So dumpf sie auch erklangen, Hermine konnte folgende Worte vernehmen:

„Die Lea hat eine Züchtigung verdient! Vor einer Stunde schon hat sie das Haus verlassen, und noch ist sie nicht zurückgekehrt. Ich habe sie zu dem Wechsler geschickt, weil es mir an kleinem Gelde fehlt — gedulden Sie sich nur, liebe Frau, das leichtsinnige Geschöpf muß gleich zurückkehren. Der Zorn erstickt mich fast."

„Beruhigen Sie sich nur, Madame Markus," antwortete eine zweite Frauenstimme; „ich habe Zeit und kann noch ein wenig warten."

„Gestern Abend hat mir die Lea denselben Streich gespielt; sie kam fast eine Stunde später — dieser Ungehorsam ärgert mich. Aber so geht es mit den angenommenen Kindern, man hat Aerger und Verdruß und erntet Undank."

„Lea ist nicht Ihre Tochter, Madame Markus?"

„Nein!" rief die zornige Alte. „Das sollte das leichtsinnige Ding bedenken."

„Ja freilich!"

„Wenn ich meine Hand von ihr abziehe, hat sie nichts zu beißen und zu brocken."

Die Stimmen schwiegen.

„Das trifft sich gut!“ dachte Hermine. „Lea, so heißt also die Jüdin, ist ausgegangen und muß bald zurückkehren. Ich werde sie demnach hier ohne Zeugen einen Augenblick sprechen können.“

Die Zeit verfloß langsam. Nach fünf Minuten ließen sich im Erdgeschoße Schritte vernehmen. Hermine unterschied, daß diese Schritte von einem Manne verursacht wurden. Ihr Schrecken läßt sich denken. Wohin sollte sie sich nun wenden. In dem schmalen Gange mußte sie dem Ankommenden begegnen. Rasch ging sie dem Orte zu, wo sie die Stimmen der beiden Frauen gehört hatte. Ein glücklicher Zufall leitete ihre suchende Hand — sie erfaßte den Griff des Klingelzuges neben der Thür. Die zersprungene Glocke rasselte in dem Innern der Wohnung.

„Gleich!“ rief Mutter Markus.

Hermine, die den Ankommenden fürchtete, zog noch einmal die Glocke.

„Nun hast Du wohl große Eile, leichtsinniges Mädchen!“ brummte die Alte, indem sie die Thür öffnete.

Die alte Jüdin stand an der Schwelle, eine Oellampe in der Hand haltend. Schon öffnete sie ihren zahnlosen Mund zu einer Strafpredigt — da bemerkte sie, daß nicht Lea, sondern eine Fremde Einlaß begehrt hatte. Zu gleicher Zeit erschien Levi Markus neben

der Justizräthin; er war es, dessen Schritte die erschreckte Frau gehört hatte.

Die Alte hielt ihre Lampe höher und fragte:

„Was wünschen Sie, Madame?"

Hermine hatte sich auf dieses Begegnen und auf diese Frage vorbereitet.

„Sind Sie Madame Markus?" fragte sie.

„Ja!"

„Ich möchte ein Geschäft mit Ihnen ordnen."

„Ein Geschäft?" fragte die Alte mißtrauisch, als sie die zitternde Stimme der Dame hörte. „So spät?"

„Es befindet sich ein Gegenstand in Ihren Händen, den ich diesen Abend noch zurückkaufen möchte."

„Was ist das für ein Gegenstand, Madame?"

„Sie werden es erfahren, wenn Sie mich einige Augenblicke allein anhören wollen."

Die Jüdin sah ihren Sohn an. Levi hatte sich umsonst bemüht, das Gesicht der fremden Dame unter dem schwarzen Schleier zu beobachten. Er grüßte und verschwand zwischen den aufgehäuften Sachen, die sich auf dem Vorsaale befanden. Die Justizräthin trat über die Schwelle.

„Wir sind allein, Madame!" sagte die Alte, die immer noch ihre Lampe in der Hand hielt. „Ich würde Sie in meine Stube treten lassen, wenn dort nicht schon Jemand wartete."

„Das thut nichts zur Sache."

„Wer sind Sie denn, liebe Madame?"

„Ich komme im Namen wohlthätiger Menschen, die sich für Ihre Nachbarin, Madame Seltenau, interessiren."

„So, für die junge Frau da drüben?"

„Sie hat einen Schmuck bei Ihnen versetzt?"

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, liebe Madame. Sie begreifen wohl, daß Angelegenheiten dieser Art — es ist mein Geschäft — man vertraut sich mir an — übrigens, woher wissen Sie — ?"

„Erlassen Sie es mir, Ihnen die Quelle zu nennen, aus der mir diese Nachricht zugeflossen, denn die junge Frau soll ihre Wohlthäterin nicht kennen lernen. Man muß das Unglück ehren; der Schmuck also befindet sich in Ihren Händen?"

Die Jüdin ward je mißtrauischer, je länger sie mit der Justizräthin sprach, die ängstlich auf die Ankunft Lea's wartete.

„Allerdings, man hat den Schmuck bei mir versetzt," murmelte sie.

„Und wie viel haben Sie darauf geliehen?"

„Zwölf Thaler, Madame."

„Hier ist das Geld."

Hermine zog ihre Börse und zählte das Geld ab.

„Das ist recht gut, Madame, aber — —"

„Nehmen Sie, nehmen Sie! die Sache ist so unbedeutend — —"

„Und für dieses Geld wollen sie den werthvollen Schmuck in Empfang nehmen?“ fragte lächelnd Mutter Markus.

„Ah das ist es!“ flüsterte Hermine. „Sie glauben, ich wolle ein Geschäft machen.“

„Verzeihen Sie mir, ich kenne Sie nicht — nur der, der den Schmuck gebracht hat, kann ihn zurückfordern — mehr als einmal bin ich auf diese Weise in Verlegenheit gerathen —“

„Nehmen Sie dieses Geld und schicken Sie der Eigenthümerin den Schmuck zurück.“

„Ah, das läßt sich hören, Madame!“ rief zufrieden die Alte, indem sie die Hand nach dem Gelde ausstreckte.

„Und dies mögen Sie für den Dienst nehmen, den Sie mir leisten.“

Hermine fügte der Summe noch einige Thaler hinzu.

„Danke, danke, meine liebe Madame! Sie verzeihen mir wohl — nur die Vorsicht bestimmte mich — —“

„Es ist gut, ich nehme Ihnen Nichts übel!“

Mutter Markus steckte das Geld in die Ledertasche ihrer schmutzigen Schürze.

„Wünschen Sie, daß ich den Schmuck diesen Abend noch hinüberschicke?“ fragte sie dienstwillig.

Hermine glaubte den späten Besuch beschönigen zu müssen.

„Wie ich erfahren habe, liegt der armen Frau daran, und sie hat sich nur mit Schmerz ihres Kleinodes entäußert. Je früher sie es zurückerhält — —"

„Ich verstehe — gut, liebe Madame, gut! Sobald meine Lea zurückkommt, die ich mit jedem Augenblicke erwarte, werde ich das Etui der guten Madame Seltenau hinübersenden."

„Kennen Sie die junge Frau näher?" fragte Hermine, um das Gespräch auszudehnen.

„Nein; aber ich glaube, daß sie das Wohlwollen guter Menschen verdient. Dem Schmucke nach zu urtheilen, muß sie früher in sehr guten Verhältnissen gelebt haben."

„Meinen Sie?"

„Urtheilen Sie selbst; ich werde Ihnen die kostbare Halskette mit den Diamanten zeigen. Wollen Sie sie sehen?"

Die Gefälligkeit der Alten, die das Geldgeschenk erweckt hatte, war der Justizräthin erwünscht. Sie empfand keine Neugierde nach dem kostbaren Schmucke, sie wollte ihren Aufenthalt verlängern.

„Gut, zeigen Sie ihn mir!"

Mama Markus verschwand durch eine Seitenthür, ohne sich um den Besuch weiter zu kümmern. Gleich darauf hörte man, wie sie die Treppe zu dem Zimmer hinanstieg, in dem sie, wie wir wissen, ihre kostbaren Pfänder verborgen hielt. Hermine lehnte sich an einen

alten Schrank. Da ward leise die Saalthür aufgestoßen, die halb offen gestanden hatte. Eine Art Nachtlicht, das in einem Bierglase brannte, verbreitete ein mattes Licht. Bei diesem Lichte sah Hermine die junge Jüdin eintreten, die völlig so gekleidet war, wie Abends zuvor. Lea grüßte verwundert die fremde Dame, die ihr rasch entgegentrat.

„Ich erwartete Sie, mein Kind!" flüsterte Hermine.

„Mich? Und warum denn?"

Hermine schlug ihren Schleier zurück.

„Erkennen Sie mich wieder?"

„Frau Justizräthin Ernst!" rief erstaunt das junge Mädchen.

„Sprechen Sie leise!"

„Wo ist meine Mutter?"

„Sie holt den Schmuck der Madame Seltenau, den ich eingelöst habe. Wir wurden gestern Abend in unserem Gespräche unterbrochen. Antworten Sie mir schnell: war mein Mann derselbe Mann, den Sie in Hut und Mantel das Haus gegenüber haben betreten sehen?"

Lea zögerte mit der Antwort.

„Es handelt sich um eine Wette," fuhr Hermine fort, „man will mir in einem Akte der Wohlthätigkeit zuvorkommen. Diese unschuldige List bringt Niemandem Schaden. War der Justizrath derselbe Mann, den Sie gesehen haben?"

„Ja, Frau Justizräthin.“

Hermine warf den Schleier zurück, um die Thränen zu verbergen, die ihren Augen entströmten. Dann sagte sie mit gepreßter Stimme:

„Irren Sie auch nicht?“

„Nein, Madame; ich würde es gestehen, wenn ich meiner Sache nicht gewiß wäre. Der Herr, der gestern Abend in Ihr Zimmer trat und meinen Brief empfing, ist derselbe, den ich Nachmittags in jenes Haus habe gehen sehen.“

Sie deutete nach der Straße. In diesem Augenblicke hörte man die Schritte der zurückkehrenden Alten auf der Treppe.

„Meine Mutter kommt!“

„Verschweigen Sie ihr und Jedem, was wir so eben gesprochen haben,“ flüsterte Hermine dringend.

„Das verspreche ich Ihnen gern, Madame.“

„Und bedürfen Sie je einer Beschützerin, so wenden Sie sich an mich.“

Die alte Jüdin trat aus der Thür, die sie mit dem Fuße aufstieß. In der linken Hand trug sie ihre Lampe, in der rechten das Etui.

„Da ist ja endlich die Mamsell!“ murmelte sie, als sie das junge Mädchen erblickte. „Na, warte, ich werde Dir hernach die Leviten lesen. Jetzt halte mir die Lampe, Du, Du —“

Mutter Markus hemmte gewaltsam den Strom

ihrer Rede, der sich Bahn brechen wollte; sie schleuderte einen gewaltigen Zornesblick auf das junge Mädchen, das verwirrt die Lampe nahm, um bei der nun folgenden Szene zu leuchten.

Die Alte öffnete das Etui, und zeigte Herminen das flimmernde Juwel. Die Justizräthin schlug halb ihren Schleier zur Seite.

„Mein Gott!" flüsterte sie bestürzt.

„Nicht wahr, das ist ein kostbarer Schmuck?" fragte die Alte. „Sehen Sie nur das Feuer, das aus den Steinen springt! Darauf konnte man ohne Gefahr zwölf Thaler leihen. Vielleicht ist es der Brautschmuck der armen Frau. Ich glaube es wohl, daß es ihr angenehm sein wird, wenn sie die Kette und den Ring diesen Abend zurückerhält."

„Liebe Frau," fragte die Justizräthin leise, „diesen Schmuck haben Sie von Madame Seltenau erhalten?"

„Ohne Zweifel. Frau Bielitz brachte ihn ja. Die alte Frau besitzt solche Sachen nicht."

Hermine zog rasch ihre Handschuhe aus, ergriff das Kreuz und drückte an einer verborgenen Feder. Die Rückseite des Kreuzes sprang auf. Die Justizräthin konnte einen leisen Schrei schmerzlicher Ueberraschung nicht zurückhalten, als sie in dem hohlen Schmucke ein zartes Haargeflecht erblickte, das an beiden Enden Schleifen von rother Seide hatte. Wie

krampfhaft drückte sie das Kreuz wieder zusammen, und legte es in das Etui zurück, das die erstaunte Jüdin in der bebenden Hand hielt.

„Sie kennen ja den Schmuck, Madame!“ murmelte Mama Markus.

„Ja, ja — er ist mir früher einmal in die Hände gekommen. Säumen Sie nicht, das Etui, wie es ist, der Madame Seltenau zurückzusenden.“

„Und wenn sie nun fragt, auf wessen Veranlassung dies geschieht?“

„Geben Sie jeden beliebigen Vorwand an, nur verschweigen Sie, daß ich — daß eine Dame die Veranlassung dazu gegeben hat!“ fügte Hermine mit einem Seitenblicke auf Lea hinzu.

Lea verstand diesen Blick; sie nickte verstohlen mit dem Kopfe.

Die Justizräthin grüßte, und verließ rasch den Vorsaal. Lea folgte und leuchtete ihr die Treppe hinab.

„Das ist ja eine seltsame Geschichte!“ murmelte die Alte. „Mein Sohn hat diesen Schmuck schon gesehen, und nun kommt die Dame, und öffnet das Kreuz. Wer ist denn eigentlich die Frau da drüben?“

Jetzt trat Levi aus dem Chaos von Sachen hervor; er hatte die so eben stattgehabten Vorgänge belauscht.

„Mutter,“ fragte er dringend, „wer war die Dame?“

„Ich kenne sie nicht; sie war heute zum ersten Male in meiner Wohnung."

„Schicken Sie den Schmuck nicht zurück!"

„Warum denn?"

„Warten Sie bis morgen! dann werde ich ihn besorgen."

„Nein, Levi, nein," murmelte die Alte; „ich habe es versprochen, und werde Wort halten. Die Geschichte ist nicht ganz richtig. Ich mag mit dem Schmucke nichts mehr zu thun haben. Weg damit, ehe die Polizei sich ins Spiel mischt."

Lea kam zurück; sie sah erstaunt den Mann an, der sich des besonderen Vertrauens der Alten zu erfreuen hatte. Levi schwieg, um sein Verhältniß zu der Mutter nicht zu verrathen.

„Geh," sagte Mama Markus entschieden, „und trage diesen Schmuck zu der Bielitzen. Sage ihr, eine unbekannte Hand hätte das Geld dafür gezahlt. Spute Dich, oder ich jage Dich morgen aus dem Hause!"

Das junge Mädchen entfernte sich mit dem Schmucke, nachdem sie der Alten einen mit Münze gefüllten Lederbeutel überreicht hatte.

„Was willst Du, Levi?" fragte nun die alte Mutter.

„Ich wollte Ihnen gute Nacht sagen."

„Danke, mein Sohn! Nichts weiter?"

„Morgen Früh werde ich Sie wieder besuchen, um mit Ihnen Einiges zu besprechen, ehe ich abreise."

„Gut, ich erwarte Dich; und wenn Du willst, kannst Du bei mir essen, es ist morgen Schabbes.“

Levi reichte seiner Mutter die Hand und entfernte sich. Der Besuch schien seinen Erwartungen nicht entsprochen zu haben, denn er murmelte verdrießlich vor sich hin, als er die Treppe hinabging.

Mutter Markus besorgte nun ihre Geschäfte, und entließ die Frau, die in dem Stübchen wartete. Zehn Minuten später kam Lea zurück, und verschloß die Thür der Wohnung.

„Dem Himmel sei Dank, nun werde ich ja wohl endlich Ruhe haben,“ sagte die Alte, als sie sich mit ihrer Pflegetochter in dem warmen Stübchen befand. „Wäre ich nicht so erschöpft, Du undankbares Kind, ich würde ein ernstes Wort mit Dir reden; aber ich will mich diesen Abend nicht mehr ärgern. Ist das ein Leben für eine alte Frau! Den ganzen Tag muß man laufen und rennen, um das liebe Brot zu verdienen. Was sagte die alte Bielitzen da drüben?“

Lea hatte Hut und Mantel abgelegt.

„Sie war nicht zu Hause,“ antwortete sie.

„So! Wem hast Du das Etui gegeben?“

„Der jungen Frau selbst.“

„Wie benahm sie sich?“ fragte neugierig die Alte.

„Ach, sie war außer sich vor Freude, als ich ihr den Schmuck gab. Nachdem sie den Ring und das

Kreuz geküßt hatte, bestürmte sie mich mit Fragen — leider konnte ich ihr keine beantworten. Die Sachen müssen für die arme Frau einen großen Werth haben. Als ich mich entfernte, trug sie mir tausend Grüße für Sie auf und sagte, sie würde sich Ihnen vielleicht bald dankbar bezeigen können. Sie weinte vor Freude über die unerwartete Rückgabe des Schmuckes. Die unbekannte Dame hat wirklich ein gutes Werk gestiftet."

Eine Stunde später hatte sich die Alte zur Ruhe gelegt. Lea schlich in ihre Kammer und zog einen Brief aus der Tasche.

„Endlich kann ich ihn lesen!" flüsterte sie. „Mutter Bielitz hat ihn mir gegeben — er kommt von meinem Anton. Die Geschichte mit dem Schmucke trifft sich gut, denn die Alte thut jetzt Alles für mich."

Anton schrieb folgende Zeilen:

„Meine einzige, meine geliebte Lea!

Ich bin glücklich in Brüssel angekommen und in dem Hotel de l'Europe abgestiegen. Noch habe ich die Reisekleider nicht abgelegt, aber ich beeile mich, Dir zu schreiben, daß ich nur an Dich denke und daß ich erst jetzt während unserer Trennung fühle, wie groß und innig meine Liebe zu Dir ist. Bleibe mir und dem Vorsatze getreu, von dessen Ausführung unser Glück abhängt. Daß ich so rasch als möglich nach Köln

zurückkehren werde, brauche ich wohl nicht zu versichern. Ich küsse tausendmal Dein kleines Porträt, das ich stets auf meiner Brust trage und wie einen schützenden Talisman betrachte. Nun will ich schließen, daß der Brief mit dem nächsten Zuge abgehen kann. Deine Briefe sende unter der Adresse: Anton Dyck, Hotel de l'Europe 5 in Brüssel. Gute Nacht, meine einzige, meine geliebte Lea. Schreibe umgehend — Deinem Anton."

Lea küßte den Brief, auf den die Freudenthränen ihrer schönen Augen gefallen waren während sie ihn gelesen. Dann zog sie ein kleines Daguerreotyp unter ihrem Busentuche hervor, und drückte es innig an ihre Lippen.

„Du lieber Anton," flüsterte sie, „sollst nicht lange auf meinen Brief warten! Ach Gott, was thäte ich wohl nicht Alles, um endlich seine Frau zu werden. Seine Liebe muß rein und aufrichtig sein, denn ich bin ja ein blutarmes Mädchen, das von den Wohlthaten fremder Menschen lebt, und eine Jüdin! Aber das Alles hat ihn nicht abgehalten, mir ewige Liebe zu schwören, der brave, wackere Mensch! Eher will ich sterben, ehe ich ihn auf nur einen Augenblick vergesse."

In diesem Sinne schrieb sie nun einen langen Brief. Mitternacht war längst vorüber, als sie das Kouvert schloß und die Adresse schrieb. Dann verbarg sie den Brief unter ihrer Wäsche und legte sich zu Bett.

Halblaut betete sie zu der heiligen Jungfrau um Schutz für den fernen Geliebten und um Kraft, in den gefaßten Entschlüssen auszuharren. Nach Beendigung des Gebetes bekreuzte sie sich fromm. Lächelnd schlief sie ein. Kaum dämmerte es am nächsten Morgen, so war Lea schon im Hause beschäftigt. Als die Alte aus ihrem Alkoven trat, hatte die Pflegetochter schon ihre einfache Toilette gemacht. Mutter Markus trank den duftenden Kaffee, den das reizende Mädchen ihr in einer großen Tasse brachte.

Lea trug heute ein Kleid von schwarzer Seide, denn es war Schabbes. Das waren wirklich aristokratisch schöne Formen, die durch das schlichte Kleid hervorgehoben wurden; die Freude, die der erste Brief des Geliebten verursacht, verklärte die reizenden Mädchenzüge und machten die großen blauen Augen doppelt glänzend. Wie frisch gefallener Schnee glänzten die runden Schultern in der schwarzen Robe, den schlanken Hals schmückte heute eine altmodische Goldkette, ein Erbstück von der seligen Mutter, die junge Jüdin trug ihr niedliches Füßchen in einem so zierlichen Schuhe von braunem Saffian, daß sich zwischen dem weißen Strumpfe und dem Boden nur ein schmaler Streifen der Fußbekleidung zeigte. Lea war heute schöner, munterer, beweglicher als sonst.

Die Alte sah ihre Pflegetochter wohlgefällig an, während sie mit dem schweren silbernen Löffel in der großen Tasse rührte.

„Nimm Dir das rothseidene Tuch aus der Kommode!“ murmelte sie. „Hier ist der Schlüssel.“

„Welches Tuch, Mutter?“ fragte Lea überrascht, die nach dem gestrigen Abende eine solche Milde der alten grämlichen Frau nicht erwartet hatte.

„Das Halstuch mit den weißen Fransen.“

Lea sah die Mutter ungläubig lächelnd an. Die Alte reichte ihr mit ernstem Gesichte den Schlüssel.

„Ich schenke es Dir, wenn Du versprichst, künftig pünktlicher zu sein, als bisher.“

Lea erröthete über das ganze Gesicht.

„Liebe Mama,“ flüsterte sie, „ich ward bei dem Justizrathe so lange aufgehalten. Madame Ernst war so freundlich mit mir — —“

„Ich spreche nicht von vorgestern, sondern von gestern Abend. Du wußtest, daß ich auf das Geld wartete. Na, weine nur nicht gleich, ich will es noch einmal hingehen lassen. Du bist gewiß wieder da drüben gewesen. Nimm das Tuch und knüpfe es Dir um den Hals.“

Lea öffnete die große Kommode mit den Messinggriffen und nahm ein kleines rosarothes Tuch heraus, das sie vor dem Spiegel um ihren Hals schlang. Dann reichte sie der Alten zum Zeichen des Dankes die Hand.

„Es ist gut!“ brummte diese. „Wenn man das junge Volk in den Stand setzt, sich zu putzen, so lä-

chelt es; sonst aber sieht man nur böse Gesichter. Hole meinen karrirten wollenen Oberrock und meine Spitzenhaube mit den blauen Bändern."

Mama Markus begann ihre Toilette, als Lea mit den begehrten Garderobegegenständen eintrat. Während die Alte ruhig in dem großen Lehnstuhle saß, frisirte Lea flink und gewandt das weiße Haar derselben.

„Lea," begann sie nach einer Pause.

„Was wünschen Sie, liebe Mutter?" fragte die Angeredete mit ihrer Kinderstimme.

„Hast Du denn schon daran gedacht, daß ich alte Frau einmal rasch sterben könnte?"

„Mutter, wie kommen Sie darauf! Sie sind ja so gesund —"

„Aber ich bin alt, ich fühle, daß meine Kräfte täglich mehr und mehr abnehmen. Wer so lange gelebt hat, wie ich — — —"

„Sollte sich endlich einmal Ruhe gönnen!" fuhr Lea eifrig fort. „Sie haben es ja nicht nöthig, daß Sie sich noch mit Geschäften befassen, die Sorgen und Verdruß machen."

„Wer sagt Dir denn, daß ich es nicht nöthig habe?" fuhr die Alte auf. „Denkst Du denn, ich besitze Kapitalien, daß ich von Zinsen leben kann? Die paar Thaler, die mir mein seliger Mann hinterlassen hat, müssen erst arbeiten, ehe sie einen Gewinn geben.

Aber so sind die Menschen, alle Welt glaubt, ich sitze im Gelde bis über die Ohren. Und nun kommt auch noch die Mamsell da — —"

„Mutter, ich habe es nicht so gemeint, werden Sie nicht böse!" bat Lea, indem sie die Haube mit den blauen Bändern auf das greise Haupt setzte. „Wie hübsch Sie heute aussehen!" fügte sie lächelnd hinzu.

„Ah, Du willst mir schmeicheln!"

„Wahrhaftig, nein! Sie sehen so wohl aus, und denken an das Sterben."

„Bleiben wir bei der Sache, mein Kind! Wie kommst Du denn dazu, daß Du mir räthst, meine Geschäfte aufzugeben? Sei offen: was veranlaßt Dich dazu?"

„Nichts, als die Sorge um Ihr Wohl! Ich meine, wenn Sie Ihr Vermögen eintheilen, so reicht es wohl hin, daß Sie Ihre alten Tage in Ruhe verleben können."

Die Alte schien sich zu besänftigen.

„Ja, ja, das ist wohl wahr," flüsterte sie vor sich hin. „Ich brauche nicht viel, und die Ruhe ist mir nöthig. Abends, wenn ich zu Bett gehe, bin ich mitunter wie zerschlagen."

„Warum übertragen Sie mir nicht einen Theil Ihrer Geschäfte? Es gibt so Manches, das ich statt Ihrer thun könnte."

„Zum Beispiel?" fragte die Alte, indem sie mit ihren trüben Augen aufglotzte.

„Die Abfertigung der gewöhnlichen Kunden.“

„Lassen wir das vor der Hand, wie es bisher war. Ich kann einmal nicht müßig sein, ich bin an Arbeit gewöhnt. Nun sage mir, Lea, hast Du denn auch schon an Dich gedacht?“

„An mich — wie meinen Sie das, liebe Mutter?“

„Vermögen hinterlasse ich nicht, wenn ich einmal sterbe.“

„Darauf werde ich nie rechnen,“ antwortete Lea treuherzig. „Sie haben sich meiner so großmüthig angenommen, als ob ich ihre eigene Tochter wäre. Für mich wird ja wohl der liebe Gott sorgen, wenn er mich einmal von Ihnen trennt.“

„Lea, das ist Nichts,“ sagte Mutter Markus mit ihrer gewohnten Entschiedenheit. „Ein junges Mädchen kann nicht ohne Stütze durch die Welt gehen. Ich kenne das; ich bin selbst jung gewesen und habe Manches erlebt. Wer wüßte, was aus mir geworden wäre, wenn mich Markus nicht geheirathet hätte. Du bist hübsch gewachsen und gut erzogen — es kann Dir an einer passenden Partie nicht fehlen.“

„Liebe Mutter, daran denke ich noch nicht!“ rief erröthend das junge Mädchen.

„Du, ja, das ist auch in der Ordnung; aber ich habe die Pflichten einer Mutter bei Dir übernommen, und darum muß ich daran denken. Wenn ich einmal

die Augen schließe, was über Nacht geschehen kann, sollst Du hübsch versorgt sein."

Lea zitterte bei dem Gedanken, einem Anderen als Anton anzugehören. So gut gemeint die Absicht der Alten auch war, so furchtbar erschien sie ihr. Wie gern hätte sie ihr gesagt, sich dieser Sorge zu enthalten; aber durfte sie es wagen, ohne Verdacht zu erwecken?

Die Toilette der Mutter war vollendet; Frau Markus, mit ihrer großen Spitzenhaube und ihrem blau und roth karrirten Oberrocke von dicker Wolle saß wie eine aufgeputzte Drude in dem großen Lehnstuhle. Nachdem sie die Hornbrille auf die große Habichtsnase gesetzt, sagte sie: „Lea, hast Du den vornehmen Herrn gesehen, der gestern Abend hier war?"

„Ja, Mutter."

„Ah, das ist ein feiner Herr! Er weiß sich zu kleiden und zu benehmen. Aber was die Hauptsache bei ihm ist, er hat ein schönes Vermögen. Denke Dir, er ist Banquier in Amsterdam. Wie gefällt er Dir?"

„Ich habe ihn nur flüchtig angesehen, liebe Mutter; er scheint nicht mehr ganz jung zu sein."

„Ueber die Jahre des Leichtsinnes ist er hinweg, das steht fest; aber er steht in seinem besten Mannesalter, hat ein angenehmes Aeußeres, feine Manieren und Geld, viel Geld! Mein Seliger war auch um achtzehn Jahre älter, als er mich kennen lernte und

heirathete. Ich habe es nie bereuet, und bereue es heute noch nicht, seine Frau geworden zu sein; da gab es freilich noch jüngere Männer, die mich gern haben wollten; aber Du lieber Gott, was waren sie, was hatten sie? Der Eine handelt jetzt mit alten Kleidern, um ein Dutzend Kinder kümmerlich zu ernähren; der Andere schachert mit Bleistiften und Federposen; der Dritte verkauft wohlriechendes Wasser, Mandelseife, Hosenträger und Geldbeutel; der Vierte ist, wer weiß wo, umgekommen. Nun sage, was wäre aus mir geworden, wenn ich nach der hübschen Larve und nach der Jugend gesehen hätte? Bei Allem, was man thut, muß man überlegen, spekuliren. Das ganze Leben ist eine Spekulation, und wer schlecht spekulirt, lebt schlecht. Alles Uebrige ist Nebensache, das kommt von selbst. Wer Geld hat, lebt glücklich und ist geachtet. Ohne Geld ist man ein Lump, und wenn man noch so brav und ordentlich ist."

„Wie heißt denn der Banquier aus Amsterdam?" fragte Lea, um den Redestrom der Alten zu unterbrechen.

„Wie er heißt? Nun, er ist ein Verwandter meines Mannes — er heißt Markus, wie ich, das wäre ein Mann für Dich, Lea."

„Wissen Sie denn, ob er mich haben will?" fragte das junge Mädchen, das sich jetzt von dem ersten Schrecken erholt hatte.

Die Alte lächelte wie ein Kobold.

„Kümmere Dich nicht um das, was ich weiß und was ich nicht weiß; folge meinem Rathe und zeige Dich liebenswürdig, wenn der Banquier kommt. Ich habe längst bemerkt, daß er Deinetwegen seine Besuche wiederholt. Du gefällst ihm, darum sei klug und behalte den Fisch, der sich in dem Angelhaken Deiner hübschen Larve gefangen hat."

„Wollen Sie mich denn so gern los sein, liebe Mutter?"

„Dumme Frage!" brummte die Alte.

„Wer soll Sie bedienen, wer soll Sie pflegen, wenn ich nicht mehr da bin? Wollen Sie sich denn noch mit fremden Menschen einlassen?"

Mutter Markus rückte unruhig in ihrem großen Stuhle hin und her.

„Das ist wohl wahr; aber ich kann es nicht verantworten, wenn ich diese schöne Gelegenheit vorübergehen lasse, das Glück Deines ganzen Lebens zu gründen. Nach meinem Tode wirst Du in große Verlegenheit gerathen. Oder hoffest Du vielleicht, mich zu beerben?"

„Nein, dessen ist Gott mein Zeuge!" rief Lea rasch.

Die Glocke an der Thür ward gezogen.

„Hörst Du?" fragte die Alte.

„Ich werde öffnen!" sagte ruhig das junge Mädchen.

„Lea!“

Sie wandte sich noch einmal zurück, und blieb fragend vor der Pflegemutter stehen.

„Mädchen,“ sagte diese ernst, „ohne Zweifel ist Herr Markus an der Thür; empfange ihn freundlich, damit er sich sobald als möglich erklärt. Er bleibt nicht lange mehr hier, und ehe er abreist, möchte ich wissen —“

Die Glocke ertönte zum zweiten Male.

„Soll denn der Herr noch lange an der Thür stehen? Was würde er davon denken?“

„Geh', geh', mein Kind, Du hast Recht!“

Lea verschwand.

„Das war ein glücklicher Gedanke, der mir diese Nacht gekommen ist!“ flüsterte lächelnd die Alte vor sich hin. „Ich schlage zwei Fliegen mit einer Klappe. Levi wird sich schon bequemen, das hübsche Mädchen zu heirathen, denn ich habe bemerkt, daß er sie mit Wohlgefallen betrachtete.“

Lea war ruhig über den Vorsaal gegangen und öffnete die Thür. Mit einem leichten Schrecken sah sie, daß die Pflegemutter Recht hatte — Herr Markus stand wirklich an der Schwelle und lächelte die schöne Schließerin an.

„Guten Morgen, Mamsell Lea!“ murmelte er, indem er eintrat.

„Guten Morgen, Herr Markus!“

„Wie, Sie wissen meinen Namen?“

„Meine Pflegemutter hat ihn mir genannt. Soll es mir nicht vergönnt sein, den Vetter meiner Wohlthäterin kennen zu lernen?“

„Sie haben Recht; ich hätte mich Ihnen längst entdecken sollen. Vielleicht sehen Sie den Vetter der Madame Markus mit freundlicheren Blicken an.“

Lea verschloß die Thür wieder.

„Ich glaube kaum,“ antwortete sie lächelnd, „daß sich der Herr Vetter über mich zu beklagen hat.“

„Nein, schöne Lea; Ihr freundlicher Gruß würde mich für die sprödeste Behandlung entschädigen, wenn ich sie von Ihnen erlitten hätet.“

Levi ergriff die Hand der Schönen, und drückte sie zärtlich. Lea suchte sie ihm zu entziehen.

„Sie wollen meine Pflegemutter sprechen?“ flüsterte sie verwirrt.

„Ja!“

„Sie erwartet Sie — treten Sie ein!“

„Zunächst möchte ich ein wenig mit Ihnen plaudern.“

„Mit mir, mein Herr?“

„Ich habe Ihnen Manches zu sagen, das eine dritte Person nicht hören darf.“

„Meine Pflegemutter kann Alles wissen!“

„Später, später, schöne Lea! Eine Verständigung mit Ihnen geht vor.“

„Nun, was haben Sie mir denn zu sagen?“ fragte Lea, einen Schritt zurücktretend.

Levi verlor einen Augenblick seine Fassung, als er das reizende Mädchen anblickte. Das rothe Tuch und das schwarze Kleid standen ihr vortrefflich. Bewundernd betrachtete er ihre zarte, elegante Taille, die schönen Formen ihres jugendlichen Busens und den schneeweißen Teint ihres pikanten Gesichtes. Das freundliche blaue Auge schien ihm Muth zuzulächeln.

„Lea,“ flüsterte er wie berauscht, „Sie sind zu gut, um hier eine Dienstmagd abzugeben.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich hier Magd bin?“

„Leider habe ich gesehen, wie schlecht man Sie behandelt. Sie haben viel zu leiden von den Launen der alten Frau. Sie verleben Ihre schönste Zeit unter unwürdigen Mißhandlungen. Habe ich nicht Recht?“ fragte er keck, als er das tiefe Erröthen des Mädchens sah. „Lea, wenn Sie wollen, schaffe ich Abhilfe!“

„Nein, nein,“ flüsterte sie.

„Ich bin Ihretwegen gekommen, bin Ihretwegen länger hier geblieben, obgleich mich dringende Geschäfte nach der Heimat zurückrufen.“

„Sie scherzen, Herr Markus.“

„Bei meiner Ehre!“ rief Levi pathetisch.

„Wie wollen Sie denn mir helfen?“ fragte Lea, die den kleinen dicken Mann mit dem großen Kopfe lächerlich zu finden begann.

„O, Sie haben zu bestimmen, schöne Lea. Ich entführe Sie, wenn Sie wollen."

„Und dann?"

„Dann werden Sie meine Frau."

„Ihre Frau? Sie scherzen!"

„Ich spreche im vollen Ernste, mein schönes Kind."

„Ein reicher Banquier wird eine arme Magd heirathen!"

„Sind Sie auch arm an Geld, so sind Sie doch reich an Schönheit und Liebenswürdigkeit, und diesen Reichthum weiß ein Mann von Geist und Geschmack zu schätzen."

Mit der ihm eigenen Unverschämtheit wollte er Lea umarmen und küssen. Diese suchte sich ihm zu entwinden. Es entstand ein Ringen. Lea stieß ihn gewaltsam von sich, und entfloh über die kleine Treppe, die zu dem zweiten Stocke des Hauses führte. Ihr rothseidenes Halstuch blieb in den Händen des stürmischen Liebhabers zurück. Zugleich fiel ein Brief zur Erde, der mit dem Tuche aus dem Busen gezogen ward. Levi raffte das Papier auf, und las die Adresse.

„Herrn Anton Dyck in Brüssel, Hotel de l'Europe. Nicht übel, da mache ich ohne Zweifel noch eine kostbare Entdeckung. Die schöne Lea unterhält heimlich eine Korrespondenz, — wahrscheinlich mit dem Geliebten, und dieser Geliebte heißt Anton Dyck.

Wenn er der Neffe des Herrn Kaiser wäre, den ich suche? Anton Dyck — der Name paßt, so hieß auch der liederliche Schiffskapitän. Mamsell Lea, diesen Brief werden Sie spät, oder vielleicht auch nie zurückerhalten!"

Das Tuch legte er auf ein Möbel, den Brief aber verbarg er in seiner Tasche. Kaum hatte er das Zimmer seiner Mutter betreten, als Lea wieder erschien; sie ergriff hastig das Tuch. Dann suchte sie überall nach dem Briefe, dessen Verlust sie sogleich bemerkt, als sie gesehen hatte, daß ihr das Halstuch fehlte. Das Gesuchte war nirgends zu finden. Trotzdem sie sich erinnerte, den versiegelten Brief unter dem Busentuche verborgen zu haben, um ihn bei der ersten passenden Gelegenheit zur Post zu befördern, so sah sie dennoch in ihrem Kämmerchen nach. Vergebens. Sie ging in das Wohnzimmer. Markus rauchte eine Zigarre und unterhielt sich mit seiner Mutter.

„Laß uns eine Viertelstunde allein!" sagte freundlich die Alte.

Lea entfernte sich und benutzte die Zeit, um einen anderen Brief an Anton zu schreiben. Markus hatte so viel mit seiner Mutter zu sprechen, daß dem jungen Mädchen auch noch so viel Zeit übrig blieb, den Brief zur Post zu befördern. Als sie zurückkehrte, nahm der Banquier aus Amsterdam Abschied.

„Ich komme bald zurück," flüsterte er lächelnd Lea

zu. „Denken Sie über das nach, mein schönes Kind, was ich Ihnen vorhin gesagt habe, und geben Sie mir Antwort.“

Lea war beruhigt, als sie hörte, daß der Fremde abreiste. Den Fall, daß ihre Pflegemutter den Brief gefunden, hatte sie nicht zu fürchten, denn sie mußte der Alten, deren Augen sehr schwach waren, Alles vorlesen. Sie hoffte, daß das Verlorene sich wiederfinden würde.

Neuntes Kapitel.

Mann und Frau.

Als Hermine von ihrem Besuche bei Lea zurückkehrte, ging sie, wie sie versprochen hatte, zu dem Banquier, um ihrer Abwesenheit einen Grund unterlegen zu können. Daß ihre Gemüthsstimmung nach der Gewißheit, die ihr die junge Jüdin ertheilt, eine sehr gedrückte war, läßt sich denken. Die arme Frau, deren Herz in voller Liebe an dem Gatten hing, suchte noch Hoffnung und Trost in dem Gedanken: Viktor ist Jurist, ein gesuchter Rechtsanwalt — es ist ja möglich, daß er als Geschäftsmann mit der Fremden in Verbindung steht, und daß er ein ihm anvertrautes Geheimniß bewahrt. Warum aber lehnte Madame Seltenau jeden persönlichen Dienst, den sie ihr angeboten, ab?

Wollte sie der Gattin des Justizraths Nichts zu danken haben? Aber die größte Beruhigung fand sie in der Annahme: wenn sich Viktor für Madame Seltenau besonders interessirte, so würde er dergestalt für sie sorgen, daß sie nicht in Noth geriethe. Aber der Schmuck, der Schmuck! Hatte sie bei der Jüdin nicht denselben Schmuck gesehen, den sie zum Andenken an die verstorbene Mutter aufbewahrte? Wie war das Kleinod aus dem Silberschranke, zu dem auch Viktor den Schlüssel hatte, in das Haus der Jüdin gekommen?

Sidonie empfing die Freundin in ihrem Boudoir.

„Sie kommen zu Fuß?" rief sie erstaunt aus. „Bei diesem Wetter setzen Sie den Fuß auf das Straßenpflaster? Sie werden sich eine Erkältung zuziehen, meine Beste. Wozu halten Sie Pferde und Wagen, wenn Sie sie nicht benützen wollen? Ich glaube, Sie sind eine enragirte Anhängerin des Vereins gegen Thierquälerei."

Die Justizräthin gab einige nichtssagende Gründe an und leitete das Gespräch mit der redseligen Madame Kaiser auf andere Gegenstände.

„Wie steht es mit Madame Seltenau?" fragte Sidonie bedeutungsvoll.

Hermine hatte Mühe, ihre Fassung zu bewahren.

„Es hat mir bis jetzt sich keine passende Gelegenheit geboten, Näheres über sie zu erfahren."

„Ich gewinne meine Wette!"

„Was veranlaßt Sie zu dieser Behauptung?" fragte Hermine, deren Herz rascher zu klopfen begann. „Ist Ihnen Etwas zu Ohren gekommen?"

„Vielleicht!" antwortete Sidonie lächelnd, indem sie sich mit der Freundin auf der Ottomane niederließ.

„Ich traue dem Doktor Friedland nicht!"

„Dem würdigsten Arzte unserer Stadt?"

„Die würdigsten Aerzte, meine liebe Freundin, haben ihre Geheimnisse. Es gibt gewisse Dinge, die zu ihrer Praxis gehören, wie das Korset zu unserer Toilette. Alles muß einen Anstrich haben. Für Madame Seltenau nimmt man das Mitleid in Anspruch, um ihrem Unglücke eine Glorie zu verleihen und gewisse Bemühungen zu beschönigen."

„Aber so erklären Sie sich doch — was ist denn geschehen?"

„Heute gegen Abend war der Doktor bei meinem Manne."

„Das ist nichts Ungewöhnliches."

„Allerdings, denn Friedland ist unser Hausarzt."

„Und was wollte der Doktor?"

„Unser Landhaus für Madame Seltenau."

„Nicht übel!"

„Nur auf sechs Wochen," sagte er. „Bliebe sie länger in der dumpfen Straße, und in der Umgebung von Leuten, die nicht für sie paßten, so könne er für

ihre Gesundheit, selbst für ihr Leben nicht einstehen." — „Gibt es nicht andere Häuser?" fragte mein Mann. „Warum gerade das meinige?" — „Sie erzeigen mir, Ihrem Arzte, einen wichtigen Dienst," sagte der Doktor. „Ich habe die junge Kranke übernommen und muß für sie einstehen. Uebrigens bleibt die Sache ein tiefes Geheimniß, ich bürge Ihnen mit meiner Ehre dafür."

„Das sagte der Doktor?" fragte Hermine verwundert.

„Und mit der ihm eigenen Würde. Mein Mann wollte wissen, wer die Madame Seltenau sei — der Doktor schützte seine Verschwiegenheit als Arzt vor. Noch mehr: er verlangte sogar, daß ich, als die Vorsteherin des Frauenvereins, nichts von seinem Ersuchen erführe."

„Das begreife ich nicht."

„Was?"

„Sie wissen ja um die Sache."

„Natürlich."

„Hat es Ihnen Ihr Mann gesagt?"

„Nein, zu meinem großen Verdruße!"

„Aber Sie erzählen mir doch —"

„Das, was ich belauscht habe."

„Sie haben gelauscht!" flüsterte lächelnd Hermine.

„Ich sah den Doktor über die Straße kommen — sein Wagen hielt vor dem Hause des Vikars, das dem unsrigen schräg gegenüber liegt. Das hat etwas zu

bedeuten! dachte ich, der gute Mann will nicht, daß ich ihn sehe. Ich habe überhaupt schon längst meine Gründe, dem Doktor zu mißtrauen. Um endlich einmal den Grund solcher Besuche zu erfahren, die abgestattet werden, wenn der Wagen nicht vor das Haus fährt, so schlich ich mich in das Zimmer, das durch eine Thür von dem Kabinete meines Mannes getrennt wird. Und richtig der Doktor trat ein. Ohne Umstände rückte er mit seinem Antrage heraus, der große Eile zu haben schien."

„Und wie entschied sich Ihr Mann?"

„Er gab mit einer Festigkeit, die ihm sonst nicht eigen ist, eine ablehnende Antwort, indem er vorschützte, daß er solche Gefälligkeiten ohne seine Frau nicht leisten könne. „Nun, so lesen Sie, lesen Sie!" rief der Doktor. Eine Pause trat ein. Was mein Mann las, weiß ich nicht; plötzlich aber hörte ich ihn murmeln: „Mein Gott, wäre es möglich!" — „Ja, es ist möglich!" fügte der Doktor hinzu. „Werden Sie nun noch Anstand nehmen?" — „Nein," rief mein Mann; „benützen Sie das Landhaus bis zu der Zeit, in der meine Frau es für den Sommer bezieht." — „Bis dahin wird meine Patientin im Bade sein!" sagte der Doktor. — Nachdem sich beide Männer Verschwiegenheit gelobt, trennten sie sich. Ach, meine liebe Hermine, es ist gut, daß Sie gekommen sind, denn nun kann ich doch der Freundin mein Herz ausschütten, das mir vor Weh und Acr-

ger zerspringen wollte. Ich begreife meinen Mann nicht!"

„Auch ich begreife den meinigen nicht!" dachte Hermine, die nicht wagte, diesen Gedanken auszusprechen. „Was schließen Sie denn aus diesem Vorgange?" fragte sie laut.

„Darf ich offen gegen Sie sein?"

„Sie wissen ja, daß ich Ihnen eine treue Freundin bin."

„Ich habe aus diesem Vorgange den Schluß gezogen: mein Mann hat Geheimnisse vor mir. Und daß diese Geheimnisse verletzender Natur sind, liegt klar am Tage. Der Doktor hat ihm durch Einschüchterung die Erlaubniß entrissen, die Seltenau mit ihrem Kinde in unser Landhaus zu bringen."

„Durch Einschüchterung, Sidonie?"

„Gewiß! Bedenken Sie nur, er sprach entschieden und fest seine Weigerung aus. Dann, als er gelesen, gab er mit bebender Stimme sofort seine Einwilligung. Das, was er gelesen, hat ihn erschreckt, bestürzt gemacht."

„Vielleicht die Schilderung einer traurigen Lage —"

„Das kann ich nicht gelten lassen. In diesem Falle hätte er mich befragt, denn er weiß, daß ich helfe, wie und wo ich kann."

„Haben Sie Ihren Mann nach dem Besuche des Doktors schon gesprochen?"

„Nein; er ließ mir sagen, daß er vor dem Abendessen den Justizrath sprechen müsse."

„Meinen Mann?" rief Hermine erschreckt.

„Und vor einer halben Stunde ist er zu ihm gefahren. O, diese Madame Seltenau! Und wir bemühen uns noch zu ihr, um ihr unsere Hilfe anzubieten. Mich überschlich bei dem Erblicken ihrer Person ein sonderbares Gefühl. Meine Abneigung gegen sie ist eine Art Ahnung."

Die Justizräthin wollte um keinen Preis ihre eigenen Befürchtungen verrathen; sie schämte sich ihrer Situation und gab sich den Anschein, als ob sie immer noch an die Rechtlichkeit der armen Frau glaubte.

„Sie fürchten stets das Schlimmste, liebe Freundin!" sagte sie lächelnd. „Wer kann wissen, in welcher Beziehung der Banquier zu der Frau steht, die ohne Zweifel sehr günstigen Verhältnissen entrissen worden ist."

„Ja, wer kann das wissen!" seufzte Sidonie.

„Die geheimnißvolle Angelegenheit wird sich aufklären."

„Sie meinen, daß ich der Entwickelung der Dinge ruhig zusehen soll?" rief Madame Kaiser auffahrend.

„Dies erfordern Ehre und Klugheit. Wir beobachten, und theilen uns gegenseitig mit, was wir erfahren. Mag die Patientin Ihr Landhaus beziehen — ehe sie es wieder verläßt, werden wir mehr von ihr

wissen, wenigstens doch so viel, als zu unserer Beruhigung nöthig ist."

„Gut, gut, das soll geschehen!" rief Sidonie. „Ich werde mich stellen, als ob ich von der ganzen Geschichte Nichts wüßte."

„Dies ist das Räthlichste," meinte Hermine. „Treten wir zu früh auf, so werden die Männer einen andern Plan entwerfen und wir blieben für immer im Unklaren. Mögen nun unsere Befürchtungen gegründet sein oder nicht."

„Wir wollen Madame Seltenau kennen lernen."

„Sei es auch nur, um unsere Wette zu entscheiden, die ich gewinnen werde."

„Es bleibt also bei der Verschwiegenheit."

„Und bei der Beobachtung."

„Wir berichten uns gegenseitig, was wir an unseren Männern wahrnehmen."

„Ohne daß eine dritte Person etwas ahnt."

Die beiden Frauen reichten sich die Hände. Das Geräusch eines ankommenden Wagens in der Straße ließ sich vernehmen.

„Mein Mann kehrt zurück!" rief Sidonie. „Sie essen mit uns!"

„Ich bleibe bis zehn Uhr, denn mein Mann wird mich wahrscheinlich abholen."

Hermine konnte eine freudige Aufwallung darüber nicht unterdrücken, daß sich die abenteuerliche Angele-

genheit so gestaltet hatte. Jetzt mußte ihr die listige Sidonie eine Helferin sein, ohne es zu wissen. Als der Banquier eintrat, faßte sie ihn scharf ins Auge. Er bemühte sich zu lächeln, um eine ernste Stimmung zu verdecken.

„Ah, Frau Justizräthin!" rief er aus.

Hermine verneigte sich grüßend. Nachdem Herr Kaiser seine Frau geküßt, wandte er sich wieder zu dem Besuche.

„Ich komme soeben aus Ihrer Wohnung."

„So sagte mir Sidonie. Und mein Mann?"

„Er hatte fünf Minuten vor meiner Ankunft das Haus verlassen. Ich bedauere, daß ich ihn diesen Abend nicht noch sprechen kann."

Die Nachricht, daß Viktor ausgegangen sei, schnürte der armen Frau die Brust zusammen. Sie war also die Getäuschte.

„Mein Mann wird mich abholen," flüsterte sie.

„Nach seiner Gewohnheit!" meinte der Banquier. „Der gute Ernst wird von allen Seiten dergestalt in Anspruch genommen, daß ihm kaum eine Stunde für seine Frau und für seine Freunde bleibt. Der Jurist ist jetzt mehr als sonst ein gesuchter Mann, Alles kalkulirt, stipulirt und negozirt. Es wird bald keine Geschäftsmänner von Fach mehr geben. Die ganze Welt ist eine Börse, Bürger und Bauern werden Aktionärs oder Theilhaber an einem großen Unternehmen, um

das Geld für sich arbeiten zu lassen. Die Associationssucht ist epidemisch geworden."

„Gibt es denn keinen Arzt, der diese Epidemie gründlich heilt?" fragte Sidonie.

Der Banquier zuckte die Achseln.

„Ich glaube kaum," antwortete er, „die Krankheit wird austoben, Mancher stirbt daran, Mancher wird mit einem geschwächten Körper, das heißt mit geschwächter Kasse davonkommen, auch mir drohen einige Verluste, und deshalb hätte ich gern diesen Abend noch meinen Rechtsanwalt gesprochen, um zeitig Vorkehrungen treffen zu können."

Die beiden Frauen warfen sich verstohlene Blicke zu.

„Er will sich entschuldigen!" dachte Hermine, „demnach hat er Gründe, die Unterredung mit dem Doktor seiner Frau zu verheimlichen."

„Er will mich also hintergehen!" dachte Sidonie, indem sie ihre frischen Lippen zusammenbiß; „List gegen List — ich werde heimlich seine Schliche beobachten."

Man ging zu Tische. Die Unterhaltung war flau und gezwungen. Kaiser sah oft nachdenkend auf seinen Teller, oder hielt länger wie gewöhnlich sein Weinglas in der Hand. Die Dinge, die ihn beschäftigten, schienen von großer Wichtigkeit zu sein. Sidonie allein hielt das Gespräch im Gange, und mehr als einmal mußte Hermine ihr Winke geben, um durch ihre Sarkasmen keinen Verdacht zu erwecken.

„Der Justizrath wird reisen müssen!“ murmelte der Banquier wie im Selbstgespräche vor sich hin.

„Mein Mann?“ fragte Hermine.

Herr Kaiser stutzte.

„Ja, ja,“ rief er aus, um nicht zu verrathen, daß er unwillkürlich, von seinen Gedanken gedrängt, diese Aeußerung gethan hatte, „er muß reisen, um mir ein Kapital zu retten.“

„Wohin?“ fragten die beiden Frauen zugleich.

„Nach Berlin oder Hamburg, je nachdem er es für nöthig befindet. Wenden wir nicht große Vorsicht an, so erleiden wir einen bedeutenden Verlust.“

„Wann hast Du denn diese betrübende Nachricht erhalten, lieber Valentin?“ fragte Sidonie, indem sie sein Glas füllte.

„Vor einer Stunde — mit der letzten Post!“

„Wann wird denn mein Mann reisen müssen?“ fragte Hermine.

„Sobald als möglich, die Sache erleidet keinen Aufschub. Gestatten es seine Geschäfte, so kann er morgen schon reisen.“

„Und dann ist meine liebe Freundin Strohwitwe!“ rief lachend Madame Kaiser.

„Auf wie lange, wenn man fragen darf?“

„Wer kann das wissen!“ murmelte der Banquier. „Wenn er doch diesen Abend noch käme!“ fügte er hinzu, indem er die Serviette auf den Tisch warf und sich erhob.

„So sind die Männer!“ rief Sidonie. „Wenn ihnen der Geldteufel im Kopfe spukt, haben sie keinen Sinn mehr für die armen Frauen.“

In diesem Augenblicke ward der Justizrath angemeldet.

„Vortrefflich! vortrefflich!“ rief Kaiser.

Viktor Ernst trat ein.

Der Banquier ließ ihm kaum so viel Zeit, daß er die Damen begrüßen konnte; er zog ihn mit sich fort in sein Kabinet.

„Ihren Mann muß wirklich ein Verlust bedrohen,“ sagte Hermine, als sie mit der Freundin allein war. „Die Nachricht des Doktors allein kann ihn nicht so aufgeregt haben. Nie habe ich ihn so gesehen, wie diesen Abend bei Tische.“

„Gleichviel; aber er sagt mir nicht ein Wort von seiner Unterredung mit dem Doktor; er verschweigt mir selbst, daß der Arzt bei ihm gewesen ist. Ich bleibe dabei, das Glück der Ehe ist dahin, wenn der Mann oder die Frau gezwungen ist, dem andern ein Geheimniß zu verbergen.“

„Ach ja!“ seufzte Hermine, die ihrer eigenen Lage gedachte. „Wenn man nicht mehr vertrauen darf, wird auch die Liebe beeinträchtigt.“

„In dieser Situation kann ich nicht lange bleiben.“

„Sie werden vorsichtig handeln, Sidonie.“

„Der Zorn erstickt mich!“

„Sie können sich blamiren, wenn Sie einen ungerechten Verdacht hegen."

„O, der Verdacht wird schon gerecht sein. Ich will nun Alles wissen, was meinen Mann angeht."

„Und darum soll Madame Seltenau beichten."

„Wie, die fremde Person?"

„Wir überraschen sie in acht oder vierzehn Tagen in dem Landhause. Sie haben ja das Recht, Ihr Eigenthum zu betreten. Dann werden wir sehen, wie sie sich herauswindet."

Die beiden Frauen setzten sich an das Piano und spielten einen vierhändigen Satz, um die Zeit zu tödten. Sie spielten ein Heft nach dem andern durch — es schlug zehn Uhr, und die Männer erschienen nicht.

„Das ist abscheulich!" rief Sidonie.

„Verlieren Sie die Geduld nicht," ermahnte Hermine. „Mit Ungestüm richten wir Frauen bei den Männern nichts aus."

„Still, sie kommen!"

Der Justizrath und der Banquier traten Arm in Arm ein.

„Es stellt sich leider die Nothwendigkeit heraus, daß Ihr Gemahl, Frau Justizräthin, morgen reist!" rief Kaiser, dessen Gemüthsstimmung sich völlig umgewandelt zu haben schien.

Hermine verließ ihren Platz.

„Ich werde als vernünftige Frau nichts dagegen einwenden," antwortete Hermine, „wenn mein Mann die Pflicht hat, zu reisen; er ist Rechtsanwalt und seine Hilfe gebührt vor Allem dem Freunde."

Der Justizrath ermahnte zum Aufbruche.

„Sie werden doch nicht zu Fuß gehen?" rief Madame Kaiser.

Der Banquier zog die Glocke und befahl dem eintretenden Diener, den Wagen vorfahren zu lassen.

„Hast Du so lange gearbeitet?" fragte Hermine unbefangen ihren Mann.

„Ja, mein liebes Kind. Und es ist ein wahres Glück, daß ich die dringende Angelegenheit beseitigt habe, da mir jetzt die Reise nach Hamburg dazwischen kommt."

Die junge Frau schwieg; sie hatte ihren Mann auf einer zweiten Lüge ertappt. Sidonie merkte den Eindruck, den diese Antwort auf sie machte.

„Auch Ihr Mann hintergeht Sie!" flüsterte sie ihr zu.

„Wie?" fragte Hermine überrascht zurück.

„Mein Mann hat ihn nicht zu Hause getroffen."

„So sagte er."

„Sollte es nur Vorwand gewesen sein?"

„Still! Ich werde Ihnen morgen Gewißheit bringen."

„Warum sind Sie so bestürzt, Hermine?"

„Nichts, nichts! Besuchen Sie mich morgen!"

„Ich komme gleich nach Tische."

Die Männer hatten während dieser Zeit im Gespräche am Fenster gestanden. Der Banquier übergab dem Justizrathe ein Portefeuille mit den Worten:

„Nehmen Sie, mein Freund, es ist für jeder Fall. Bedürfen Sie seiner nicht — desto besser! Schreiben Sie mir so bald als möglich."

„Verlassen Sie sich darauf!"

Ein Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Die Frauen küßten sich, die Männer reichten sich die Hände — man schied.

„Glückliche Reise!" rief der Banquier dem Freunde nach.

Kaiser führte seine Gattin zu der Ottomane und bat sie, Platz zu nehmen.

„Mir ist eine Last vom Herzen genommen!" sagte er aufathmend. „Der Justizrath hegt die gegründete Hoffnung, daß er mir ein Kapital von fünfzigtausend Thalern rettet."

„So!" sagte etwas malitiös die blonde Frau, indem sie den Kopf in das Polster zurückwarf und mit der Goldkette spielte, die von ihrem weißen, fleischigen Halse herab auf den üppigen Busen hing. „Und darf man denn wissen, was möglicherweise den Verlust herbeiführen kann?"

„Gewiß, mein Kind: die Spekulation eines Hamburger Bankhauses."

„Aber wie?“

„Gelingt es dem Justizrathe, den Werth gewisser Aktien an der Hamburger Börse durch Nachfrage und Aufkauf zu heben, so sind wir gerettet.“

„Bedarf es denn dazu eines Juristen?“

„Es sind Nebendinge im Spiele, mein Kind, die ich Dir in wenigen Worten nicht erklären kann, da Dir der Gang der Börsengeschäfte fremd ist. Darum kommen wir auf ein Thema, das Dir näher liegt.“

„Gut, ich höre.“

Der Banquier zündete eine Zigarre an, und begann zu rauchen.

„Wir sind allein, mein Kind; antworte offen auf meine Fragen.“

„Mein Gott, Valentin, Du beginnst ja so ernst und feierlich, als ob Du mich inquiriren wolltest.“

„Von Inquisition kann nicht die Rede sein; aber der Gegenstand, den wir behandeln, verdient eine ernste Berücksichtigung.“

„Berücksichtigen wir. Was willst Du wissen?“

„Wir sind nun — wie lange verheirathet?“

„Ich glaube acht Jahre.“

„Ganz recht, acht Jahre. Deine Schwester ist neun Jahre todt.“

„Valentin, wie kommst Du gerade heute Abend auf dieses Kapitel?“ fragte Sidonie.

„Weil wir gerade allein und ungestört sind, und weil ich längst mit Dir darüber sprechen wollte."

Valentin blies eine lange Rauchwolke aus, als ob er auf die Wichtigkeit seiner Frage vorbereiten wollte.

„Glaubst Du," fragte er dann gedehnt, „daß der Himmel das Glück unserer Ehe durch Kindersegen noch erhöhen wird?"

Sidonie erröthete.

„Mann, was ist das?" flüsterte sie erstaunt.

„Eine Frage, die dem Ehemanne wohl geziemt," antwortete Kaiser sehr ruhig.

„Bist Du denn nicht glücklich, mein Freund?"

„O ja!"

„Und was bezweckst Du mit der Frage, die Du in einem sonderbaren Tone aussprichst?"

„Sidonie, ich müßte ein großer Thor sein, wollte ich Dir Vorwürfe machen, wenn Du sie nicht verschuldet hast. Wähne also nicht, ich zürne Dir."

„Du hättest eine Frage, die ich mit demselben Rechte an Dich hätte richten können, gar nicht aussprechen sollen. Mir wäre sie nicht über die Lippen gekommen, das schwöre ich Dir!"

„Sei nicht heftig, liebe Sidonie!" bat ruhig der Banquier.

„Nimm mir's nicht übel, Mann — deine Frage war eben so indelikat, als albern. Wie kann ich Dir

sagen, ob der Himmel unsere Ehe mit Kindern segnet? Wahrhaftig, das ist zum Lachen! Ich glaube, Valentin, die Aktiengeschichte hat Dir den Kopf verdreht. Aber weiter — wollen doch sehen, wo hinaus die Sache will."

Herr Kaiser ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Meine Frage war so albern nicht," fuhr er ruhig fort. „Ich wollte nur Deine Meinung über diesen Punkt hören, der mir lange am Herzen liegt; ich wollte erfahren, ob Du Dich ohne Kinder glücklich fühlst."

„Warum soll ich gegen ein Loos murren, das ich nicht ändern kann? Das Leben vergeht rasch, und ich wäre eine große Thörin, wollte ich es mir geflissentlich verbittern. Außerdem haben wir ja auch ein Kind. Ist Anton nicht unser Sohn?"

„Ja, Anton ist so gut wie unser Sohn; er ist selbst noch mehr: eine tüchtige Stütze in meinem Komptoir; aber er ist kein Kind, das durch muntere Spiele unsere Zimmer belebt, uns liebkost und unsere Sorge in Anspruch nimmt. Er ist, mit einem Worte, nicht geeignet, mich an die süßesten Freuden zu erinnern, welche die Menschenbrust empfinden kann."

„Valentin, was willst Du denn?"

„Ich will, daß ein Kind unter meinen Augen wachse und emporblühe. Der Baum, den der Gärtner gepflanzt, ist ihm doppelt lieb und werth."

„Mann, ich zittere, daß ich Dich recht verstehe."

„Unbegreiflich," antwortete Kaiser mit unerschütterlicher Ruhe.

„Sprich Dich kurz und deutlich aus," sagte Sidonie in einem fast befehlenden Tone.

„Du bist die Vorsteherin des Frauen-Hilfsvereines und zitterst vor einer guten That, vor einem Werke der Barmherzigkeit."

„So willst Du ein Kind ins Haus nehmen?"

„Ein kleines, reizendes Mädchen, dem die arme Mutter die Hilfe nicht zu Theil werden lassen kann, die das zarte Wesen erfordert."

„Ein zartes Mädchen! Nicht übel!" rief die Dame pikirt. „Wer ist die Mutter?"

„Ich kenne sie nicht."

„Und wer hat Dir das Kind empfohlen?"

„Der Doktor Friedland."

Sidonie zuckte heftig zusammen.

„Der Doktor?" rief sie. „Und die Mutter kennst Du nicht?"

„Die Empfehlung des würdigen Arztes genügt, um alle Bedenken zu beseitigen."

„Deine Bedenken, aber nicht die meinigen, und ich glaube, daß ich auch eine Stimme bei der Berathung über diesen Gegenstand habe."

„Ohne Zweifel, mein Kind. Darum laß uns berathen. Ich hoffe, Du wirst kein Veto einlegen."

Sidonie begann vor Aufregung zu zittern; ihre Wangen rötheten sich.

„Ich gebe niemals meine Zustimmung!“ rief sie aus. „Willst Du ein Werk der Barmherzigkeit üben, so bezahle die Pflege, die Du jenem unbekannten Kinde zugedacht hast.“

Sie erhob sich, kreuzte die Arme, und ging mit zurückgeworfenem Kopfe durch das Zimmer.

„Du hast nicht reiflich überlegt, mein Kind!“ sagte Herr Kaiser. „Wenn ich Dich nun bitte, mir einen Lieblingswunsch zu erfüllen — —“

„Und wenn ich Dich nun bitte, mich durch die Aufnahme eines Bastards nicht zu kränken —“

„Sidonie,“ rief lachend der Banquier, „ich glaube, der Argwohn beeinträchtigt Dein freies Urtheil! Sei vernünftig, liebe Frau, und vertraue stets Deinem Manne, der nie aufgehört hat, Dich, trotz Deiner Eigenheiten, zu lieben.“

„Trotz meiner Eigenheiten! Nicht übel, mein lieber Mann. Ich kann mir also Glück wünschen, daß Du Dich herbeiläßt, Deine Frau zu lieben. Und heute sagst Du mir erst, daß ich Eigenheiten besitze? Hast Du diese Eigenheiten vielleicht erst seit kurzer Zeit entdeckt? Oder richtiger: willst Du sie erst entdeckt haben? Die Zeit scheint gekommen zu sein, wo es Dir beliebt, an mir zu tadeln. Höre meinen festen Entschluß, Valentin: kommt das Kind in unser Haus,

so gehe ich! Beide können wir nicht unter einem Dache bleiben. Sprechen wir kein Wort mehr über diese unsaubere Geschichte!" rief Sidonie eifrig, als sie sah, daß ihr Mann Einwendungen machen wollte. „Jede Silbe ist überflüßig — ich lasse mich zu Nichts bewegen!"

Sie verließ das Zimmer, und schlug die Thür heftig hinter sich zu.

Valentin Kaiser sah ihr lächelnd nach.

„Das ist wahrlich nicht übel!" murmelte er. „Die arme Frau ist eifersüchtig. Um den Hausfrieden zu erhalten, werde ich wohl gute Miene zum bösen Spiele machen müssen. Trotzdem aber werde ich dem Doktor mein Versprechen halten."

Er nahm ein Licht, ging in sein Schlafzimmer, und legte sich zur Ruhe. Wer die freundliche Ruhe des Banquiers gesehen hätte, würde den Argwohn Sidoniens nicht getheilt haben, die vor Aufregung die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Tausend Gedanken, tausend Entschlüsse tauchten in ihr auf — sie verwarf sie alle wieder, und nahm sich vor, dem Rathe Herminens zu folgen, schweigend zu beobachten, und nur dann erst offen hervorzutreten, wenn sie einen klaren Blick in das Geheimniß gethan. Die Ehe hatte ihre Liebe etwas abgekühlt. Sidonie war eine Salondame geworden, welche die Aufmerksamkeiten junger Männer gern sah, da sie für eine schöne Frau und für die

Herrin ihres Mannes gelten wollte. Mit dem Vorsatze, nicht nur ihre ganze Macht zu zeigen, sondern auch nöthigenfalls Rache zu üben, schlief sie gegen Morgen ein.

Zehntes Kapitel.
Eine Doppelgängerin.

Gegen Mittag des folgenden Tages trat der Justizrath in das Zimmer seiner Frau. Hermine empfing ihn freundlich, aber nicht ohne jene Befangenheit und Affektation, die stets in dem Bestreben, einen Gemüthszustand zu verbergen, liegen.

„Willst Du noch verreisen, Viktor?" fragte sie.

„Ich muß. Könnte ich einen Andern statt meiner senden, es würde sicher geschehen."

„Und wann wirst Du zurückkehren?"

„In sechs bis acht Tagen. Sei überzeugt, Hermine, daß ich nicht säume, sobald meine Geschäfte beendet sind."

Nach dem Mittagsessen, das heute früher als gewöhnlich eingenommen ward, fuhr der Wagen vor. Hermine stieg mit ein, um ihren Gatten auf den Bahnhof zu begleiten.

„Also Hamburg ist Dein Reiseziel?" fragte sie.

„Ja. Sollte es indeß nöthig werden, so werde

ich von dort nach Berlin gehen und in diesem Falle würde sich meine Rückkehr um einige Tage verzögern. Wäre es Sommer," fügte der Justizrath hinzu, „ich hätte Dich veranlaßt, mich zu begleiten; aber in der jetzigen Jahreszeit ist das Reisen eine Strapaze."

Man kam auf dem Bahnhofe an. In fünf Minuten sollte der Zug abgehen. Dem Justizrathe blieb kaum so viel Zeit, von seiner Gattin einen raschen Abschied zu nehmen, das Fahrbillet zu lösen, seinen Reisekoffer abzugeben und sich in einen Coupé erster Wagenklasse zu werfen. Hermine sah dem abfahrenden Zuge einige Augenblicke nach, dann verließ sie die Halle, um zu ihrem Wagen zurückzukehren.

Es war das erste Mal, daß sie sich auf längere Zeit von ihrem Gatten trennte, denn wenn er sonst verreiste, hatte sie ihn begleitet. Eine peinliche Beklommenheit hatte sich ihrer bemächtigt; sie fühlte, daß der Mann ihr nicht nur durch die Reise, sondern auch durch die unglücklichen Verhältnisse entfremdet war. Viktor hatte in seinem Benehmen bei dem Abschiede durchaus kein Bedauern gezeigt; die Hast, zu reisen, hatte ihn Alles vergessen lassen.

„Ob er wirklich nach Hamburg reist?" fragte sich Hermine, die ihr Mißtrauen nicht unterdrücken konnte? „Ob er wirklich in Kaisers Geschäften die Reise unternimmt, oder ob der Banquier, der Madame Seltenau sein Landhaus abtritt, sich aus Gefälligkeit für den

Freund als Vorwand hergibt? mein Gott, wer gibt mir Aufklärung?"

In diesem Augenblicke fuhr rasch ein Fiaker vor die Steintreppe, die Hermine herabkam. Ein Eisenbahndiener eilte herbei, und half einer Dame aussteigen.

„Besorgen Sie mir rasch ein Billet erster Klasse nach M.!" rief die Dame.

„Der Zug ist soeben abgegangen!" antwortete der Diener.

Hermine war wie festgebannt stehen geblieben; die Stimme der Dame, die sich verspätet, hatte ihre Aufmerksamkeit erregt.

„Schon abgegangen?" fragte erschreckt die Dame.

„Vor fünf Minuten."

„Das trifft sich schlecht. Wann geht der nächste Zug?„

„In einer halben Stunde, Madame. Es ist ein Postzug, mit dem es sich ganz gut fährt!" antwortete der Eisenbahnbeamte, der dienstfertig die elegante Reisetasche der Dame hielt.

„In einer halben Stunde also?" fragte überlegend die Fremde.

„Ja, Madame!"

„Gut, so werde ich warten! Besorgen Sie das Fahrbillet, Sie treffen mich im Saale!"

Jetzt wandte sich die Dame, um den Kutscher zu bezahlen. Wer beschreibt Herminens Erstaunen, als sie

Madame Seltenau erkannte! das war ihr schönes, bleiches Gesicht mit den großen, ausdrucksvollen Augen! das war ihr schwarzes, schlicht gescheiteltes Haar. Aber wie anders war heute das Aussehen und das Wesen der jungen Mutter! Sie mußte wahrlich triftige Gründe haben, daß sie sich von ihrem Kinde entfernen konnte, an dem sie mit so großer Liebe zu hangen schien.

„Ich gäbe Ihnen den zehnfachen Fahrpreis," sagte sie verdrießlich zu dem Kutscher, „wenn Sie mich rascher nach dem Bahnhofe gebracht hätten!"

„Die Schuld lag nicht an mir, liebe Madame," antwortete treuherzig der Roßlenker; „Sie haben ja gesehen, daß ich in der engen Judengasse durch einen großen Möbelwagen länger als zehn Minuten aufgehalten ward. Mein armes Pferd dampft, so rasch bin ich gefahren!"

„Hier ist ein Trinkgeld!"

Die Dame schloß ihre Börse, die sie an einer silbernen Kette in der Hand trug. Dann ging sie die Stufen hinan, und verschwand in der Halle. Die arme Hermine wußte nicht, was sie denken, noch was sie beginnen sollte. Ein Irrthum war nicht möglich, denn die Züge und die Stimme der Madame Seltenau hatten sich ihr zu tief eingeprägt. Und hatte der Kutscher nicht von der Judengasse gesprochen? Schaudernd flüsterte sie:

„Die Reise ist verabredet, sie will meinem Manne folgen! Sidonie hat Recht: diese Madame Seltenau

ist eine Abenteuerin, eine gefährliche Frau. Und ich nahete mich ihr als Wohlthäterin, bot ihr, die mein Lebensglück zerstört, meine Freundschaft an! O, jetzt wird mir Alles klar. Die Person wußte, wer ich war. Um die Frechheit nicht zu weit zu treiben, wies sie mein Erbieten, ihr nützlich zu sein, zurück. Wer weiß, ob ich sie je wiedersehe? Ich werde mich ihr zeigen, vielleicht erröthet sie! Vielleicht hält der Anblick meiner Person sie von der Reise ab."

Hermine ging in die Halle zurück. In dem Wartesaale sah sie Madame Seltenau, die vor einem Spiegel stand, und ihre Toilette ordnete. Ein schwerer Atlasmantel hüllte ihre schlanke Gestalt ein. Ein brauner Sammthut mit schwarzer Feder bedeckte das liebliche Köpfchen. Jetzt trat sie von dem Spiegel zurück, und ging in dem großen Saale auf und ab, als ob sie zum Sitzen keine Ruhe habe. Jeder Tritt ihrer kleinen Füße, die mit glänzenden Saffianstiefelchen bekleidet waren, hallte wieder auf dem braunen Parketboden.

Die Justizräthin gab sich das Ansehen einer Reisenden, die wartet; sie ließ sich auf einen Stuhl nieder, an dem Madame Seltenau bei ihrem Spazierengehen vorüber mußte. Die junge Frau ging mehr, als ein Mal vorüber, sie sandte der Sitzenden selbst einen Blick zu — aber sie blieb gleichgiltig, wie bei dem Erblicken einer völlig fremden Person.

„Sie erkennt mich nicht, oder will mich nicht erkennen!“ dachte Hermine, die je gewisser ward, daß sie sich nicht täuschte, je länger sie die Spaziergängerin beobachtete.

Sie mußte sich eingestehen, daß die junge Frau eine elegante Tournüre besaß, und schön, sehr schön sei. Den Fuß setzte sie keck und graziös wie eine Tänzerin.

Der Bahndiener trat in den Saal.

„Hier, Madame, ist Ihr Fahrbillet!“ sagte er.

„Was kostet es?“ fragte rasch die junge Frau.

Sie bezahlte den geforderten Preis. Dann warf sie dem Bringer einen Thaler für seine Mühe zu.

„Sind Sie verheirathet?“ fragte sie lächelnd den Mann.

„Ja, Madame, ich bin verheirathet und Vater von sechs Kindern!“

„Ah, das ist viel!“

„Mehr als zu viel bei diesen theuren Zeiten; aber was hilft's? Man muß sich durchschlagen.“

„Nehmen Sie diesen Thaler für Ihre Familie.“

„Tausend Dank, meine liebe Madame!“

„Sagen Sie mir, wann ich den Wagen besteigen muß.“

„Verlassen Sie sich auf mich. Ihre Reisetasche werden Sie vorfinden.“

„Es ist gut.“

Auf einen Wink der Dame entfernte sich der Mann. Die beiden Frauen befanden sich allein in dem großen Saale. Es ließ sich erwarten, daß sich mehr Passagiere einfinden würden, je näher die Stunde der Abfahrt heranrückte. Hermine suchte nach einem Vorwande, um mit der seltsamen und gefürchteten Person ein Gespräch anzuknüpfen.

Plötzlich erschien eine dritte Person im Saale. Es war Levi Markus. Mit dem Anstande eines Stutzers betrachtete er durch ein goldenes Lorgnon die beiden Damen. Hermine hatte die groteske Gestalt des Juden nie gesehen und auch Levi ahnte die Gattin des Justizraths nicht. Kaum hatte er Madame Seltenau erblickt, als er sich ihr näherte.

„Ah, Sie hier, Madame?" fragte er überrascht.

Die junge Frau blieb verwundert stehen. Lächelnd sah sie einige Augenblicke den kleinen, dicken Mann an, der seine graziöse Verbeugung wiederholte.

„Kennen Sie mich, mein Herr?" fragte sie dann.

„Andernfalls würde ich es nicht wagen, mich Ihnen zu nähern."

„Für wen halten Sie mich denn?" fragte sie in einem Tone, der verrieth, daß ihr der komische Elegant Spaß machte.

„Nun, wer anders könnten Sie sein, als Madame Seltenau, der ich diesen Morgen einen Besuch abstattete?"

„Sie irren, mein Herr!“ rief lachend die Schöne.

„Unmöglich!“ murmelte Levi, indem er verwundert einen Schritt zurückwich. „Unmöglich!“

„Vielleicht habe ich eine Doppelgängerin!“ fügte sie mit einem reizenden Lächeln hinzu.

„Nein, nein,“ murmelte Levi; „eine so täuschende Aehnlichkeit kann es nicht geben! Es sind kaum drei Stunden her, daß ich Sie in Ihrer Wohnung gesehen habe.“

„In meiner Wohnung?“

„Die Sie verlassen wollten, um auf das Land zu ziehen.“

„Ich wiederhole es, mein Herr, daß Sie sich in der Person irren. In Köln habe ich mich nur zwei Stunden aufgehalten, um ein wenig zu ruhen.“

„Sie sind wirklich nicht Madame Seltenau, die in der F. Gasse einige Monate gewohnt hat?“

„Nein, mein Herr. Dieser Name ist mir völlig fremd.“

Levi warf einen Seitenblick auf die Justizräthin, die aufmerksam lauschte, ohne sich das Ansehen davon zu geben.

„Madame,“ flüsterte er, „wenn Sie Gründe haben, unerkannt zu bleiben, so bedarf es nur eines Winkes, und ich ehre Ihr Inkognito.“

Die Fremde schien sich an der Szene zu amüsiren.

„Aber, mein Herr, glauben Sie mir denn nicht?“

fragte sie lächelnd. „Wie Sie mich anstarren! die Aehnlichkeit mit der Madame — wie nannten Sie sie doch?“ fragte sie, als ob sie sich des Namens nicht mehr erinnern könnte.

„Madame Seltenau!“ antwortete Levi, sich verbeugend.

„Ja, die Aehnlichkeit der Madame Seltenau mit mir muß wahrlich sehr groß sein! Ich möchte mein lebendes Portrait wohl einmal sehen.“

„Diesem Wunsche wäre leicht zu genügen,“ meinte Levi.

„Wie?“

„Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten, mich ein Stündchen zu begleiten.“

„Leider reise ich in einer Viertelstunde schon ab.“

„Wohin, wenn ich fragen darf?“

„Nach M.“

„So haben wir dasselbe Reiseziel.“

Diese Aeußerung schien die junge Frau unangenehm zu berühren. Ihr Lächeln verschwand.

„Sie wollen nach M.?“ fragte sie gedehnt.

„Ja, Madame, wichtige Geschäfte rufen mich.“

„Und doch wollten Sie mich zu jener Dame führen, deren zufällige Aehnlichkeit mit mir — —“

„Um Ihnen einen Dienst zu leisten, würde ich mit dem Nachtzuge gefahren sein, Madame —“

Sie unterbrach ihn rasch:

„Ich bin noch nicht verheirathet, mein Herr!“

„Also mein Fräulein: erlauben Sie mir, daß ich den glücklichen Zufall, mit Ihnen so rasch bekannt geworden zu sein, benütze, und in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft die Reise nach M. mache. Ich bitte, betrachten Sie mich als Ihren Kavalier.“

Levi ergriff und küßte so rasch ihre Hand, daß sie es nicht verhindern konnte.

„In welcher Klasse fahren Sie?“ fragte er dann.

„In der ersten!“

„Gut, ich fahre mit Ihnen in der ersten Klasse.“

Der Jude verschwand aus dem Saale. Die Fremde sah ihm lächelnd nach.

„Das ist wahrlich seltsam!“ sagte sie, halb zu der Justizräthin gewendet. „Wenn dieser Herr in mir wirklich eine so täuschende Aehnlichkeit mit jener Dame findet, die er vor einigen Stunden erst besucht hat, so — —“

Hermine verließ ihren Platz.

„Verzeihung, mein Fräulein,“ antwortete sie, „ich kenne zwar jenen Herrn nicht, aber ich kenne zufällig Madame Seltenau, und muß gestehen, daß ich darauf schwören möchte, Sie seien dieselbe Person.“

Die Fremde verlor ihre Ruhe nicht.

„Sind Sie aus Köln, Madame?“ fragte sie.

„Ja!“ antwortete Hermine gereizt. „Auch ich fand mehrmals Gelegenheit, Madame Seltenau zu besuchen.“

„Sonderbar! Sonderbar!“ rief die Fremde.

„Aber das Sonderbarste ist, daß Ihr Fiaker in derselben Straße, in der Madame Seltenau wohnte, durch einen Möbelwagen aufgehalten wurde —“

„Ah, dieser Umstand bestätigt Sie in dem Glauben, daß ich Madame Seltenau sei! Mein Gott, wie kann ich denn wissen, welche Straßen mein Kutscher gewählt hat, um hierherzukommen Ich erinnere mich, daß ein Aufenthalt stattgefunden — dadurch ist eine Verzögerung eingetreten, die mir mehr als unangenehm ist.“

„O, ich glaube Ihnen!“ sagte Hermine mit Bitterkeit. „Uebrigens bleibt es sehr wunderbar, daß Ihre Aehnlichkeit zwei Personen täuscht.“

„Ich wiederhole, daß ich meine Doppelgängerin sehen möchte. Werden auch Sie Madame, mit dem nächsten Zuge reisen?“

„Nein!“

„O wie Schade!“ rief die Fremde naiv.

„Sie haben ja bereits einen Begleiter gefunden!“ sagte die Justizräthin verachtend.

„Sie meinen den komischen Herrn mit dem dicken Kopfe? Ha, ha, ha, eine schöne Gesellschaft für eine junge Dame, die an Gecken keinen Gefallen findet. Ich werde mir ein eigenes Koupé nehmen, um vor ihm sicher zu sein.“

„Kennen Sie denn den Mann?“

In diesem Augenblicke trat Levi wieder ein. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf Hermine gerichtet. Er näherte sich ihr mit einem tiefen Respekte.

„Madame, habe ich die Ehre, die Frau Justizräthin Ernst zu sprechen?"

„Warum fragen Sie mich, mein Herr?"

„Der Kutscher einer Equipage weiß nicht, wo seine Herrin so lange bleibt. Er nannte mir den Namen und bat mich — —"

Hermine sah die Fremde forschend an. Es ging auch nicht die geringste Veränderung in ihren Mienen vor. Ruhig stand sie da, als ob von einer ihr völlig unbekannten Person die Rede sei.

„Der Herr Justizrath ist mir befreundet," sagte Levi; „kann ich Madame irgend einen Dienst leisten, so befehlen Sie über mich."

Hermine erinnerte sich jetzt, den Mann bei der alten Jüdin gesehen zu haben. Sie schämte sich ihrer Lage."

„Ich danke," flüsterte sie.

Einige Reisende traten in den Saal. Das erste Zeichen zur Abfahrt ward gegeben. Die Fremde grüßte lächelnd und entfernte sich.

„Mein Herr, auch Sie wollen diese Dame schon gesehen haben?" fragte Hermine.

„Ich möchte schwören, daß sie eine Madame Seltenau ist."

„Wo haben Sie sie kennen gelernt?"

Levi schwieg verlegen. Nach einer Pause antwortete er:

„Ich glaube in Amsterdam."

„Sie glauben es — und doch sprechen Sie von einem Besuche — hier in Köln."

„Ganz recht; es war kein Besuch, es war ein zufälliges Zusammentreffen."

„Wo?"

Der Jude sah die Dame verwundert an.

„In einem Hause, Madame, in das mich ein Geschäft führte. Doch, Verzeihung, Frau Justizräthin, ich muß mich beeilen, wenn ich die Abfahrt des Zuges nicht versäumen will. Das erste Zeichen ist bereits gegeben."

Er verneigte sich graziös und schloß sich den Reisenden an, die der Halle zueilten. Hermine befand sich allein in dem Saale. Alles Blut strömte ihr von dem Herzen zum Kopfe. Sie war unfähig einen Entschluß zu fassen. Langsam ging sie auf und ab.

„Sollte diese Person meinem Manne nachreisen?" fragte sie sich. „Sollte in M. ein Rendezvous verabredet sein? Kaiser gab Veranlassung zu dieser Reise, nachdem der Doktor bei ihm gewesen — wenn ich recht bedenke, so stehen alle diese Dinge zu einander in Beziehung. Wenn ich selbst nach M. führe — noch ist es Zeit — eine gefüllte Börse trage ich bei mir —

ich ertappte den Schuldigen auf frischer That — in dieser Ungewißheit zu leben ist peinlicher, als die schrecklichste Gewißheit zu haben."

Die Maschine draußen stieß einen gellenden Pfiff aus, und gleich darauf ließ sich das Prasseln der in Bewegung gesetzten Wagen vernehmen — es war zu spät. Hermine raffte sich zusammen und eilte in den Hof. Sie beschrieb dem Kutscher die Straße und die Wohnung der Madame Seltenau. Nachdem sie eingestiegen, rollte der Wagen fort. Eine Viertelstunde später hielt er vor dem bezeichneten Hause. Die Justizräthin nahm keinen Anstand, die Wohnung der Armuth zu betreten, da sie wußte, daß man sie allgemein als die Vorsteherin des Frauenvereins kannte. Athemlos kam sie vor der Thür der Dachwohnung an, die offen stand. Rasch ging sie durch die Küche in das Stübchen. Mutter Bielitz stand in der Mitte desselben. Auf dem Stuhle neben dem Bette saß ein Mann, der beide Arme verschränkt hielt und düster zu Boden starrte.

„Ah, Frau Justizräthin!" rief die alte Frau fast erschreckt.'

„Wo ist Madame Seltenau?"

„Ja, wo ist sie!" antwortete seufzend die Besitzerin des Hauses. „Auch dieser Herr fragt nach ihr."

„Aber Sie müssen doch wissen, liebe Frau — —"

„Ich weiß Nichts, als daß dieses Stübchen leer, und meine Miethsbewohnerin verschwunden ist.“

„Seit wann?“

„Seit diesem Morgen eilf Uhr. Um diese Zeit nämlich verließ ich mein Haus, um einige kleine Einkäufe zu machen. Als ich gegen ein Uhr zurückkam, fand ich das Nest leer, Mutter und Kind waren verschwunden. Mehr weiß ich nicht, und mehr kann ich nicht berichten. Mir wäre die ganze Geschichte sehr gleichgiltig, wenn ich mich nicht über die Undankbarkeit dieser Frau ärgerte, mit der ich es so herzlich gut gemeint habe. Sie wissen es, Frau Justizräthin, daß ich für sie wie eine Mutter sorgte. Zwar habe ich an Geld Nichts eingebüßt, denn sie hat eine volle Börse zurückgelassen — aber die Undankbarkeit macht mich rasend. Wie eine Diebin ist die Frau entwischt. Ich möchte nur wissen, wie sie das bewerkstelligt hat?“

„Ohne fremde Hilfe wahrlich nicht. Ihr Kind und ihren ganzen Plunder hat sie mit sich genommen. Da kommt erst dieser arme Herr, und fragt nach Madame Seltenau — und nun kommt die Frau Justizräthin Ernst, die der Entflohenen so freundlich gesinnt ist — ich ersticke vor Wuth!“

Herminen entging es nicht, daß der Mann heftig zusammenzuckte, als Mutter Bielitz ihren Namen nannte; sie glaubte auch zu bemerken, wie er sich Mühe gab, eine heftige Bewegung zu verbergen.

Dann sah er sie mit seinen großen, melancholischen Augen an. Jetzt gewahrte sie, daß er jung war, und ein interessantes, fast schönes Gesicht hatte. Seine Kleidung war reinlich, aber sehr ärmlich. Ein dunkelbrauner abgetragener Burnus hüllte seine ganze Gestalt ein. Die stark mit Koth bespritzten Stiefel verriethen, daß er zu Fuß gereist war. Ein zerdrückter Hut von grauem Filz lag zu seinen Füßen. Das lange braune Haupthaar hing wirr in den Nacken hinab. Er mochte in dem Alter von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren stehen.

„Madame Seltenau ist also ausgezogen?" flüsterte die Justizräthin bestürzt.

Mutter Bielitz, die am Fenster stand, nickte mit dem Kopfe.

Der junge Mann erhob sich, indem er mit einer wohlklingenden Stimme fragte:

„Darf man wissen, Frau Justizräthin, was Sie veranlaßt, der so räthselhaft Entflohenen Ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken?"

„Wie, meine besondere Aufmerksamkeit?"

„So muß ich wenigstens aus der Ueberraschung schließen, mit der Sie den Bericht von der Flucht aufnahmen."

„Frau Justizräthin ist die Vorsteherin des Frauenvereines!" rief Mutter Bielitz.

Hermine benützte diese Auskunft, um allen Argwohn von sich abzulenken und zu forschen.

„Die junge Frau war uns durch den Arzt empfohlen," fügte sie hinzu; „der völlig hilflose Zustand erhöhete das Interesse an der armen Mutter."

„An der armen Mutter!" wiederholte murmelnd der junge Mann.

Dann trocknete er eine Thräne, die ihm über die braune Wange rann.

„Sie stehen wohl in naher Beziehung zu Madame Seltenau?" fragte die Justizräthin mitleidig.

Der Fremde nickte schmerzlich mit dem Kopfe, ohne zu antworten. Dann raffte er seinen Hut von der Erde auf, und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie doch!" rief Mutter Bielitz.

„Können Sie mir sagen, wo die Mutter mit ihrem Kinde ist?" fragte er, schmerzlich lächelnd.

„Wenn ich das wüßte!"

„Nun, so muß ich sehen, wo ich sie finde."

„Mein Herr, darf ich Sie bitten, mir Ihre Wohnung zu nennen?" fragte Hermine.

„Ich habe keine Wohnung."

„Frau Bielitz —"

„Ich stehe zu Diensten, Frau Justizräthin."

„Ihr Stübchen ist für den Augenblick nicht besetzt."

„So hat es den Anschein."

„Geben Sie es diesem Herrn —"

„Wie?" fragte die Alte verwundert.

„Ich bin Ihnen für den Miethzins gut.“

„Ah, das läßt sich hören!“ murmelte die Alte.

„Wenn der Herr nur sagen wollte, wer er wäre. Als er vor drei Monaten hier war, und dieses Stübchen miethete — ja, da sah er ganz anders aus.“

„Sie wollen mir Wohlthaten erzeigen?“ fragte schmerzlich der Fremde.

„Bleiben Sie hier; vielleicht kehrt Ihre Frau zurück, oder wenn dies nicht geschähe, läßt sich ihr Aufenthaltsort ermitteln. Bleiben Sie hier, mein Herr, ich werde Ihnen helfen, die Flüchtige suchen.“

Hermine hatte einen Plan entworfen, den sie mit Hilfe des Fremden auszuführen beschloß, um Licht in das seltsame Dunkel zu bringen, das die Madame Seltenau um sich zu erschaffen gewußt.

„Sie meinen, daß wir die Entflohene hier finden werden?“ fragte der junge Mann, dessen ganzes Wesen bei dieser Hoffnung sich belebt hatte.

„Ich behaupte selbst, daß es nur hier in Köln möglich sein wird, Näheres über sie zu erfahren. Wohin wollen Sie sich wenden? Haben Sie eine Ahnung von dem Wege, den die junge Mutter mit ihrem Kinde eingeschlagen hat?“

„Nein, Madame; eben so wenig kann ich mir den Grund der Entfernung erklären, da meine Frau sich einer liebevollen Behandlung zu erfreuen gehabt, wie

ich aus der Fürsorge schließen muß, die Sie so freundlich an den Tag legen."

„Ja, das ist wahrhaftig wahr," rief Mutter Bielitz, „ich hätte für meine eigene Tochter nicht mehr thun können, als ich gethan habe. Und die Frau Justizräthin hat uns so großmüthig unterstützt —"

„Genug," sagte Hermine. „Sie, mein Herr, können heute noch Nachrichten von mir erwarten, und Sie, Frau Bielitz, bitte ich, mich bis auf den Vorsaal zu begleiten."

Die beiden Frauen verließen das Stübchen. In der Küche flüsterte die Justizräthin:

„Dieser Mann ist also derselbe, der die Seltenau bei Ihnen einführte?"

„Ja," antwortete eifrig die Alte. „Aber damals trug er feine, elegante Kleider, war feurig und hoffnungsvoll, während er heute schlecht gekleidet und völlig muthlos ist. Sie hätten ihn nur sehen sollen, wie er auf das Bett fiel und laut zu weinen begann. Ich hätte das leichtsinnige Weib züchtigen mögen, wenn ich es gehabt hätte."

„Leichtsinnig?" fragte Hermine betonend.

„Ist das nicht ein leichtsinniger Streich, ohne Grund heimlich zu entweichen? Mir kocht das Blut, wenn ich daran denke. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, mich um die ganze Geschichte nicht mehr zu kümmern, aber da Sie sich für den armen Mann

interessiren, will ich noch einmal ein Uebriges thun."

„Haben Sie eine Magd, die Sie gegen Abend zu mir schicken können?"

„Ja, ich glaube."

„So lassen Sie mir um sechs Uhr sagen, ob die Seltenau in ihre Wohnung zurückgekehrt ist."

„Soll geschehen, Frau Justizräthin."

„Ich dagegen, sende Ihnen Instruktionen für den Gast, den Sie beherbergen. Seien Sie verschwiegen liebe Frau, und rechnen Sie auf meine Dankbarkeit."

Hermine ließ sich zu Sidonien fahren. Erschöpft lag sie in den weichen Kissen des eleganten Wagens. Ihr Kopf brannte wie im Fieber. Sie bereuete, daß sie sich nicht unumwunden gegen ihren Mann ausgesprochen und so den Schleier zerrissen hatte, der über den unglücklichen Verhältnissen ausgebreitet lag. Nach dem, was sie bei Mutter Bielitz erfahren, mußte die Fremde, die sie im Saale der Eisenbahn gesehen, Madame Seltenau sein. Trotzdem aber glaubte sie an eine große Aehnlichkeit und hoffte, daß die junge Frau sich in Kaisers Landhause befinden werde. Die Liebe hofft bis zum letzten Augenblick ihrer Vernichtung, und Hermine liebte ihren Mann noch, trotz des ungeheuren Argwohns, der bis zu diesem Augenblicke gerechtfertigt erschien. Peinlich war es ihr, den Zustand ihres Herzens jetzt Sidonien eröffnen zu müssen.

Der Wagen hielt vor dem Hause des Banquiers. Es war drei Uhr Nachmittags vorüber. Ein Diener öffnete der Ankommenden die Thüre.

„Wo ist Madame Kaiser?" fragte sie.

„Bei der Toilette," war die Antwort.

„Jetzt?"

„Madame will ausfahren. Der Wagen ist halb vier Uhr bestellt."

Hermine, bekannt mit der Oertlichkeit, ging eilig durch die Zimmer, und trat in das Boudoir der Herrin vom Hause, die vor einem Spiegel ihre Toilette vollendete.

„Ach, Hermine!" rief Madame Kaiser überrascht.

„Sie wollen ausfahren, liebe Freundin."

„Zu Ihnen. Ich habe Dinge von großer Wichtigkeit mit Ihnen zu besprechen. Aber wie aufgeregt Sie sind!"

Die Justizräthin gab durch einen Blick zu erkennen, daß sie schweigen möge.

„Die Luft ist warm," fügte sie hinzu.

„Marie," sagte Madame Kaiser, „der Kutscher mag warten, er soll nur dann erst anspannen, wenn ich ihm den Befehl dazu sende."

Marie verließ das Zimmer. Die beiden Frauen sahen sich fragend an. Hermine zögerte ihre Mittheilungen zu machen, sie wollte zuvor hören, was der Freundin begegnet sei, die sich in großer Aufregung befand.

„Was ist geschehen, Sidonie?“ fragte endlich die Justizräthin.

Madame Kaiser war nicht die Frau, die eine Last auf dem Herzen behalten konnte; das wußte die Justizräthin.

„Was geschehen ist?“ rief Sidonie. „Die größte Schändlichkeit, die ein Mann ausüben kann.“

„Sie erschrecken mich, liebe Freundin. Herr Kaiser ist ein ruhiger, gesetzter Mann —“

„So mußte es scheinen, wenn man ihn aus der Ferne beobachtete, und ich selbst glaubte bis heute, daß er einer Unredlichkeit an seiner Frau nicht fähig sei. Aber das Sprichwort bewährt sich hier in seiner ganzen schrecklichen Wahrheit: Stille Wässer sind tief. Das Herz meines Mannes ist ein unerforschlicher Abgrund. Wer hätte das wohl gedacht.“

„Sie sind sehr aufgeregt, liebe Sidonie. Theilen Sie mir mit, was geschehen ist, und wir wollen ruhig prüfen. Das Gewitter, das schwarz und drohend aufsteigt, ist nicht immer gefährlich.“

Sidonie vergoß einige Thränen des Schmerzes und des Zornes. Sie zog die Freundin auf das Sopha und begann:

„Die Geschichte mit unserem Landhause wissen Sie?“

„Herr Kaiser wollte es dem Doktor für Madame Seltenau einräumen. Hat er Sie darum befragt?“

„Nein."

„So hat er wohl heimlich darüber verfügt?"

„Nachdem Sie uns gestern Abend verlassen, hatte ich eine Unterredung mit meinem Manne, die ich für unmöglich gehalten habe. Mein Blut erstarrt, wenn ich mich ihrer erinnere."

„Um was handelte es sich?" fragte Hermine gespannt.

Sidoniens Schmerz war verschwunden; in zorniger Aufwallung rief sie:

„Wie schlau er zu Werke geht, wie reiflich der ganze Plan überdacht ist! Ich bleibe dabei, dieses Höllenwerk ist nicht seit gestern begonnen, man arbeitet lange Zeit daran, und der Doktor Friedland ist der Satan, der es leitet. Mein Mann schützte stets überhäufte Arbeiten, Geschäftssorgen und unglückliche Spekulationen vor, wenn ich ihn wegen seiner Gleichgiltigkeit gegen mich befragte, aber es war dies eine Maske, die er zur Schau trug, um mich zu täuschen."

Eine eisige Kälte durchrieselte die arme Hermine, als sie Verhältnisse schildern hörte, die genau die ihrigen waren. Hatte sie nicht dieselben Klagen über ihren Mann zu führen? Schützte nicht auch er Geschäfte und Sorgen vor, um seine wachsende Gleichgiltigkeit zu beschönigen?

„Um Sie zu täuschen," sagte sie bewegt, „fassen Sie die Sache nicht so argwöhnisch auf."

„Meinen Argwohn hat die Unterredung von gestern Abend bestätigt. Hören Sie nur," rief Sidonie heftig, „und Sie werden nicht mehr zweifeln. Der fürchterliche Mann sprach von der Kinderlosigkeit unserer Ehe, und zwar in einem Tone, der mich tief kränken mußte. Es lag ein so schneidender Vorwurf in seinen Worten, daß mein Herz hätte zerspringen mögen."

„Das machte er Ihnen zum Vorwurfe?" fragte Hermine zitternd.

„Leider!"

„Aber wer hat Anlaß dazu gegeben?"

„Mein Mann!" rief Sidonie.

„O, wie bedauere ich Sie, arme Freundin. Freilich ist das ein fürchterlich Mißgeschick. Eine Ehe ohne Kinder bietet ein monotones Leben, das Niemand mehr zu beklagen hat, als die Frau. Ich glaube indeß, der Sturm wird vorübergehen, zumal da Anton Dyck —"

„Anton ist ihm kein Sohn, er betrachtet ihn als einen künftigen Geschäftsmann, nichts weiter!"

„Doch hören Sie nur, das Schlimmste kommt erst. Was meinen Sie wohl, Hermine, wozu diese Einleitung führte? Was meinen Sie wohl, was im Hintergrunde schlummerte?"

„Nun?" fragte die Justizräthin in ängstlicher Spannung.

„Kaiser will ein kleines hübsches Kind zu sich nehmen, das ihm der Doktor empfohlen hat."

„Ein fremdes Kind?“

„Weiß ich es? Weiß ich es?“ schluchzte Sidonie.

„Das ist viel, meine arme Freundin. Man muthet Ihnen zu, ein Kind zu erziehen —“

„Stellen Sie zusammen, was mein Mann seit gestern beabsichtigt: die Seltenau soll heimlich unser Landhaus bewohnen, und ich soll öffentlich ihr Kind adoptiren! Welche Vermuthungen drängen sich Ihnen auf? Hermine, was würden Sie an meiner Stelle denken, was thun?“

Es war wohl Niemand weniger befähigt, diese Frage zu beantworten, als die arme Justizräthin, die von demselben Verdachte gefoltert ward, den Madame Kaiser so eben ausgesprochen hatte. Bestürzt sah sie Sidonie an, die mit glühenden Augen neben ihr saß.

„Ich sollte meinen,“ flüsterte sie, „Ihre Weigerung könnte nicht ohne Erfolg bleiben. Treten Sie mit Entschiedenheit auf, und Herr Kaiser wird sich fügen.“

„Ich habe ihm gestern Abend erklärt, daß ich das Haus verlasse, sobald der Bastard einzieht.“

„Und was antwortete Herr Kaiser?

„Gestern Abend lächelt er, und diesen Morgen — Hermine, ich vermag es kaum auszusprechen. O, über diese Infamie! diesen Morgen erfahre ich, das Madame Seltenau mein Landhaus bezogen hat, mein Landhaus, in dem ich gewohnt habe!“

„Die Seltenau wohnt in Ihrem Landhause?“ rief Hermine.

„Diesen Morgen eilf Uhr ist sie in dem Wagen des Doktors hinausgefahren.“

„Sidonie, Sidonie, wissen Sie das genau?“

„Der Gärtner, den ich rufen ließ, hat mir vor einer Stunde berichtet, daß er von meinem Manne Auftrag erhalten habe, die beiden nach Mittag gelegenen Zimmer zum Empfange einer Dame vorzubereiten, die der Doktor Friedland bringen würde. Der Doktor habe die Dame mit ihrem Kinde gebracht und der Frau des Gärtners empfohlen für sie nach Kräften zu sorgen und einer guten Belohnung gewärtig zu sein. Auf meine Frage, ob man ihm Verschwiegenheit anbefohlen habe, antwortete er „nein.“ Jetzt habe ich den alten Georg auf meine Seite gezogen, habe ihm ein Geschenk gemacht und mehr versprochen, wenn er meine Aufträge pünktlich und diskret ausführt. Der Alte hängt an mir, und ich kann mich seines Eifers versichert halten. Mein Mann arbeitet unbekümmert in seinem Kabinette. Bei Tische war er gesprächig, und that, als ob nicht das Geringste vorgefallen sei. Die Ungeduld, Ihnen diese Mittheilung zu machen, drückte mir fast das Herz ab. Ich stand im Begriffe, zu Ihnen zu fahren, als Sie eintraten. Aber Sie sind so seltsam überrascht, ich möchte sagen, freudig erstaunt, daß ich zu fürchten geneigt bin — —“

„Fürchten Sie Nichts, meine liebe Freundin," rief Hermine, die sich wirklich einer freudigen Bewegung nicht erwehren konnte. „Wenn Sie nur genau wissen, daß die Seltenau in dem Landhause wohnt, so glaube ich an eine friedliche und glückliche Lösung der Dinge."

„Ich habe Ihnen die Quelle genannt, aus der mir diese Nachricht geflossen ist. Aber wie und durch wen soll die Lösung herbeigeführt werden?"

„Das wollen wir jetzt berathen. Nun hören Sie mich an: auch ich bringe wichtige Nachrichten. Ich glaube den Grund zu kennen, der die Seltenau veranlaßte, ihre alte Wohnung aufzugeben."

„Das wäre allerdings von Wichtigkeit. O erzählen Sie doch!"

„Um eilf Uhr ist also die junge Frau mit ihrem Kinde nach dem Landhause gefahren?"

„Ja!" flüsterte rasch Madame Kaiser.

„Und gleich darauf ist ihr Mann angekommen."

„Wissen Sie das genau?"

„Ich habe ihn gesehen."

„Hermine! Hermine! Sie haben den Mann gesehen?"

„Vor einer halben Stunde; er ist trostlos über das räthselhafte Verschwinden seiner Frau."

„So weiß man nicht, wohin sie gekommen ist?"

„Die alte Bielitz fühlte sich tief gekränkt über die Undankbarkeit der Frau, für die sie so mütterlich gesorgt hat. Der Auszug ist geschehen, während sie einige kleine Einkäufe in der Stadt machte. Es ist auch nicht ein Stück von den wenigen Habseligkeiten der Seltenau zurückgeblieben. Statt ihrer fand die Zurückkehrende den jungen Mann vor, der die Wohnung gemiethet hat."

„So ist es klar, daß man um die Ankunft des Mannes wußte."

„Ohne Zweifel."

„Dieser Umstand verschlimmert aber die Sache!" rief Sidonie. „Der Doktor und mein Mann haben die Hand zu einem Unternehmen geboten, das mehr als verabscheuungswürdig ist. Mein Gott, mein Gott, was soll ich davon denken!"

„Freilich!" flüsterte die Justizräthin, die erst jetzt begriff, daß sie der Freundin eine sehr betrübende Nachricht überbracht hatte.

Sidonie konnte ihre Thränen nicht länger zurückhalten.

„Das ist eine nichtswürdige Intrigue!" rief sie schluchzend. „Man betrügt den armen Mann, und betrügt mich. Das Glück zweier Ehen wird frevelhaft zerstört. Hermine, und Sie können noch von einer glücklichen Lösung sprechen."

Die Justizräthin saß schweigend auf dem Sopha; sie überdachte die Szene in dem Saale der Eisenbahn.

Wie ließ sich die Abreise der Fremden mit dem Aufenthalte in dem Landhause in Einklang bringen? Entweder mußte eine von beiden Personen eine falsche Seltenau sein oder die Abreise mittelst Eisenbahn war eine fingirte gewesen.

„Sidonie!" rief auffahrend die Justizräthin, „eine Lösung oder Aufklärung muß heute noch erfolgen."

„Ich werde mit Entschiedenheit auftreten!" rief heftig Madame Kaiser.

„Nein, nein!"

„Komme darnach, was da wolle!"

„Nur Vorsicht führt zum Ziele!" ermahnte Hermine.

„Meine Geduld ist erschöpft, ich will nicht zum Gespötte der Stadt werden. Die Frau darf nicht eine Nacht unter dem Dache meines Landhauses bleiben."

„In diesem Punkte pflichte ich Ihnen bei. Aber ich ermahne noch einmal zur Vorsicht. Niemand darf ahnen, daß wir die Hand im Spiele haben. Geheimnißvoll, wie der Knoten geschürzt ist, muß er zerhauen werden. Der Doktor hat die Frau entführt — jetzt sagen wir dem jungen Manne, wo er die Entführte findet, und die Geschichte ist aus. Später mögen Sie sich dadurch an Ihrem Manne rächen, daß Sie ihm den wahren Zusammenhang erklären. Jetzt bleibt uns zu bedenken, wie wir den Mann heimlich in das Landhaus bringen."

„Aber ich will Zeugin der Szene zwischen de beiden Eheleuten sein!“ rief Sidonie. „Und Sie, mein liebe Freundin, werden mich begleiten.“

Nichts konnte der Justizräthin gelegener kom men, als diese Aufforderung; sie versprach, ihr zu ge nügen.

„Doch, nun folgen Sie mir in meine Wohnung dort erwarte ich einen Boten. Mein Wagen hält vo der Thüre.“ Sidonie rief das Kammermädchen.

„Marie, sagen Sie Herrn Kaiser, wenn er nad mir fragt, ich würde den Abend bei der Frau Justiz räthin zubringen, die mich zu Tische geladen und abgeholt hat. Unsern Wagen erwarte ich nicht, da ich den der Freundin benutzen werde.“

„Herr Kaiser, Madame! ist so eben ausgegangen; aber ich hörte ihn zu dem Bedienten sagen, daß er in einer Stunde zurückkehren würde. Der Doktor, wenn er kommen sollte, möge bis dahin warten.“

Die beiden Frauen sahen sich an.

„Marie!“

„Madame Kaiser!“

„Den Pelzmantel!“

Das Mädchen entfernte sich rasch.

„Mein Mann erwartet den Doktor!“ flüsterte Sidonie.

„Das wäre nicht so schlimm,“ meinte Hermine „aber Herr Kaiser ist ausgegangen.“

„Jedenfalls nicht nach dem Landhause, sonst könnte er in einer Stunde nicht zurückkehren."

„Aber es ist möglich, daß er die Ankunft des jungen Mannes erfährt."

„Und dann?"

„Dann ist der Plan vereitelt, den ich entworfen habe."

Das Kammermädchen trat ein. Sidonie warf den Mantel um. Beide Frauen verließen das Haus, stiegen in den Wagen und fuhren ab. Zehn Minuten später befanden sie sich in dem Hause des Justizraths. Babette, die Kammerfrau, trat der Justizräthin entgegen.

„So eben ist ein rekommandirter Brief angekommen," berichtete sie; „ich habe ihn angenommen, und über den Empfang quittirt."

„An mich?" fragte Hermine überrascht.

„An Sie; hier ist er."

Hermine erkannte die Handschrift des Justizraths.

„Von meinem Manne!" rief sie.

„Er ist doch diesen Mittag erst abgereist," meinte Madame Kaiser. „Unmöglich kann der Brief von Hamburg kommen."

Die Justizräthin suchte ihre Bestürzung zu verbergen. Ihr Mann hat also seine Reise unterbrochen, zu welchem Zwecke? Wo hat er den Wagen verlassen, um zu schreiben?

„Lesen Sie doch, lesen Sie doch!" sagte Sidonie.

„Sie sind ja so bestürzt, als ob Sie ein großes Unglück ahnten?"

„Erlauben Sie mir einige Augenblicke, liebe Sidonie?"

„Legen Sie sich keinen Zwang an."

Sie trat zum Fenster, und öffnete das Kouvert. Das kleine Papier enthielt folgende Zeilen:

„Meine geliebte Hermine!

„Die schnelle Abreise verhinderte mich, Dir eine Bitte an das Herz zu legen, die in sofern von großer Wichtigkeit ist, als sie die Subsistenz einer armen Frau betrifft. Der Doktor Friedland hat den Vorsteherinnen des Frauen-Hilfsvereines eine Madame Seltenau empfohlen, die mehr als jede Andere die wirksamste Unterstützung verdient. Du findest Deine Freude am Wohlthun, und wenn Du aus eigenen Mitteln der Bedrängten etwas zufließen läßt, so handelst Du auch in meinem Sinne, der ich versprochen habe, mich für die arme Mutter zu verwenden. Der Doktor wird die Vermittelung übernehmen. Ich schreibe diesen Brief auf der ersten Station, damit er mit dem nächsten Zuge zurückgehen kann. Nimm die Versicherung meiner innigsten Liebe und glaube mir, daß ich mit Sehnsucht den Tag erwarte, der mich in Deine Arme zurückführt.

Ewig Dein

Viktor."

Der Argwohn erwachte mit neuer Kraft.

„Er will mich irre leiten!“ dachte die bestürzte Frau. „Es unterliegt keinem Zweifel, er hat die Fremde erwartet und von ihr erfahren, daß ich sie in dem Saale gesprochen habe. Also zu einer solchen Täuschung nimmt er seine Zuflucht! Mein Gott, was soll das Alles bedeuten, wie soll das enden?“

„Eine Unglückspost?“ fragte Sidonie, als sie die Niedergeschlagenheit der Freundin sah.

„Nein; mein Mann erfüllt nur seine Pflicht, wenn er von der ersten Station einen Brief an mich schreibt. Ich habe kaum geglaubt, daß eine so schnelle Expedition möglich sei.“

„Ach, Hermine, ich beneide Sie um Ihren gefühlvollen Mann!“ rief wehmüthig Madame Kaiser. „Früher war mein Mann ein Geldmensch, der außer dem Mammon Nichts zu schätzen verstand — jetzt betrügt und tyrannisirt er mich. Ich glaube, es gibt neben der Spekulation kein Familienleben. Die Sucht zu gewinnen und die Angst vor Verlusten absorbirt jedes andere, edlere Gefühl.“

„Vielleicht haben Sie Recht!“ sagte seufzend die Justizräthin, indem sie den Brief in den Kasten ihres Schreibtisches legte.

„Vielleicht? Ich behaupte es mit apodiktischer Gewißheit. Der Spekulant ist Spekulant in Allem, was er thut. Mein Mann hat mich aus Spekulation geheirathet, geliebt, geduldet, und nun —“

„Sidonie, sprechen Sie nicht weiter.“

„Ah ja, Sie sind zu beneiden.“

„Die Ehe mit einem Juristen hat ebenfalls seine sehr dunklen Schattenseiten. Doch beschäftigen wir uns jetzt mit unserer Angelegenheit, die ich um jeden Preis heute zu Ende führen möchte.“

Die Justizräthin befahl den Kaffee, um durch die Erfüllung der ihr als Wirthin zustehenden Obliegenheiten die Verwirrung zu verbergen, in die sie jetzt der Brief versetzt hatte. Sie hielt fest daran, scheinbar im Interesse der Freundin zu handeln, während sie sich selbst Licht und Klarheit verschaffen wollte. Ihre Eifersucht ging so weit, daß sie den Banquier freisprach und annahm, er unterstütze und fördere die Sache des Freundes. Kaiser war nach ihrer Meinung viel zu phlegmatisch, als daß er sich einem Liebeshandel hingeben könne.

Beide Frauen saßen beim Kaffee.

„Entwickeln Sie mir Ihren Plan,“ begann Sidonie.

„Mein Plan ist sehr einfach. Ich war bei der Seltenau, weil ich hoffte, Näheres für Sie zu erfahren. Statt der Frau traf ich den Mann, wie ich Ihnen schon mitgetheilt. Er ist trostlos und hofft, daß ich ihm bei der Aufsuchung der Entflohenen behilflich sein werde. Ich konnte ihm dies in Aussicht stellen, da Sie mir den Plan Ihres Mannes, das Landhaus betref-

fend, mitgetheilt hatten. Aber bevor ich etwas unternehme, wollte ich mit Ihnen Rücksprache nehmen."

„Lassen Sie den Mann kommen. Er soll seine Frau reklamiren —"

„Geduld!"

„Ich sitze wie auf Kohlen. Mir schmeckt der Kaffee bitter wie Wermuth."

„Wir dürfen die Vorsicht nicht außer Acht lassen."

„Können Sie sich auf Ihre Kammerfrau verlassen?"

„Frau Bielitz wird mir einen Boten senden, um mir anzeigen zu lassen, ob die Seltenau zurückgekehrt ist. Durch diesen Boten erhält der Mann seine Instruktionen. Was beschließen Sie nun?"

„Der Mann oder der Liebhaber, gleichviel was er ist, muß diesen Abend noch in das Landhaus geschafft werden!" rief Sidonie.

„Sind Sie auch gewiß, daß die Seltenau dort ist?"

„Der Gärtner wird mich nicht belügen — sie ist seit diesem Mittag in dem Landhause."

„Gut. Wie kommt der Mann hinaus?"

„Mit uns in Ihrem Wagen; er setzt sich zu dem Kutscher auf den Bock. Bedenken Sie nicht, liebe Freundin; es gibt kein anderes Mittel. Einen Vorwand für diese Fahrt werde ich schon finden."

Man erwog hin und her, und blieb endlich bei diesem Vorschlage stehen.

Mit Ungeduld erwarteten die Frauen den versprochenen Boten. Die Zeit verfloß langsam. Die Dämmerung brach ein. Endlich trat Babette ein.

„Draußen ist ein junges Mädchen!" meldete sie.

„Ein Mädchen?" fuhr Madame Kaiser auf.

„Es will die Frau Justizräthin sprechen."

Hermine gab einen Wink. Babette entfernte sich. Eine Minute später trat Lea ein.

„Was bringen Sie mir, mein Kind?" fragte Hermine.

Lea verneigte sich mit der ihr eigenen Anmuth und Grazie.

„Frau Bielitz sendet mich!" flüsterte sie.

„Und was läßt mir Frau Bielitz sagen?"

„Ach Gott, es ist eine recht traurige Nachricht!" sagte betrübt die junge Jüdin. „Wer hätte das wohl von der Madame Seltenau gedacht, die ich für die Aufrichtigkeit selbst gehalten habe."

„Nun?" fragten beide Frauen zugleich.

„Die Undankbare hat sich heimlich entfernt, und ist bis zu diesem Augenblicke nicht zurückgekehrt. Dies soll ich Ihnen, die Sie sich für die Arme so wohlwollend interessirt haben, sagen."

„Danke, mein Kind. Demnach wäre unsere Sorge überflüssig. Weiß man denn nicht, wohin sich die Frau mit ihrem Kinde gewendet hat?"

Lea wurde verlegen; sie sah erröthend zu Boden.

„Man weiß es nicht, aber man hat seine Vermuthungen!“ flüsterte sie.

„So! Was vermuthet man denn?“ fragte Sidonie rasch.

„Sprechen Sie sich offen aus, mein liebes Kind,“ fügte sanft die Justizräthin hinzu. „Unsere Theilnahme an der Frau macht uns neugierig zu wissen, was aus ihr geworden ist. Setzen Sie sich doch, mein liebes Kind.“

Lea ließ sich auf dem ihr angewiesenen Stuhle nieder.

„Es hatte sich zwischen Madame Seltenau und mir eine Art freundschaftliches Verhältniß gebildet, und ich besuchte sie, so oft es mir meine Zeit gestattete. Diesen Morgen ganz Früh war ich bei ihr. So lange sie in dem Dachstübchen wohnte, habe ich sie nicht so heiter gesehen, als diesen Morgen. Sie sprach mit großer Liebe von ihrem Manne, den sie nun Hoffnung habe bald wiederzusehen, es seien günstige Nachrichten eingegangen. Auf meine Frage, ob sie Köln verlassen würde, antwortete sie: mein Mann wird mich abholen; ach, wie groß wird seine Freude sein, wenn er unser hübsches Kind sieht, für dessen Zukunft nun gesorgt ist. Dann küßte sie mich in ihrer Freude, und rief: sobald ich in meine früheren glücklichen Verhältnisse zurückgekehrt bin, werde ich Ihrer gedenken, dann sollen Sie sehen, wer Ihre neue Freundin ist. Ich habe

traurige, kummervolle Tage hier verlebt; aber Ihre Freundschaft ist mir ein Trost, eine Stütze gewesen. Und auch Mutter Bielitz werde ich nicht vergessen, die wie eine rechte Mutter an mir gehandelt hat. Dann holte sie den Schmuck hervor, den eine unbekannte Hand ihr zurückgesendet hatte, und drückte ihn wie ein geliebtes Kleinod an ihre Lippen. Ach, wenn Sie wüßten, wie theuer er mir ist! rief sie dabei aus, während ihr die Thränen über die Wangen rannen."

„Was ist das für ein Schmuck?" fragte rasch Sidonie.

Hermine gab der Jüdin, die sie ansah, ein Zeichen, daß sie schweigen möge.

„Ich weiß es nicht!" stammelte Lea verlegen.

„Also Sie vermuthen, wohin sich die Seltenau gewendet hat?"

„Es war um Mittag, als ich von einem Geschäftsgange für meine Pflegemutter zurückkam. In dem Augenblicke, als ich in unsere Straße bog, hatten sich ein großer Möbelwagen und ein Fiaker festgefahren, so daß ich dicht an den Häusern entlang gehen mußte. Da sah ich Madame Seltenau in dem Fiaker sitzen. Verwundert grüßte ich sie; aber sie zog ihren schwarzen Schleier über das Gesicht, und that, als ob sie mich nicht kennte. Der Kutscher zankte sich mit den Knechten des Möbelwagens und hieb auf sein Pferd, das sich bäumte. Der Fiaker fuhr bald rückwärts, bald vor-

wärts, so daß ich mich ihm ohne Gefahr nicht nähern konnte. Endlich war die Passage frei, und der Fiaker sauste um die Straßenecke, als ob er von Feinden verfolgt würde. Es wäre unmöglich gewesen, ihm zu folgen, deshalb ging ich nach Hause, wo ich erwartet wurde. Ich wäre gern zu Mutter Bielitz gegangen, um mich zu erkundigen; aber meine Pflegemutter hatte so viel zu thun für mich, daß ich nicht eine Minute abkommen konnte. Gegen Abend verschaffte mir Mutter Bielitz die Erlaubniß, eine Stunde auszugehen. Sie trug mir auf, Ihnen die Bestellung zu machen, die ich ausgerichtet habe. Unterwegs begegnete mir Peter Gallas, unser Nachbar, der sich und seine zahlreiche Familie von Lohndiensten nährt und mit Mutter Bielitz befreundet ist; er redete mich an und sagte mir, daß die junge Frau, die bei der Bielitz gewohnt habe, in einem Wagen erster Klasse auf der Eisenbahn abgereist sei, aber ohne ihr Kind; er habe gesehen, wie sie eingestiegen sei. Die Reisenden in dem Wagen hätten ihr wahrscheinlich nicht angestanden, denn sie sei plötzlich wieder ausgestiegen, und habe ein Koupé für sich allein gefordert, das sie auf der Stelle bezahlt habe. Gleich darauf sei der Zug abgefahren. Was dies Alles nun für eine Bewandtniß hat, weiß ich nicht. Aber soviel steht fest, Madame Seltenau hat nicht recht gehandelt."

„Wie, die Frau hat ohne ihr Kind Köln verlassen?" rief Sidonie.

„Ich habe das Kind nicht in dem Fiaker gesehen auch sagte Peter Gallas —"

„Genug, mein Kind!" unterbrach Hermine das junge Mädchen. „Gehen Sie zu Frau Bielitz zurück, und nehmen Sie ihr ein Briefchen von mir mit; aber beeilen Sie sich."

Sie zündete eine Wachskerze an, setzte sich an den Schreibtisch, schrieb einige Zeilen, versiegelte das Billet und gab es Lea, die sich rasch entfernte.

„Was haben Sie geschrieben? fragte Sidonie.

„Der junge Mann, der seine Frau sucht, soll spätestens in einer halben Stunde hier sein."

„Gut; bereiten wir uns vor, nach dem Landhause zu fahren. Wir müssen wissen, ob mein Gärtner oder jenes junge Mädchen Recht hat."

Die Justizräthin ließ dem Kutscher Befehl ertheilen, in einer halben Stunde vorzufahren. Der Bediente sollte mit Babette das Haus bewachen.

Eilftes Kapitel.

Hermann und Sofie.

Eine halbe Stunde später führte Lea den jungen Mann in das Haus des Justizraths. Es war stark dämmerig. Vor der Thüre hielt der Wagen. Als die

beiden Damen erschienen, grüßte der Fremde ehrerbietig und sprach bewegt von dem Danke, zu dem man ihn verpflichte.

„Gäbe Gott," sagte Hermine, „daß unser Bemühen, Ihnen zu nützen, nicht ohne Erfolg bleibe."

„Zweifeln Sie daran?" fragte schmerzlich der junge Mann.

„Unsere Nachrichten über Ihre Gattin sind leider ungewiß — aber verlieren Sie den Muth nicht."

Während dieser Zeit hatte Sidonie, die auf der Steintreppe vor dem Hause stand, dem Kutscher Instruktionen ertheilt.

„Sie kennen also das Landhaus?"

„Im vorigen Sommer habe ich meine Herrschaft mehr als einmal hinausgefahren."

„An dem Gartengitter also werden wir halten."

„Gut, Madame Kaiser."

Der Fremde setzte sich unaufgefordert zu dem bärtigen Kutscher. Die beiden Frauen stiegen in den Wagen, der rasch abfuhr. Babette schloß die Thüre, und das Haus des Justizraths lag still, als ob es unbewohnt sei.

Wir begleiten den Wagen, der bald die Stadt verließ, und auf der Straße nach Bonn rasch dahinrollte. Eine halbe Stunde später verließ er die Straße, um einen mit Bäumen bepflanzten Feldweg einzuschlagen. Der Himmel war klar, der Abend ruhig, und die

Sichel des Mondes sandte so viel Licht herab, daß sich die einzelnen Gegenstände der Landschaft deutlich unterscheiden ließen. Nachdem der Wagen auf dem lockeren Feldwege sich langsam eine Viertelstunde fortbewegt hatte, sah man durch die blätterlosen Stämme einer Baumgruppe, deren schwarze Umrisse sich rechts zeigten, ein Licht schimmern.

„Da ist das Landhaus!“ murmelte der Kutscher, der mehr als einmal den schlechten Weg verwünscht hatte.

„Wer ist der Besitzer desselben?“ fragte der junge Mann.

Der Kutscher sah ihn forschend an.

„Wissen Sie das nicht?“ fragte er verwundert.

„Nein!“

Der Rosselenker hätte gern noch weiter gefragt, aber die Pferde standen an einem hohen Gitter, und der Wagen hielt. Der Fremde sprang von dem Bocke, öffnete den Wagenschlag, und ließ die Damen, die sich in große Mäntel gehüllt hatten, aussteigen, indem er ihnen hilfreich und mit dem Anstande eines Mannes von Bildung die Hand reichte.

„Der Wagen wird hier halten, bis wir zurückkehren!“ befahl Sidonie. „Folgen Sie mir!“ flüsterte sie der Justizräthin zu.

Ein mit Bäumen besetzter Kiesweg zog sich das Gitter entlang. Das Knistern der Fußtritte war das

einzige Geräusch, das die Stille des Frühlingsabends unterbrach. Sidonie, die vor Ungeduld und Groll zitterte, ging sehr rasch. Die Justizräthin erfüllte ein wehmüthig schmerzliches Gefühl, denn sie mußte sich sagen, daß sie die Entwicklung der Dinge mehr zu fürchten hatte, als die Freundin. Befand sich die Seltenau in dem Landhause, so durfte sie hoffen, daß sie ihren Mann mit Unrecht beargwöhnte. Aber wie war dies möglich, da nicht nur Lea und Peter Gallas, sondern auch sie selbst die junge Frau an einem ganz entgegengesetzten Orte gesehen hatte? Wie konnte dieselbe Person in dem Wagen des Doktors hier angekommen sein? Die arme Hermine wußte nicht mehr, ob sie hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln sollte. Ihr Herz klopfte wie im Fieber, ihr Gesicht glühete. Von Zeit zu Zeit sah sie zur Seite nach dem Fremden, der ruhig folgte. Wie mancherlei Gefühle zerrissen das Herz der armen Frau, die so lange zufrieden und glücklich gelebt hatte. Die Eifersucht besiegte ihr Zartgefühl, sie wollte um jeden Preis Gewißheit erlangen.

Endlich stand Sidonie still, zog einen Schlüssel aus der Tasche, und öffnete mit leichter Mühe eine Pforte in dem Gitter; die drei Personen traten in den Garten. Rechts sah man die Fenster eines langen Treibhauses im Mondenlichte schimmern; links zeigte sich die Façade eines stattlichen Landhauses, dessen Fenster fest mit Läden verschlossen waren. Nichts verräth,

daß es bewohnt sei. Hermine zitterte heftiger bei der Anblicke des stillen, öden Gebäudes. Der Fremde stieß unwillkürlich einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus. Sidonie allein schien die Energie ihres Willens bewahrt zu haben.

„Ich bitte, warten Sie hier einige Augenblicke!“ sagte sie in einem fast befehlenden Tone.

Dann schlug sie rasch einen Fußweg zwischen den Beeten ein, und verschwand hinter dem Treibhause.

„Madame,“ begann leise und mit bewegter Stimme der junge Mann, „hier soll ich meine Frau treffen?“

„Ich glaube!“ antwortete Hermine verlegen.

„Sie glauben es — demnach haben Sie keine Gewißheit?“

„Nein, mein Herr!“

„Der Besitzer dieses Landhauses ist ohne Zweifel ein reicher Mann.“ —

„Ja!“ hauchte ängstlich die arme Justizräthin.

„Und wer ist er?“

„Der Gatte meiner Freundin!“

„Um Gottes willen, Madame, sagen Sie mir, wie meine Frau hiehergekommen ist? Als ich sie vor drei Monaten in Köln zurücklassen mußte, kannte Sie keine Seele, und heute —“

„Sie fragen mich zu viel, mein Herr!“

„Wie aber soll ich das Interesse erklären, das Sie für mich, den Unbekannten, hegen?"

Diese Frage hatte Hermine längst gefürchtet.

„Suchen Sie keine Erklärung," flüsterte Sie zurück, „wenigstens fordern Sie sie nicht von mir. — Ihre Frau mag sie Ihnen geben."

„Meine Frau!" seufzte der Fremde. „Ihre Flucht und Alles, was ich hier erlebe, ist so seltsam, das ich fürchte, ihr entgegenzutreten. Mein Gott, wer hätte das gedacht!"

Die Justizräthin wandte sich ab, um dem peinlichen Gespräche ein Ende zu machen. Der Fremde verschränkte die Arme, und lehnte sich, als ob er sich gewaltsam zur Geduld zwänge, an einen Baum.

Sehen wir, was Sidonie beginnt.

Hinter dem Treibhause befand sich ein reinlicher Hof, und in dem Hofe stand ein Häuschen, die Wohnung des Gärtners. Als Sidonie den Hof betrat, schlug ein großer Kettenhund an.

„Filax!" rief sie leise.

Der Hund rasselte mit seiner Kette, und kroch in die Bretterhütte zurück.

„Was ist das?" fragte die rauhe Stimme eines Mannes, der auf das Gebell des Hundes rasch ein Fenster aufgerissen hatte.

Sidonie trat rasch an das Häuschen.

„Ich bin es, Eberhard!" flüsterte sie.

„Wer? Wer?“

„Kennt Ihr mich nicht? Wer anders sollte wohl das Gitter öffnen können, als ich? Ihr selbst habt mir ja den Schlüssel gegeben.“

„Ach, liebe Madame, Sie sind es? In aller Welt — es ist so spät —“

„Ruhig, alter Freund, wundert Euch nicht. Sagt mir, seid Ihr allein?“

„Ganz allein.“

„Wo ist Euere Frau?“

„Bei der jungen Dame, die diesen Mittag angekommen ist.“

„Also doch!“ flüsterte Sidonie erschreckt. „Und ich glaubte, sie habe Köln verlassen, um eine Reise anzutreten.“

„Liebe Madame, wollen Sie nicht in die Stube kommen?“ fragte der Gärtner.

„Kommt heraus zu mir, Alter! Beeilt Euch!“

Der Gärtner verschwand von dem Fenster. Gleich darauf erschien er in der Hausthüre.

„Ich stehe zu Diensten, liebe Madame Kaiser!“ antwortete Eberhard, indem er die Mütze von seinem fast haarlosen Schädel nahm.

„Ihr wißt,“ sagte Sidonie mit zitternder Stimme, „daß ich für Euch sorge, und daß Ihr in meinen Diensten bleibt, so lange ich lebe. Fürchtet also Nichts, und thut Alles, was ich von Euch fordere.“

„Was soll ich thun, liebe Madame?“ fragte Eberhard.

„Antwortet zunächst. Welches Zimmer bewohnt die Fremde?“

„Das Zimmer des Herrn Kaiser, das nach der Terrasse hinausgeht und die Aussicht auf den Rhein bietet.“

„Also im Erdgeschoße?“

„Ja, Madame.“

„Wer hat ihr das Zimmer angewiesen?“

„Der Doktor Friedland verlangte es im Namen des Herrn. Und der Herr —“

„Nun, was ist es mit dem Herrn?“

„Der Herr war gegen Abend zu Pferde hier — vor kaum einer Viertelstunde ist er durch das Feld nach der Stadt zurückgeritten.“

„Unerhört!“ dachte Sidonie, die ihren Zorn kaum verbergen konnte. „Das also war der Grund, der ihn aus dem Hause trieb. Er hat sich wohl überzeugt,“ fragte sie laut, „ob die fremde Dame gut eingerichtet ist?“

„Ja, Madame; und meine Frau hat dem Herrn versprechen müssen, vorzüglich für das Kind zu sorgen, das krank zu sein scheint. Dort kommt sie.“

„Die Fremde?“

„Meine Frau. He, Elsbeth, hier ist unsere Madame.“

Elsbeth, eine noch rüstige Frau, kam mit einem Korbe aus dem Landhause zurück. Sie erschrack, als sie die Dame erblickte. Sidonie sprach ohne Umstände den Befehl aus, daß Elsbeth den Korb absetzen und ihr folgen möge.

„Mann, was hast Du gemacht!" flüsterte die Bäuerin ihrem Gatten zu, als sie an ihm vorüber in das Haus ging. Eberhard zuckte die Achseln. Elsbeth erschien wieder.

„Ist die Thüre auf der Terrasse geöffnet?" fragte Sidonie.

„Ja sie ist noch offen, denn ich habe den Thee für Madame Seltenau zu besorgen. Wenn Madame ihr einen Besuch abstatten will."

„Kommen Sie, Elsbeth!"

Man verließ den Hof und trat in den Garten. Hermine und der Fremde kamen.

„Ist sie hier?" fragte ängstlich die Justizräthin.

„Beklagen Sie mich, liebe Freundin — die Seltenau wohnt in meinem Landhause!" antwortete Sidonie in ihrer Entrüstung so laut, daß es der Fremde hören konnte.

„Beklagen?" murmelte er bestürzt. „Madame, so seltsam auch Alles ist, was ich hier erlebe, so steht mein Vertrauen auf meine Frau so fest, daß ich Sie trösten kann, wenn Sie sich über das unglückliche Weib beklagen zu können glauben."

Herminen war eine Zentnerlast vom Herzen genommen; sie hätte aufjauchzen mögen. Die Fremde auf dem Bahnhofe war also nicht die Seltenau gewesen.

„Führen Sie den Mann zu seiner Frau, und der Schleier wird sich heben!“ flüsterte sie.

Sidonie glich einer Furie.

„Diese Ueberraschung hat sie verdient!“ murmelte sie. „Mein Herr,“ wandte sie sich rasch zu dem jungen Manne, „Sie werden sogleich Ihre Gattin sehen!“

Die vier Personen gingen um das Landhaus. Die Töne eines Flügels ließen sich vernehmen.

„Madame Seltenau musizirt!“ rief Sidonie höhnend.

Man stieg die Stufen zu der Terrasse hinan. Die beiden ersten Fenster auf derselben waren erleuchtet. Hermine sah zuerst durch die Scheiben. Da saß die Seltenau vor dem Flügel und spielte. Sie trug heute eine elegante weiße Nachtrobe; ihr volles Haar war flach zusammengelegt.

Die Justizräthin ließ den Fremden ihren Platz einnehmen indem sie fragte:

„Ist das Ihre Frau?“

„Ja, ja, sie ist es! Aber wie kommt sie hieher? Warum führen mich diese beiden Damen? Geben Sie mir eine Andeutung — ich beschwöre Sie!“

Statt der Antwort befahl Sidonie der Frau des Gärtners:

„Elsbeth, führen Sie diesen Mann zu der jungen Dame, die dort am Klavier sitzt. Dann ziehen Sie sich zurück, damit die beiden Gatten ungestört ihr Wiedersehen feiern können."

Elsbeth öffnete die Glasthüre und verschwand mit dem Fremden. Die beiden Frauen standen lauschend an dem Fenster. Da das Zimmer durch zwei Kerzen erhellt war, ließ sich Alles genau beobachten, was darin vorging. Die Seltenau saß noch an dem Instrumente, als der junge Mann eintrat. Bei dem Geräusche, das die Thüre verursachte, wandte sie den Kopf. Dann erhob sie sich, und sah den Eintretenden erstaunt an.

„Sofie!" rief der junge Mann, indem er ihre Hand ergreifen wollte.

Die Seltenau wich überrascht zurück.

„Mein Herr, was wollen Sie?" rief Sie aus. „Wer sind Sie?"

„Wer ich bin? Wer ich bin?" fragte nach einer kurzen Pause mit zitternder Stimme der Fremde.

Dann starrte er die junge Frau wie ein Sinnverwirrter an. Die Seltenau beobachtete ihn mit einer Art Furcht, die sich deutlich in ihrem schönen Gesichte ausprägte.

„Sofie," fuhr der junge Mann fort, „Du bewohnst ein prächtiges Landhaus, empfängst mich, da schlechte Kleider trage, wie einen Fremden —"

„Mein Herr, ich erinnere mich nicht, Sie je gesehen zu haben, und Sie sprechen in einem so vertraulichen Tone —"

Der Fremde erfaßte mit beiden Händen seinen Kopf.

„Hat denn das Unglück mir die Sinne verwirrt?" rief er schmerzlich aus. Oder erzeugen meine ewigen Befürchtungen einen Traum, Fieberfantasien? Wahrhaftig, ich muß wohl krank sein, wenn Du nicht Sofie bist. Aber Deine Züge, Deine Gestalt können nicht lügen, wenn ich auch aus der plötzlichen Veränderung Deiner traurigen Lage schließen muß — Sofie, warum hast Du das Stübchen mit diesem glänzenden Landhause vertauscht? Warum hast Du meine Rückkehr nicht erwartet?"

„Noch einmal, mein Herr, Sie befinden sich im Irrthum. Ich bin nicht jene Sofie, von der Sie sprechen. Ich weiß Nichts von einem Stübchen."

„Sofie," schrie der Mann, „treibe den Scherz nicht zu weit!"

„Mein Gott, ich scherze nicht!" antwortete die junge Dame, die immer tiefer in das Zimmer zurücktrat, um sich von dem Gaste zu entfernen.

„Sind Sie denn nicht Sofie Frank?"

„Nein, nein, eine Aehnlichkeit täuscht Sie!"

Der Fremde schien wirklich seiner Sinne nicht mehr mächtig zu sein. Er ergriff die Kerze, die auf

dem Flügel stand, hob den zitternden Arm hoch empor, und leuchtete der Bewohnerin des Zimmers in das Gesicht. So blieb er einige Augenblicke stehen. Hermine und Sidonie, die in fieberhafter Spannung am Fenster lauschten konnten die schönen Züge der jungen Frau genau beobachten.

„Sie ist es!" flüsterte Hermine.

„Es unterliegt keinem Zweifel!" antwortete leise Sidonie.

„Sie spielt eine traurige Rolle!"

„Ich habe sie gleich für eine Abenteuerin gehalten."

„Wie die Szene enden wird?"

Der junge Mann setzte die Kerze auf das Instrument zurück. Sein ganzes Wesen schien sich plötzlich verändert zu haben.

„Du bist Sofie Frank!" sagte er fest. „Du bist Sofie, so wahr ich Hermann bin, jener verblendete Thor, der Deinetwegen eine Familie tief betrübte und sein Lebensglück von Deinem Besitze hoffte. Man hat mich gewarnt; aber ich habe der Warnungen gespottet. Sofie, Du wählst ein schändliches Mittel, Dich von Deinem armen Manne zu befreien, um vielleicht als die Geliebte eines Reichen in Ueberfluß zu schwelgen.

„Mein Herr! Mein Herr!" rief die junge Frau außer sich. „Diese Sprache gegen eine Fremde!"

„Gegen eine Fremde?" rief Hermann höhnend.

„Ich kenne Sie nicht, habe Sie nie gesehen! Ich bitte, entfernen Sie sich!“

„Nicht eher, bis ich meine Angelegenheiten mit Ihnen geordnet habe.“

„Wir stehen durchaus in keiner Beziehung zu einander. Fast muß ich glauben, daß man sich Ihrer bedient, um einen Schlag gegen mich zu führen, der meine Ehre untergraben soll.“

„Sofie, Sofie, Du warst also auf Alles gefaßt? Wie Du Dich vorbereitet hast, den gefürchteten Angriff abzuschlagen, wie wahr Du eine gleichgiltige Miene erheucheln kannst. Wahrlich, wer uns sieht, muß glauben, ich sei ein bezahlter Abenteurer oder ein verrückter Mensch. Sofie, habe ich das um Dich verdient?“

Thränen unterbrachen die Worte des armen Mannes, der sich an einem Stuhle hielt, um nicht zusammenzubrechen.

Die junge Frau hatte die Absicht gezeigt, sich zu entfernen, als sie den unverkennbar wahren Schmerz des Gastes sah, blieb sie in einer Anwandlung von Rührung stehen.

„Das ist ja eine schreckliche Person!“ flüsterte Sidonie.

„Sie treibt den armen Mann zur Verzweiflung,“ flüsterte zitternd Hermine.

„Warum? Warum? Man hat ihr Versprechungen gemacht.“

„Still, daß Sie uns nicht verrathen. Wir müssen den Schluß der Szene kennen lernen."

„Es ist wahr!" hauchte Sidonie, indem sie die Hand der Freundin drückte.

Die vermeintliche Sofie hatte einige Augenblicke nachgedacht. Dann näherte sie sich dem Fremden wieder, der immer noch regungslos auf dem Stuhle saß.

„Mein Herr," sagte sie mit fester Stimme, „Ihr Schmerz macht mich irre, ich verhehle es nicht. Aber eben so wenig kann ich Ihnen auch verschweigen, daß ich allerdings auf einen Angriff gefaßt war, wenn ich ihn auch nicht in dieser Art vermuthete. Halten Sie mich wirklich für Sofie Frank —"

Hermine erhob rasch den Kopf.

„Es ist entschieden!" rief er aus, als ob er ihre Worte nicht gehört hätte. „Mein Gott, wie kann ich nur fragen, wer hier die Hand im Spiele hat! die Spekulation achtet Nichts, sie zerreißt die Herzen, zerfleischt die Ehre und tritt das Lebensglück mit Füßen. Sie sind gewonnen, Madame, um mich in den Tod zu treiben — ich bin gewissen Leuten lästig auf dieser Erde — da ist die Lösung des Räthsels. Ich gehe, Madame, aber nicht in den Tod! Trennen wir uns denn als Spekulanten, als Börsenleute. Wo sind die Papiere, die ich Ihnen durch die Post übersendet habe?"

„Papiere, mein Herr? Sie wollen mir Papiere durch die Post übersendet haben?" fragte sie kopfschüt-

telnd. Hier liegt eine Mystifikation oder ein grober Irrthum klar am Tage. Ich weiß Nichts von Papieren!"

„Ah, Sie wissen Nichts von den Papieren!" rief Hermann, bitter lachend. Bravo, Madame, jetzt erkenne ich Ihre Absicht. Sie haben heimlich die Wohnung verlassen, die ich Ihnen gemiethet hatte, damit ich Sie und meine Papiere nicht wiederfinden sollte. Kein Mensch wußte mir zu sagen, wohin sich die schöne Sofie gewendet. Aber der Teufel hatte seine Hand im Spiele, und ich finde sie in einem glänzenden Landhause, das einsam am Ufer des Rheins liegt. Und nun nimmt Sofie zu einem kühnen Kunstgriffe ihre Zuflucht: sie kennt mich nicht, sie leugnet, daß ich ihr Mann bin. Vielleicht gelingt es Ihnen, Ihre Absicht durchzusetzen, denn man hält mich für einen überspannten Schwärmer, für einen Verschwender, und jetzt auch wohl für wahnsinnig, wenn ich Sie als meine Frau reklamire — das wäre einem gewissen Herrn recht; ist es denn nicht ein Beweis von Wahnsinn, wenn ich eine Frau meine Gattin nenne, die behauptet, daß sie mich nicht kennt, daß sie mich früher nicht gesehen hat?"

„Sie glauben meinen Versicherungen nicht, mein Herr?"

„Sofie, Du bist eine Verrätherin!" rief Hermann mit starker Stimme. „Jetzt, da ich arm und verlassen bin, jetzt, da mir jede Aussicht auf eine glückliche Zukunft genommen ist, Du weißt es aus meinem Briefe,

jetzt sagst Du Dich von mir los. Ich durchschaue Dich! Ich lese in Deiner Seele. Wir sind heimlich getraut, und der Priester, der unseren Bund eingesegnet, um Dich vor Schande zu retten, ist gestorben — Sofie, Du bist ein falsches Weib! Nicht wahr, Du kannst den armen Teufel leicht von Dir abschütteln? Nicht wahr, es gibt andere Männer, die Dir Glanz und Luxus bieten können? Es hat sich wohl schon einer gefunden? Hier wohnt es sich besser, als in der elenden Dachstube, die ich Dir anweisen konnte."

„Genug, mein Herr!" rief die junge Frau mit Würde. „Wüßte ich ein Mittel, Ihnen in diesem Augenblicke zu beweisen, daß Sie sich irren, ich würde es ergreifen. Von allen den Dingen, die Sie mir ausgesprochen, weiß ich Nichts. Ihre Frau mag immerhin eine große Aehnlichkeit mit mir haben — aber daß Sie sie von mir nicht unterscheiden sollten —"

„Sofie, Du tödtest mich!" Je länger ich Dich sehe und höre, je gewisser bin ich, daß hier keine Täuschung obwaltet, als die, die Du selbst herbeiführst. Regt sich denn keine Erinnerung, kein Gefühl in Deiner Brust, das zu meinen Gunsten spricht? Denkst Du denn der Schwüre nicht mehr, die wir bei unserer letzten Trennung gewechselt haben? Du wirst doppelt meineidig, wenn Du mich von Dir stößest! Ich habe viel gelitten, Du weißt es; ich habe für Dich gelitten, denn ich liebe Dich, ich bete Dich an wie meinen Gott."

In diesem Augenblicke ließ sich in dem angrenzenden Zimmer das Weinen eines kleinen Kindes vernehmen. Die junge Frau zuckte heftig zusammen, sie wollte sich entfernen.

„Sofie," rief Hermann, der ihre Hand ergriff, sie zurückhielt und vor ihr auf die Kniee stürzte. „Diese Stimme verräth Dich, klagt Dich an! Du bist die Mutter meines Kindes! Als ich Dich verließ, flüstertest Du mir Deine Hoffnungen zu —"

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich!"

Sie wollte sich ihm entwinden.

„Führe mich zu unserem Kinde. Habe Erbarmen, Sofie, gestatte mir, daß ich mein Kind an die Brust drücke! Sofie, uns umschlingt ein unzerreißbares Band!"

„Mann, Sie sind wahnsinnig!" rief die junge Frau. „Entfernen Sie sich, oder ich rufe Hilfe!"

Durch eine rasche Bewegung entriß sie ihm ihre Hand. Dann verschwand sie in dem Nebenzimmer, dessen Thüre sie hinter sich verschloß. Hermann lag wie leblos am Boden.

Die beiden Lauscherinnen standen bestürzt an dem Fenster.

„Das ist ein Ungeheuer!" flüsterte Sidonie.

Hermine antwortete nicht; sie dachte mit Schrecken daran, daß hier die Doppelgängerin der Seltenau sich befinde, denn eine junge Gattin und Mutter hielt sie solcher Grausamkeit und Hartherzigkeit nicht fähig.

Nach ihrer Ansicht gab es keinen Grund, der triftig genug wäre, eine solche Verleugnung herbeizuführen. Aber das Kind, das immer noch laut in der Kammer schrie, gehörte es nicht derselben Frau an, die das Dachstübchen bewohnt hatte? Und jene, die abgereist, war ohne alle Begleitung?

„Die Begriffe verwirren sich in meinem Geiste!“ flüsterte die Justizräthin.

„O mir wird Alles klar!“ meinte Madame Kaiser. „Die Seltenau ist jung und schön — man will Alles entfernen, was an die unglückliche Heirat erinnert.“

Da durchzuckte noch ein Gedanke ihren Geist, ein Gedanke, denn sie nicht auszusprechen wagte.

Sie erinnerte sich der Habgier ihres Mannes und der Intrigue gegen ihren verstorbenen Bruder. Der junge Mann hatte von wichtigen Papieren gesprochen, die sich in dem Besitze der Seltenau befanden — sollte der Banquier nicht eine Spekulation leiten? Warum wollte er das Kind zu sich nehmen? Warum ließ er die Mutter heimlich in sein Landhaus schaffen? Diese Gedanken leiteten sie plötzlich zu anderen Ansichten, und die Eifersucht auf die schöne Frau kühlte sich ab. Sie zürnte ihrem Manne nur noch deshalb, daß er sie nicht zur Mitwisserin des Geheimnisses gemacht hatte. Fast bereute sie, sich Herminen mitgetheilt zu haben.

Hermann hatte sich langsam emporgerichtet. Mit wirren Blicken sah er rings durch das prachtvolle Gemach, als ob er nicht wüßte, wo er sich befinde. Das Weinen des Kindes ließ sich wieder vernehmen, stärker als zuvor.

„Mein Kind! Mein Kind!“ rief der arme Mann, indem er sich vergebens abmühete, die hohe Flügelthüre zu öffnen. „Sofie, wenn Dir ein menschliches Herz im Busen schlägt, öffne, öffne mir! Bedenke, daß Dein Gatte, der Dir vor Gott angetrauet, Dich bittet! Deine Weigerung treibt mich zur Verzweiflung, in den Tod!“

Aber die Thüre blieb fest verschlossen. Das Weinen des Kindes verstummte nach einigen Augenblicken.

„Die Szene wird mir lästig!“ sagte Sidonie, und trat von dem Fenster zurück. „Wer trägt nun die Schuld von diesen beiden Leuten? Ist *sie* eine verdorbene Person oder ist *er* ein Betrüger? Kennt sie ihn wirklich nicht, oder behauptet er, sie zu kennen? Wäre der Justizrath da, er hätte hier einen interessanten Fall zu untersuchen und zu entscheiden. Jedenfalls ist der Doktor eingeweiht — ich werde ihn morgen befragen.“

„Was halten Sie von der Seltenau?“ fragte Hermine.

„Ich bleibe bei meiner ersten Ansicht: sie ist eine leichtfertige, vielleicht bösartige Abenteuerin.“

Elsbeth, die Frau des Gärtners, erschien eilig auf der Terrasse.

„Madame," flüsterte sie, „die Dame hat aus dem Fenster, das nach jener Seite hinausgeht, um Hilfe gerufen."

„Gegen wem?"

„Sie fordert, daß mein Mann den Fremden gewaltsam entferne. Wenn er nicht augenblicklich sie schützte, so würde sie bei Herrn Kaiser Klage führen."

„Bitten Sie den Fremden, daß er nach der Stadt zurückkehre. Uebrigens verschweigen Sie Jedem, auch der Dame, die unser Landhaus bewohnt, daß ich diesen Abend hier gewesen bin."

Elsbeth ging in das Haus; die beiden Damen verließen die Terrasse und kehrten nach dem Wagen zurück, in dem sie Platz nahmen. Der Abend war lau und still, kein Lüftchen regte sich. Sidonie hatte das Wagenfenster geöffnet, und sah harrend nach dem Parke, dessen Thüre sie offen gelassen hatte. Zehn Minuten vergingen, da ließen sich Schritte auf dem Kieswege vernehmen. Gleich darauf erschienen Eberhard und Hermann.

„Hier hält der Wagen noch, mein Herr!" sagte der Gärtner.

Hermann trat an den Schlag.

„Haben Sie Ihre Frau gesprochen?" fragte Sidonie.

„Ich weiß es nicht," antwortete Hermann.

„Aber Sie müssen doch ihre Frau kennen?" rief Hermine.

„Mein Kopf ist wirr, mein Blick trübe — ich weiß nicht mehr, ob ich der Wirklichkeit angehöre, oder ob ich träume. Man sagte mir einmal, ich sei immer verwirrt — vielleicht hat man mir die Wahrheit gesagt."

„Nehmen Sie Ihren Platz wieder ein."

„Nein, Madame, ich werde gehen."

„Wohin?"

„Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme."

„Bleiben Sie, bleiben Sie!"

„Wollen Sie, daß sich meiner die Verzweiflung nicht ganz bemächtige, so versprechen Sie mir, für das arme Kind zu sorgen, das sich in den Händen jener Frau befindet."

„Wir werden es überwachen!"

„Leben Sie wohl!" rief Hermann mit erstickter Stimme.

In dem nächsten Augenblicke war er verschwunden. Man wußte nicht, welchen Weg er eingeschlagen hatte. Den beiden Frauen blieb Nichts, als dem Kutscher Befehl zur Rückfahrt zu geben. Der Gärtner schloß die Pforte in dem Gitter, und Alles war still wie zuvor.

Um neun Uhr hielt der Wagen vor dem Hause des Justizraths. Hermine stieg aus, und Sidonie ließ sich nach Hause fahren.

„Wo ist mein Mann?“ fragte sie die Kammerfrau.

„Herr Kaiser befindet sich in seinem Zimmer; er ist vor einer halben Stunde nach Hause gekommen.“

Madame Kaiser machte ihre Nachttoilette. Sie war in ihrer weißen Robe eine üppige Frau. Ihr starkes blondes Haar war aufgerollt, es lag in Knoten um die schneeweiße Stirn. Sie verstand es, eine reizende Toilette zu machen. Jeder andere Mann als der Banquier würde die dreißigjährige Frau schön gefunden haben. Ein schmerzlich höhnendes Lächeln umspielte die rothen Lippen Sidoniens, als sie den letzten Blick in den Spiegel warf.

„Hat mir Madame noch Befehle zu ertheilen!“ fragte Marie.

„Bringe den Thee in mein Boudoir, und sage Herrn Kaiser, daß ich ihn einladen lasse, mit mir zu trinken.“

Der Theetisch war servirt, und der Banquier, in einem eleganten Hausrocke, trat ein. Er rauchte, wie gewöhnlich um diese Zeit, seine Abendzigarre. Nichts verrieth, daß er sich mit einer ernsten Angelegenheit beschäftige, oder daß irgend etwas von Wichtigkeit für ihn vorgefallen sei; er schien selbst der Unterredung nicht mehr zu gedenken, die einen Bruch zwischen ihm und

seiner Gattin herbeigeführt hatte. Lächelnd küßte er der Dame, die hingegossen auf der seidenen Ottomane lag, die weiche, fleischige Hand. Dann ließ er sich neben ihr nieder.

„Du kommst meinem Wunsche zuvor, Sidonie," begann er; „ich hätte Dich bitten lassen, mir diesen Abend noch ein Stündchen zu widmen."

„Valentin, ist es nöthig, daß Du Deine Frau darum bittest? Es würde mich geschmerzt haben, wenn ich eine Gewohnheit hätte aufgeben müssen, die fast das einzige Glück meiner Ehe ausmacht."

„Gut, mein Kind; bleiben wir dieser Gewohnheit so lange treu, als es nur irgend möglich ist. Heute ist ein Brief von Anton angekommen."

„Nun?"

„Das Gerücht von dem schlechten Stande des Hauses Laroux war ungegründet. Anton hat übrigens mein Kapital zurückgezogen und die Angelegenheit ist zu meiner Zufriedenheit geordnet. Morgen werde ich ihm schreiben, daß er zurückkomme. Vor seiner Ankunft jedoch möchte ich mit Dir die Stellung berathen, die der junge Mann künftig in unserem Hause einnimmt."

„Die Stellung?" fragte Sidonie verwundert.

„Anton ist der Sohn Deines verstorbenen Bruders, und deshalb gebührt Dir eine Stimme bei dieser Berathung."

„Mein Gott, ich habe geglaubt, darüber wären wir längst im Klaren!"

„Nicht ganz; ich habe meinen Plan geändert."

„Valentin, Anton ist so gut wie unser Kind."

„Nach Deiner Ansicht; mir ist er nur ein treuer und geschickter Arbeiter und als solchen achte und bezahle ich ihn — mehr nicht."

Sidoniens Freundlichkeit war plötzlich verschwunden. Nachdem sie aus ihrer goldenen Tasse geschlürft, fragte sie:

„Hast Du auch reiflich überlegt, Valentin, was Du thust?"

Der Banquier sah seine Frau fragend an.

„Ich meine," ergänzte Sidonie, „ob Du auch alle Verhältnisse berücksichtigst, die Dich an Anton fesseln?"

„Mich?"

„Nun ja; die Erbschaft seines Vaters macht den Haupttheil Deines Betriebskapitals aus. Es wäre unmöglich gewesen, Dein Bankhaus zu der Blüthe zu bringen, wenn ich Dir den Vorschlag nicht gemacht hätte, sein Vermögen in der Weise zu benützen, wie es bisher geschehen ist."

„Mir scheint, ich habe Unrecht gethan, daß ich auf diesen Vorschlag eingegangen bin!" sagte ruhig der Banquier.

„Wie, Valentin?" Soll dies ein Vorwurf sein?"

„Nein, mein Kind."

„Mich leitete keine andere Absicht, als Anton von Dir abhängig zu machen. Hätte er gewußt, was Du

ihm verdankst, hätte er seinen Reichthum gekannt, er wäre Dir heute vielleicht nicht der treue und geschickte Arbeiter, den Du achtest und — bezahlst!" fügte sie ein wenig pikirt hinzu. „Doch, laß hören, welche Stellung willst Du ihm anweisen?"

„Ich habe beschlossen, den jungen Mann einem Geschäftsfreunde in Frankfurt zu übergeben. Hat er dort noch einige Jahre gearbeitet, so mag er sich etabliren."

„Du hast meine Stimme verlangt, Valentin?"

„Ja!"

„Ich verwerfe Deinen Beschluß!" sagte Sidonie entschieden.

„Nun, so werde ich Anton nach New-York schicken, wenn Dir Frankfurt nicht ansteht."

„Anton, mein lieber Freund, Anton, bleibt im Hause!" Ich habe versprochen, ihn zu überwachen, und werde mein Versprechen halten. Nichts soll mich daran hindern."

„Du wirst mir erlauben, Sidonie, daß ich bei dem beharre, was ich beschlossen habe."

„Soll Anton erfahren, daß er der eigentliche Besitzer des Bankhauses Kaiser ist? Soll er fragen, warum hat man mir gewisse Dinge verschwiegen, die ich von Rechtswegen hätte wissen sollen? Soll er, der Verstossene, auf eine Abrechnung dringen, die Dich ruiniren kann? Valentin, ich begreife Dich nicht! Du

willst einen Menschen reizen, der Dir gefährlich werden kann?"

„Ich hoffe, meine Frau wird diese Gefahr abwenden."

„Was kann ich thun?"

„Alles, was Du für gut befindest, um meinem Neffen Schweigen aufzuerlegen, wenn er je auf den Gedanken kommen sollte, gegen mich aufzutreten. Daß es Dir an dazu geeigneten Mitteln nicht fehlen wird, dessen darf ich mich wohl bei Deinem Scharfsinne versehen. Anton geht entweder nach Frankfurt oder nach New-York. An beiden Plätzen findet er ein gutes Engagement. Sobald er zurückkehrt, mache ich ihn mit meinem Entschlusse bekannt, und überlasse ihm die Wahl des Aufenthaltortes. In meinem Hause kann er nicht bleiben."

Sidoniens Gesicht überzog eine tiefe Purpurröthe; sie konnte ihren Groll nicht länger verbergen.

„Soll vielleicht das kleine, niedliche Kind seine Stelle einnehmen?" fragte sie impertinent.

„Ah, Du hast den rechten Punkt getroffen!" murmelte der Banquier.

„Valentin, Du wirst unverschämt!"

„Beurtheile mich nicht vorschnell, mein Kind."

„O, ich habe schon zu lange geschwiegen."

„Jedes von uns hat seine kleinen Geheimnisse —"

„Ich halte Nichts vor Dir verborgen!“ rief Sidonie auffahrend. „Du freilich hast seit einiger Zeit Geheimnisse —“

„Geschäftsgeheimnisse! Wer hätte sie nicht?“

„Ich begreife: Anton ist Dir wohl lästig?“

„Offen gestanden: Ja!“

„Valentin!“

„Ich will von nun an selbstständiger sein.“

„Warst Du es bis heute nicht?“

„Nein.“

„So ist es Deine Schuld.“

„Daran zweifle ich nicht. Wie Du siehst, beeile ich mich, mein Versehen wieder gut zu machen. Anstatt mich zu behindern, solltest Du mir helfen.“

„Bedenke, Kaiser, Anton wird in einigen Monaten mündig.“

„Und diesen Zeitpunkt benütze ich. O, mein Gott, willst Du mich denn nicht verstehen?“

„Mann, ich kann Dich nicht verstehen! Du wirst mir mit jeder Stunde räthselhafter.“

Der Banquier zuckte mit den Achseln.

„Ich wollte, ich könnte offen gegen Dich sein!“ murmelte er lächelnd.

„Was hindert Dich denn daran?“

„Du selbst! Du selbst, mein Kind!“

„Das ist wahrlich nicht übel! Also ich zwinge Dich, den Geheimnißvollen zu spielen?“

„Ja!“ war die ruhige Antwort.

„Valentin, fast möchte ich Dich für verrückt oder für bösartig halten.“

„Wie Du willst, mein Kind; aber es bleibt bei meinem Entschlusse.“

„Gut, so bleibe auch ich bei meinem Entschlusse.“

„Hast Du einen Entschluß gefaßt, Sidonie?“ fragte Herr Kaiser, indem er seine erloschene Zigarre ruhig an die Flamme der Wachskerze hielt.

„Ich glaube, ich habe ihn Dir schon mitgetheilt.“

„Ich erinnere mich nicht.“

„Nun, so höre ihn noch einmal: schickst Du Anton fort, und nimmst das kleine niedliche Kind in das Haus, so verlasse ich Dich, und reklamire mein Vermögen. Auch der mündig gewordene Anton soll fordern, was ihm gebührt. Dann magst Du sehen, wie Du fertig wirst. Das ist mein Entschluß, von dem ich nicht einen Finger breit abweiche.“

Sidonie sprang auf, und ging in raschen Schritten durch das Zimmer. Der Gatte blieb ruhig auf der Ottomane sitzen.

„Wohin willst Du gehen?“ fragte er nach einer Pause.

„Vielleicht in mein Landhaus, wenn noch Platz für mich darin vorhanden ist.“

Herr Kaiser sah lächelnd auf den bunten Teppich zu seinen Füßen. Diese Aeußerung schien ihn nicht zu überraschen; er schien sie selbst erwartet zu haben.

„Also das Landhaus willst Du beziehen, mitten im Winter?“ fragte er.

„Sobald es zu meiner Aufnahme eingerichtet ist. Die Jahreszeit kümmert mich wenig. Ich will ruhig, ich will allein wohnen. Morgen gebe ich Auftrag, meine Zimmer einzurichten. Das Landhaus, mein Herr, gehört mir, und ich werde darüber verfügen.“

Sidonie ging in großer Erregung auf und ab. Ihre Lippen zitterten und ihre Augen sprüheten Feuer.

„Jetzt ist es Zeit, ihm seine Sünden vorzuhalten!“ dachte sie. „Warum zögere ich, der Wirthschaft ein Ende zu machen? Valentin wird täglich kühner — der Zustand ist unerträglich.“

Der Banquier blieb ruhig auf seinem Platze und rauchte fort. Die Ruhe des Mannes versetzte die Frau in Zorn. Sidonie war leicht erregbar, sie vermochte nicht länger an sich zu halten, nachdem sie einigemal den stoischen Mann angesehen hatte, der ihre Anwesenheit kaum noch zu bemerken schien. Wie ein Gewitter, das lange gedroht, so brach der Groll Sidoniens los. Sie blieb neben dem Tische stehen, und rief mit bebender Stimme:

„Vergessen Sie nicht, daß ich morgen Mittag ganz gewiß mein Landhaus beziehe! Vergessen Sie das nicht, Herr Kaiser?“

„Gewiß nicht, Madame,“ war die ruhige Antwort. „Ich hoffe indeß, Sie werden aus Rücksicht für unsere

Reputation die Wohnungsveränderung noch einige Zeit aufschieben."

„Aus Rücksicht für unsere Reputation?"

„So habe ich gesagt."

„Und dieses Wort wagen Sie mir gegenüber wie eine Warnung auszusprechen?"

„Ich wage noch mehr, Madame!"

„Sie? Sie?"

Der Zorn erstickte fast ihre Stimme.

„Ich wage Ihnen vorzuschlagen, Madame, so lange ruhig in diesem Hause zu bleiben, bis die Zeit kommt, in der Ihr Aufenthalt auf dem Lande kein Aufsehen erregt. Sie wissen, daß ich es hasse, den Lästermäulern der Stadt Nahrung zu geben. Jetzt zumal liegt mir daran, den Schein einer ruhigen, glücklichen Ehe zu bewahren."

„Den Schein, nur den Schein!" rief Sidonie. „Also an der wirklichen Ruhe, an dem wirklichen Glücke liegt Ihnen Nichts. Und das sagen Sie mir ohne Umstände ins Gesicht? Sie besitzen eine lobenswerthe Offenheit."

„Die Sie sich zum Muster nehmen mögen."

„Ich kann nicht einen Tag mehr mit Ihnen unter einem Dache bleiben!"

„Warum nicht? Ich werde Sie wenig inkomodiren. Unsere Zimmer sind getrennt — ich werde Sie nur bei Tische sehen."

„Sie wollen mich tyranniſiren!"

„Das hängt von Ihnen ab."

„Von mir?"

„Verhalten Sie ſich ruhig, und Sie werden ſich über mich nicht zu beklagen haben."

Sidonie ward bleich vor Wuth.

„Mein Herr, Sie zwingen mich zu einer Frage!" ſtammelte ſie.

„Fragen Sie, Madame."

„Wem ſteht die Herrſchaft über unſere Beſitzungen zu?"

„Mir!"

„Ihnen, Herr Kaiſer?"

„Mir, Madame Kaiſer, denn ich bin der Herr im Hauſe."

„Von dem Hauſe, das Sie mit meinem Gelde erkauft haben. Wer wären Sie heute, wenn ich Ihnen meine Hand nicht gereicht hätte?"

„Ohne Zweifel ein glücklicher Junggeſelle."

„Ein armer Teufel wären Sie, der für Lohn andern Leuten dienen müßte. Mein Vermögen hat Sie zu dem gemacht, was Sie ſind."

„Und was bin ich denn, Madame?" fragte der Banquier mit einem ſchmerzlichen Lächeln. „Was bin ich denn? Sie ſcheinen zu glauben, ich ſei über meine Stellung nicht im Klaren — dieſem Irrthume Sie zu entreißen, halte ich für meine Pflicht. Nehmen Sie Platz und hören Sie mich ruhig an."

Sidonie sank wie erschöpft auf einen Sessel nieder, sie hielt ihr Tuch vor das glühende Gesicht, als ob sie weinte.

„Beginnen wir mit unserem Brautstande. Ich war ein armer Kommis und Sie waren eine reiche Waise, deren Vermögen aus fünfzigtausend Thalern bestand."

„Und dieses Vermögen trieb Sie zu meinen Füßen?" unterbrach ihn rasch Sidonie.

„Ich gestehe, daß der Mammon die erste Veranlassung war, mich Ihnen zu nähern. Einem jungen Kaufmanne, der Nichts besitzt, wird man es nicht verübeln, wenn er bei der Wahl seiner Gattin ein wenig rechnet. Aber nicht der Vortheil allein bestimmte mich, sondern auch die Zuneigung, die mir die geistreiche und liebenswürdige Sidonie einzuflößen wußte. Ich hielt es für ein Glück, eine Gattin zu besitzen, die meinem Herzen als Liebhaber und meinen Planen als Kaufmann entsprach. Finden Sie darin etwas Verletzendes?"

„Nein, nein; doch fahren Sie fort!" sagte Sidonie, deren Spannung diese Einleitung erregt hatte.

„Eine so verlockende Partie, als die schöne Sidonie war, mußte natürlich auch die Lüsternheit Anderer erregen. Ein junger Offizier, ich glaube er nannte sich Emil von Sydow, trat als mein Nebenbuhler auf. Er war ein stattlicher, schöner, junger Mann, wahrlich, das läßt sich nicht leugnen."

„Begreifen Sie denn, daß ich Ihnen ein großes Opfer gebracht habe?“ flüsterte Sidonie nicht ohne einige Befangenheit.

„Damals hielt ich den Vorzug für ein Opfer, mit dem Sie mich beehrten.“

„Damals — und jetzt?“

„Verfolgen wir die Dinge, wie sie sich ereignet haben. Anfangs schien es, als ob ich meinem Nebenbuhler nachstehen müßte.“

„Weil sich der junge Kommis mir nur schüchtern näherte.“

„Und der Offizier keck auftrat. Das liegt in der Natur der Offiziere. Plötzlich zeichneten Sie mich aus, und ich war glücklich durch diese Auszeichnung, weil ich Sie wirklich lieben gelernt hatte. Ein glühender Liebhaber fragt nicht nach den Gründen, welche die Geliebte antreiben, ihn zu lieben; er ist eitel genug, zu glauben, daß man ihn seiner guten Eigenschaften wegen auszeichnet. Auch ich besaß diese Eitelkeit, und warf mich Ihnen zu Füßen. Wir verlobten uns öffentlich. Unsere Verlobung machte Aufsehen.“

„Wunderte Sie das?“

„Nein! Es ist eine Seltenheit, daß ein reiches Mädchen einen armen jungen Mann aus reiner Liebe heirathet, zumal, wenn dieser junge Mann ein gewöhnlicher Kommis ist. Eines Abends besuchte ich meine Braut in ihrem Landhause. Wir saßen auf der Ter-

rasse und drückten uns innig die Hände. Trotzdem wir verlobt waren, konnte ich an die Dauer meines Glückes nicht glauben — ich sprach Ihnen meine Befürchtungen aus. „Bist Du ruhig, wenn wir in acht Tagen vor den Altar treten?“ fragte die Braut, indem sie mir lächelnd die Hand reichte. Acht Tage später war Sidonie meine Gattin, und alle meine Befürchtungen waren verbannt. Gleich nach der Hochzeit, die in aller Stille gefeiert ward, machten wir eine Reise nach der Schweiz; den Winter brachten wir in Frankfurt zu, und den darauf folgenden Frühling etablirte ich mein Bankhaus.“

„Valentin, wozu diese Recapitulation?“ fragte Sidonie. „Ich kenne alle Einzelnheiten zu genau. —“

„Geduld, es kommen Dinge, Madame, die Ihnen nicht bekannt sind.“

„Wir verlieren den Hauptpunkt aus den Augen.“

„Verzeihung, wir kommen immer näher. Sie erinnern sich, daß ich ein Jahr nach unserer Verheirathung eine Geschäftsreise nach Straßburg machte?“

„Ja! Sie blieben vierzehn Tage länger.“ —

„Erfahren Sie jetzt den Grund dieser Verzögerung.“

„Ich bin neugierig!“ sagte Sidonie, indem sie sich in den Sessel zurückwarf.

„Meine Geschäfte in Straßburg waren vollendet, als der Banquier S. mich zu einer Soirée einlud, die er seinen Freunden gab. Sein inständiges Bitten be-

stimmte mich, meine Abreise aufzuschieben. Das Fest war glänzend, und mehr als hundert Personen füllten den Saal des Banquiers. Unter den Gästen bemerkte ich ein Gesicht, das mir bekannt vorkam; aber so viel ich auch sann, ich wußte nicht wo ich es gesehen hatte. Als nach der Tafel der Ball eröffnet wurde, stand ich allein in einer Nische und sah dem Tanze zu. Da trat der junge Mann zu mir, den ich irgendwo gesehen zu haben glaubte. Seine Toilette war untadelhaft, reich. An seinen Fingern und an seinen Bruststreifen glänzten Diamanten."

„Herr Kaiser scheint mich nicht mehr zu kennen?" fragte er lächelnd.

„Nein, mein Herr; jedoch ist mir —"

„Als ob wir uns früher schon gesehen hätten?"

„Ganz recht. Ich bitte, kommen Sie meinem Gedächtnisse zu Hilfe."

„Als wir uns sahen, trug ich die Uniform eines Dragoner Offiziers. Meine Civilkleidung macht mich Ihnen unkenntlich."

„Herr Emil von Sydow!" rief ich überrascht aus.

„Derselbe, der vor Ihnen um die schöne Sidonie freiete!" antwortete Sydow mit einem malitiösen Lächeln und indem er sich tief verbeugte.

„Ich erinnere mich, daß sie ihre Bewerbungen einstellten, Herr von Sydow."

„Ganz recht. Darf ich wissen," fragte er, „ob Sie auf denselben klugen Gedanken gekommen sind?"

„Herr von Sydow, Sidonie ist seit einem Jahre meine Gattin!"

„Glücklicher Mann!" rief er höhnend, und wollte sich entfernen.

„Ich hielt ihn bei der Hand zurück, und zog ihn hinter eine Gardine."

„Was wollen Sie sagen?" flüsterte ich ihm drohend zu.

„Nichts, nichts, das Sie verletzen könnte, mein lieber Herr!" antwortete lachend der ehemalige Offizier und Liebhaber.

„Sie scheinen die Frau verdächtigen zu wollen, die Ihren Heirathsantrag einst zurückwies."

„Verdächtigen, mein bester Herr Kaiser? zurückweisen? Man sieht, daß Sie Ihre reiche Gattin blind lieben."

„Ihre Rache ist eines Mannes von Ehre, eines Edelmannes und Offiziers unwürdig!"

Herr von Sydow kniff die Lippen zusammen. Dann flüsterte er:

„Ich muß Ihre Ansichten über mich berichtigen. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich abgewiesen bin? Offen heraus mit der Sprache, Herr Kaiser, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie dazu zwinge."

„Eines Zwanges bedarf es nicht, ich werde so offen sein, wie Sie es wünschen und verdienen."

„Also?“ zischte er, und seine Augen sprüheten Feuer.

„Sidonie hat mir gesagt, daß sie den armen Offizier abgewiesen, der nur ihr Vermögen im Auge gehabt, ein Vermögen, das er wohl verschwenden, aber nicht erhalten und vergrößern konnte.“

„Und Sie, Herr Kaiser, sind der Mann, der zu Beiden fähig ist?“

„Ich glaube, Herr von Sydow.“

„Ihre Offenheit verdient eine gleiche Offenheit. Ich verschmähte ein Vermögen, das nicht ehrenvoll erworben ist.“

„Valentin, Valentin!“ rief Sidonie, indem sie von ihrem Sessel aufsprang. „Das sagte jener Schurke?“

„Er sagte noch mehr. Wollen Sie es wissen, Madame?“

„Verschweigen Sie mir Nichts!“ rief sie mit einer erzwungenen Hoheit.

„Er sprach von einem Grafen, den Sie in Wiesbaden kennen gelernt; er sprach von einem Knaben, den Sie heimlich erziehen ließen.“

„Abscheulich!“

„Er sprach auch von einer großen Erbschaft, die dem Knaben noch zufallen würde. „Nun, Herr Kaiser,“ fragte er dann mit einem bitteren Hohne, „bin ich ein Mann von Ehre? Habe ich nicht ein großes Vermögen meiner Ehre geopfert? Sidonie wäre glücklich gewe-

sen, wenn ich sie zur Frau von Sydow gemacht hätte sie hätte mir gern ihr Vermögen zur Disposition gestellt wenn sie sich an meiner Seite der Welt hätte zeigen können. Eine Genugthuung für die mir zugefügte Beleidigung fordere ich nicht, denn Sidonie hat ihren Gemal genug bestraft." Herr von Sydow grüßte, entfernte sich, und ich blieb bestürzt an meinem Platze Wie lange ich dort noch zugebracht, weiß ich nicht aber als ich den Edelmann suchte, war er verschwunden, er hatte den Ball verlassen."

„Valentin, und über diese Beleidigung hast Du geschwiegen?"

„Es war unmöglich, den Beleidiger wieder auf zufinden, obgleich ich ihn vierzehn Tage suchte. Ich trat die Rückreise nach Köln an. Unterwegs hatte ich Muße über die ernste Sache nachzudenken. Ich erinnerte mich daß das Herz und der Verstand gleiche Theile an der Heirath gehabt — das Herz gab seine Ansprüche auf der Verstand blieb verheirathet. Was kümmerte mich der Graf? Was kümmerte mich der Knabe? Lassen sich geschehene Dinge ungeschehen machen? Konnte auch der zurückgesetzte Offizier mich nicht belogen haben, um seine Ehre zu retten? Sollte ich die Ruhe Derjenige trüben, der ich mein Vermögen verdankte? Nein, Sidonie, ich bin kein undankbarer Mensch, und darum beschloß ich, abzuwarten, daß das große Vermögen kommen würde, von dem Sydow gesprochen hatte. Ich

brauchte nicht lange zu warten — ein Jahr später starb der Kapitän, Dein Bruder, und Anton erbte zwei Millionen, die ich auf Deinen Rath einzog und in mein Geschäft verwendete. Dem Banquier sind zwei Millionen eine willkommene Gabe."

Die Ruhe, die Kaiser zeigte, gab Sidonie die Fassung zurück: sie wiegte nachlässig ihr blondes Haupt und fragte:

„Das Alles erfahre ich erst heute?"

„Nun ja; es hätte eigentlich nie zur Sprache zu kommen brauchen. Aber da es nöthig ist, daß ein Jeder von uns seine Stellung kennt —"

„Gut, Valentin, gut!" rief Sidonie, mit ihrer gewöhnlichen Impertinenz. „Welche Stellung willst Du mir gegenüber einnehmen."

„Einfach die des Banquiers. Die Anordnungen, die das Geschäft zu treffen mir gebietet, müssen gelten. Da ich das Glück dieser Welt in einem reinen, ruhigen Familienleben nicht finden kann, so will ich ein Banquier ersten Ranges sein. Diese Stellung glaube ich mir durch meine Heirath erkauft zu haben. Anton hat demnach zu wählen, wohin er geht, und meine Frau wird die Güte haben, so lange in der Stadt zu bleiben, bis es der Anstand erlaubt, auf dem Lande zu wohnen. Ich wiederhole, daß ich nur noch Banquier bin, daß ich aber nie das Dekorum vergessen werde, wenn meine Frau mich nicht dazu zwingt."

Kaiser verneigte sich, küßte seiner Frau die Hand, und verließ ruhig das Zimmer. Sidonie war so bestürzt, daß sie ihn nicht zurückhielt. Regungslos blieb sie in ihrem Sessel sitzen. Sie überdachte Alles, und stellte die Einzelheiten, die ihr in letzter Zeit bekannt geworden waren, zusammen — sie kam zu keinem anderen Resultate, als daß sie vor dem Manne, der Jahre lang ein solches Geheimniß bewahrt, eine tiefe Achtung empfand. Zugleich sagte ihr der Verstand, daß eine große Stärke des Charakters dazu gehöre, sich, wie Kaiser, zu verleugnen. Und von einem solchen Charakter war Alles zu fürchten.

„Wohlan," schloß sie ihre Reflexionen, „ich werde mich darnach zu richten wissen!"

Durch eine Glocke rief sie das Kammermädchen. Marie trat ein.

„Es muß ein Brief für mich angekommen sein."

„Ja, Madame!"

„Nun?"

Marie sah sich im Zimmer um.

„Wir sind allein — gib!" sagte Sidonie.

Das Zöfchen holte ein rothes Kouvert aus ihrem Busen, verneigte sich lächelnd, und flüsterte:

„Hier!"

„Wer brachte es?"

„Der gewöhnliche Bote. Er wartet auf Antwort."

Sidonie las den Brief. Dann setzte sie sich an den Schreibtisch, und schrieb rasch einige Zeilen. Nach-

dem sie das Papier zusammengelegt und versiegelt hatte, gab sie es dem Kammermädchen.

„Hat mir Madame noch Befehle zu ertheilen?"

„Nein, gehe zu Bett, es ist schon spät."

Marie hüpfte aus dem Zimmer. Die Gattin des Banquiers suchte ihr seidenes Bett auf. Wir können nicht sagen, ob sie ruhig geschlafen hat.

Ende des ersten Bandes.

Druck von A. Dorfmeister.

In Franz Leo's Verlags-Expedition in Wien,
Laimgrube Nr. 142,
ist erschienen und daselbst zu haben, wie auch durch alle Buchhandlungen zum selben Preise zu beziehen,

als angenehme und billige

Unterhaltungs-Lectüre

für alle Stände

angelegentlichst zu empfehlen:

Blumen und Knospen. Gesammelt zur Würze trüber Stunden. In gefälligem Umschlag 40 Nkr.

Bowitsch Ludw., Lebensbilder und Novellen. Elegant broschirt 40 Nkr.

" " **Romantische Dichtungen.** In gefälligem Umschlag 50 Nkr.

" " **Oesterreichisches Balladenbuch.** 2 Bände. (80 Bogen stark.) In farbigem Umschlag 2 fl.

Donaublumen. Eine Sammlung interessanter Novellen, Erzählungen und Gedichte. Herausgegeben von Carl Lößl. In gefälligem Umschlag broschirt 60 Nkr.

Horn, Uffo, Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in einem Akt. Elegant broschirt 30 Nkr.

Juwelenkästchen der Erheiterung. Eine Gallerie auserlesener Novellen, Erzählungen, Biographien und merkwürdiger Ereignisse aus allen Theilen der Erde. Broschirt 40 Nkr.

Kartsch Joh., Feldblearneln. Gedichte in österreichischer Mundart. Zwei Busch'n (Theile). Elegant broschirt 80 Nkr.

Schön F., Beatrice Cenci. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit schönem Stahlstich. Broschirt 40 Nkr

Winter-Lectüre. Eine Sammlung Original-Erzählungen, Novellen und Mährchen. 2 Bände. Gebunden 1 fl. 40 Nkr.

☞ P. T. Abnehmer der ganzen vorstehenden Sammlung **von zehn vollständigen Werken,** in 13 Bänden, erhalten dieselbe statt 7 fl. 20 kr. für

!!! nur fünf Gulden Ö. W. !!!

wofür sie auch gegen Einsendung des Betrages oder Post-Nachnahme von obiger Verlags-Expedition überallhin versendet wird.

Druck von L. C. Zamarski und C. Dittmarsch.

Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

II. Band.

Wien 1861.
Franz Leo's Verlags-Expedition.

Börse und Leben.

Roman

von

August Schrader.

Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

II. Band.

Wien 1861.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

RBR
Jantz
#203
bd. 2

Erstes Kapitel.

Auf der Reise.

Wir gehen in unserer Erzählung bis zu dem Augenblicke zurück, in dem sich der Justizrath von seiner Frau trennte. Wir wissen, daß er kaum so viel Zeit hatte, um ein Fahrbillet zu lösen und sich in ein Coupé erster Classe zu werfen. Der elegante Wagen war nicht leer, es hatte bereits ein alter Herr, dem Anscheine nach ein Militär, darin Platz genommen. Die beiden Reisenden grüßten sich, und verblieben dann länger als eine Viertelstunde, ohne ein Wort zu wechseln.

Dem Justizrathe schien das Schweigen nicht lästig zu sein; er las in seinem gestickten Taschenbuche, dem Geschenke Herminens, und machte Notizen.

Der alte Herr mochte vielleicht sechzig Jahre zählen. Das Haupthaar und der starke Schnurrbart waren weiß, sein Gesicht aber war fein geröthet und nur von wenigen Runzeln durchzogen. Sein großes Auge glühete

wie eine Kohle unter den starken, buschigen Brauen, die noch ihre erste braune Farbe bewahrt hatten. Den Kopf bedeckte eine elegante Reisemütze. In seinen großen Pelz gehüllt, saß er ruhig in der Ecke des Wagens. Freundlich sah er vor sich hin. Von Zeit zu Zeit schloß er die Augen, als ob er schlafen wollte. Oeffnete er sie wieder, so sah er mit einem Ausdrucke von Unwillen zu seinem Nachbar hinüber, der immer noch las, rechnete und notirte. Er schien sich nach einer Unterhaltung zu sehnen.

Die beiden Reisenden fuhren mit dem Schnellzuge, der auf den Zwischenstationen nicht anhält. Die Einförmigkeit der Reise war daher nicht unterbrochen.

Dem Taschenbuche des Justizraths entfiel ein Blatt. Der alte Herr schien es mit Vergnügen zu bemerken; er neigte sich, hob das Papier vom Boden auf, und sagte mit einer kräftigen Baßstimme:

„Mein Herr! dieses Blatt ist Ihnen entfallen."

Der Justizrath sah zur Seite.

„Ah, vortrefflich!" rief er. „Ich suchte es im ganzen Buche. Es wäre mir sehr unangenehm gewesen, wenn ich es vergessen hätte, wie ich wähnte. Ich danke, mein Herr, für Ihre Gefälligkeit."

Ernst schloß sein Buch, und steckte es in die Seitentasche seines Pelzes.

„Wie lange habe ich das Vergnügen, in ihrer Gesellschaft zu reisen?" fragte der Fremde, nachdem er sich verneigt hatte.

„Ich reise nach M., mein Herr. In zwei Stunden werden wir dort sein, wenn nicht ein unerwartetes Hinderniß eintritt."

„So haben wir ein und dasselbe Ziel."

Das kaum begonnene Gespräch stockte wieder. Der Fremde versuchte noch einmal, es anzuknüpfen — es war umsonst, der Justizrath antwortete zwar höflich auf die an ihn gerichteten Fragen, aber er versank stets wieder in das Nachdenken, das seinem Begleiter so lästig war. Eine Stunde verfloß, und man kam in E. an, wo der Zug hielt.

Der Kondukteur öffnete den Schlag und rief:

„Fünf Minuten!"

Auf dem Perron ward es lebendig. Kellner, mit Speisen und Getränken, erschienen, um sie mit lauter Stimme feilzubieten. Einzelne Reisende verließen hastig die Coupés, andere stiegen ein.

„Eine Tasse Kaffee!" rief der alte Herr, der sich eine Zigarre angezündet hatte.

Der Kellner reichte das Verlangte in den Wagen. Der Reisende schlürfte behäbig den schwarzen Trank.

„Sie rauchen?" fragte lächelnd der Justizrath.

„Ja, ist es Ihnen lästig?"

„Im Gegentheile; auch ich werde mir eine Zigarre anzünden."

„So biete ich Ihnen mein Etui an; es macht mir Freude, dem Raucher einen seltenen Genuß zu gewähren."

„Sie besitzen Havannah?"

„Deren Echtheit ich verbürgen kann. Ich bitte, nehmen Sie!"

Er überreichte sein Etui, das neben ihm auf dem Sitze lag. Der Justizrath nahm eine Zigarre und zündete sie an. In demselben Augenblicke erschien der Schaffner mit einer Dame an dem Schlage, der noch geöffnet war.

„Ich habe ein ganzes Coupé gezahlt!" rief laut die Dame; „es wird mir wohl gestattet sein, einen beliebigen Platz zu wählen. Hier sitzen nur zwei Personen."

Der bärtige Schaffner lächelte.

„Die Herren rauchen," sagte er; „wenn Sie es vorziehen, in diesem Coupé zu reisen —"

„Die Herren werden so galant sein und mir gestatten, daß ich den dritten Platz einnehme!" rief die junge Dame durch ihren schwarzen Schleier.

„Mit Vergnügen, Madame!" rief der freundliche Alte, der an dem geöffneten Schlage saß. „Ich für meinen Theil will den Genuß des Rauchens entbehren, wenn mir dafür der Ihrer Unterhaltung wird. Ich bitte, nehmen Sie Platz."

„Wenn Ihr Herr Nachbar es mir erlaubt."

„Ich kann Nichts dagegen einwenden!" rief der Justizrath. „Und was das Rauchen anbetrifft —"

„So geniren Sie sich nicht, meine Herren! ich rauche mit; vorausgesetzt, daß mir eine Zigarre geboten wird."

Das Zeichen zur Abfahrt ward gegeben.

„Beeilen Sie sich!“ rief der Schaffner.

Die junge Dame sprang leichtfüßig in den Wagen und nahm zwischen den beiden Männern zwanglos Platz. Kaum hatte der Schaffner den Schlag geschlossen, als der Zug sich in Bewegung setzte.

„Hier ist eine Zigarre,“ sagte lächelnd der alte Herr.

Die Dame schlug ihren Schleier zurück, nahm die Zigarre, zündete sie an und begann zu rauchen. Man sah, daß sie sich diesem Vergnügen nicht zum ersten Male überließ; mit einer wahren Virtuosität wirbelte sie feine Rauchwolken in die Luft.

„Sie rauchen einen schönen Tabak!“ rief sie aus, indem sie sich freundlich zu dem alten Herrn wandte.

„Havannah, echten Havannah, Madame!“

„Nennen Sie mich nicht Madame, mein Herr! ich habe das Glück noch nicht, einen Mann zu besitzen.“

„Desto besser!“ rief der Fremde.

„Warum?“

„Weil ich das Unglück habe, bis zu diesem Augenblicke ohne Frau zu sein.“

„Ja, wahrhaftig,“ rief lachend die junge Dame, „das ist ein Unglück! In Ihren Jahren wird es schwer sein —“

„Eine Frau zu bekommen?“

„Ja, mein Herr!“

„Ich muß ungalant sein, und Ihnen widersprechen.“

„Widersprechen Sie! Also?“

„Der Zweck meiner Reise ist —“

„Doch wohl nicht eine Heirath?“

„Allerdings. Gefällt mir die Dame —“

„Sie haben Ihre Zukünftige noch nicht gesehen?“

„Nein, mein liebes Fräulein.“

„Das ist nicht übel!“ rief lachend das junge Mädchen. „Sie reisen also mit Ihren grauen Haaren auf die Brautschau?“

„So wie Sie mich hier sehen!“ rief lachend der freundliche Alte.

„Mein Herr, ich wünsche Ihnen viel Glück zu dem ernsten Unternehmen!“ rief die Fremde, nachdem sie eine Rauchwolke aus ihren feinen Lippen entlassen hatte.

„Und ich wünsche mir, daß meine Zukünftige so schön sein möge, als Sie, mein Fräulein!“

„Danke verbindlichst für dieses schmeichelhafte Kompliment, mein Herr! Man kann nicht mehr Galanterie bei einem zwanzigjährigen jungen Manne voraussetzen.“

Jetzt wandte sich die Fremde zu dem Justizrathe, der sie schweigend, aber mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte.

„Mich plagte die Langeweile so arg, als ich mich allein in dem Coupé befand, daß ich meinen Platz wechseln mußte. Ich danke Ihnen, meine Herren, für die Erlaubniß, in Ihrer Gesellschaft reisen zu dürfen.“

„Madame Seltenau!“ fuhr der Justizrath auf, als er ihr in das Gesicht gesehen hatte. „Sie treffe ich hier?“

Die Fremde sah ihn verwundert an.

„Madame, Sie haben Köln verlassen?“

„Das ist wunderbar, mein Herr! Wahrhaftig, nun glaube ich, daß ich eine Doppelgängerin habe! Auch Sie scheinen mich für eine Person zu halten, die ich nicht bin, die ich nicht einmal kenne. Es begegnet mir dies heute zum dritten Male.“

Der Justizrath hatte sie angestarrt.

„Unmöglich! Nein, es ist unmöglich! Sie müssen Madame Seltenau sein!“ rief er aus.

„Element, ich bin es nicht!“ rief die Schöne unwillig. „Ich habe nie diesen Namen gehört, und bin nicht verheirathet! das ist heute ein wahrer Unglückstag für mich; man will mir durchaus einen Mann oktroyiren!“

„Sie wollen mich irre leiten!“ flüsterte Ernst.

„Ich wüßte nicht, warum, mein Herr!“

„Ist etwas geschehen, was Sie zu reisen veranlaßt?“

„Allerdings habe ich einen Anlaß zur Reise!“ sagte mit einem reizenden Lächeln die junge Dame. „Man reist nicht in das Blaue hinein.“

„Entziehen Sie mir Ihr Vertrauen nicht — bedenken Sie, daß Ihr Rechtsanwalt — —“

„Aber, lieber Herr, ich kenne Sie nicht! Wer gibt mir denn die Ehre —?“

„Ich bin der Justizrath Ernst.“

Das Mädchen sah ihn überrascht an.

„Justizrath Ernst?“ wiederholte sie flüsternd, als ob sie sich erinnern wollte, wo sie den Namen schon gehört hätte.

„Unglückliche!“ flüsterte ganz leise der Rechtsanwalt, „Sie haben Ihr Kind verlassen?“

„Nein, nun wird es zu arg! Nicht genug, daß Sie mich für eine Frau halten — ich soll auch mein Kind verlassen haben! Sie wollen durchaus mein Familienglück vollständig machen! Ich bitte Sie, mein Herr, zu glauben, daß ich weder einen Mann noch ein Kind zu berücksichtigen habe. Ich bin so frei, wie der Vogel in der Luft, und denke meine Freiheit noch einige Zeit zu bewahren. Und nun stellen Sie Ihre Scherze ein, die hier durchaus am unrechten Orte sind.“

Nach diesen Worten legte sie sich zurück, und fuhr ruhig fort zu rauchen, ohne sich weiter um ihre beiden Gesellschafter zu kümmern. Es schien, als ob sie ihre heitere Laune verloren habe. Der alte Herr, der dem letzten Theile des Gesprächs ruhig zugehört, war ernst geworden. Nach einer Pause sagte er:

„Ich hörte den Namen des Herrn Justizraths Ernst nennen?“

„Er hat das Vergnügen, neben dieser jungen Dame zu sitzen."

„Sie, mein Herr?"

„Ich selbst."

„Herr Justizrath Ernst aus Köln?" wiederholte der alte Herr.

„Aus Köln. Und wer erzeigt mir die Ehre?"

Der Alte holte ein Portefeuille hervor, nahm eine kleine Karte, bog eine Ecke an derselben ein, und überreichte das Papier dem Justizrathe. Dieser warf rasch einen Blick darauf.

„Ah!" rief er. „Sie selbst, mein Herr?"

„Bin Ihr ergebener Diener."

„Das trifft sich gut. Besser konnte ich es mir nicht wünschen."

„Wie?"

„Meine Reise gilt Ihnen."

„So, so!" murmelte der Alte. „Freut mich, daß wir uns begegnen. Wir müssen bald in M. sein. Können uns dort verständigen. Je eher, desto besser. Ich wollte Sie eigentlich in Köln aufsuchen; ward aber durch einen Brief abgerufen."

Von diesem Augenblicke an schwieg die Unterhaltung. Der Justizrath betrachtete unablässig die junge Dame, die nach einiger Zeit die Zigarre wie unwillig zu Boden warf und dann regungslos auf ihrem Platze verblieb. Der alte Herr sah schweigend vor sich hin

und murmelte dann und wann einige unverständliche Worte wie ein Mensch, der unwillkürlich seinen Gedanken Ausdruck verleiht. So heiter er früher gewesen, so ernst war er jetzt. Die Nähe des Justizraths schien ihn eingeschüchtert zu haben. Dabei unterließ er aber nicht, wacker zu rauchen, so daß der Wagen bald mit Rauch angefüllt war. Der Justizrath öffnete das Fenster an seiner Seite.

„Ist das M.?“ fragte er laut, indem er auf die Thürme einer Stadt deutete.

„Ja, mein Herr! In fünf bis sechs Minuten werden wir dort sein.“

„Reisen Sie weiter?“ fragte der Justizrath die Dame.

„Nein! Ich bin ermüdet, und werde in M. bleiben,“ war die kurze Antwort, die in einem Tone ertheilt ward, der deutlich verrieth, daß man eine zweite Frage nicht wünschte.

Gleich darauf lief der Zug in den Bahnhof ein. Das gewöhnliche Getümmel begann, das sich bei jeder Ankunft eines Convoi wiederholt. Die Thüre des Coupé ward geöffnet. Der Justizrath stieg zuerst aus. Ihm schien daran zu liegen, die junge Dame zu fesseln. Artig reichte er ihr die Hand, und ließ sie aussteigen.

„Verlassen Sie sogleich die Halle?“ fragte er.

„Warum?“ flüsterte sie lächelnd.

„Ich möchte Sie um eine kurze Unterredung bitten.“

„Die ich Ihnen gerne gewähre, um Sie nicht in dem Wahne zu lassen, ich sei Madame Seltenau, die ihr Kind verlassen hat. Auch ist es wohl gut, daß ich Näheres über meine Doppelgängerin erfahre, deren Verhältnisse Sie genau zu kennen scheinen."

„Ich werde die erwünschte Auskunft geben."

Der alte Herr war während dieser Zeit ausgestiegen. Ruhig harrend stand er auf dem Perron, seine gestickte Reisetasche in der Hand haltend.

„Mein Herr! wandte sich die Dame an ihn, Sie sind unverheirathet; ich bitte Sie um die Gefälligkeit, mir den Arm zu reichen und mich durch das Gedränge in den Saal zu führen."

Der Angeredete hörte nicht; er schien eine Person in dem Gedränge zu suchen. Der Justizrath hatte die Bitte gehört.

„Bin ich auch verheirathet," sagte er artig, „so beobachte ich dennoch die Galanterie gegen eine fremde Dame.

„Wenn uns Ihre Gattin sähe?"

„Sie würde mir sicherlich nicht zürnen, daß ich die Doppelgängerin der Madame Seltenau, für die sie sich interessirt, führe."

Sie legte ihren Arm in den seinigen.

„Herr Baron," sagte der Justizrath, „wir sehen uns im Speisesaale wieder!"

„In fünf Minuten, mein Herr, bin ich bei Ihnen."

Der Justizrath führte seine Dame in den Saal, in dem sich nur wenig Personen befanden. Beide ließen sich an dem gedeckten Tische nieder, nachdem Ernst seiner Begleiterin den schweren mit Pelz gefütterten Atlasmantel abgenommen hatte. Sie erschien nun in einem einfachen Kleide von bronzefarbener Seide. Sie war wahrlich eine Junogestalt! Ernst betrachtete verwundert die schönen üppigen Formen der Fremden, die sich ihrer Reize kaum bewußt zu sein schien. Aus dem feinen Zobelpelzkragen, der die runden Schultern bedeckte, ragte ein schlanker, schneeweißer Hals hervor, den eine Goldkette zweimal umschlang. An der Kette hing ein kleines Kreuz mit Brillanten. Als die junge Dame den Hut abnahm und ihn neben sich auf einen Stuhl legte, zeigte sich ihr schwarzes Haar, das in schweren Flechten auf dem Kopfe zusammengelegt war. Ein goldener Pfeil glänzte aus der dunklen Haarfülle hervor. In den kleinen weißen Ohren flimmerten Brillantgehänge. Das zarte Gesicht mit dem lebendigen Ausdrucke war zwar bleich, aber nicht krankhaft. Aus den großen blauen Augen, mit den langen schwarzen Wimpern leuchtete die frohe Unbefangenheit der Jugend, die Sorglosigkeit eines etwas leichten Charakters. Durch die feinen, purpurrothen Lippen schimmerten schneeweiße Zähne. Die kleine römische Nase war sanft gebogen; die weiße Stirne rein und mattglänzend.

„Wenn sie nicht die Seltenau ist," dachte der Justizrath, der die Einzelnheiten des reizenden Wesens bewundert und mit der jungen Mutter in dem Dachstübchen verglichen hatte, „so wäre es ein Wunder von Aehnlichkeit, das in der Welt nicht seines Gleichen hat."

Er überreichte ihr die Speisekarte, die auf dem Tische lag.

„Wählen Sie, mein Fräulein!" sagte er artig, aber mit einem Anfluge von scherzhafter Ironie, indem er das Wort „Fräulein" betonte.

Lächelnd fragte sie:

„Denken Sie immer noch an Madame — wie heißt sie doch?"

„Seltenau, mein Fräulein!"

„An diese Madame Seltenau, die mir verhängnißvoll zu werden scheint."

„Sie sagten, man habe Sie bereits zweimal dafür gehalten?"

„Ganz recht."

„Wo?"

„In Köln, als ich abreisen wollte. Zuerst begrüßte mich ein Herr sehr freundlich, ein komischer Herr, ich glaube, es war ein Jude — dann eine schöne, vornehme Dame. Ich habe beide verlassen, ohne ihnen den Wahn nehmen zu können. Der Jude wollte mir sogar die Ehre erzeigen, mein Begleiter zu sein. Um den Lästigen abzuschütteln, bezahlte ich ein eigenes

Coupé. Aber die Langweile war so fürchterlich, daß ich mir auf der ersten Station Gesellschaft suchte. Ich war so glücklich, den Herrn Justizrath zu treffen, der sich meiner freundlich annahm. Ich fürchte mich nicht allein zu reisen; aber eine Dame ist denn doch nicht selten Unannehmlichkeiten ausgesetzt — zumal wenn sie eine so gefährliche Doppelgängerin hat."

„Gefährlich, mein schönes Fräulein? Was berechtigt Sie zu dem Schlusse?"

„Sie sind verheirathet."

„Ich leugne es nicht, wahrlich nicht!"

„Und dennoch hegen Sie ein so großes Interesse für die Seltenau."

„Auch das ist wahr! Es gibt so viel Beziehungen im Leben, vorzüglich für einen Rechtsanwalt —"

„Herr Justizrath, Sie sind sehr liebenswürdig!"

Der Justizrath verneigte sich, und küßte ihre Hand.

„Wissen Sie, daß in mir ein Gedanke, ich möchte sagen, ein Wunsch erwacht ist."

„Sprechen Sie ihn aus."

„Wenn ich nun von dem Interesse Vortheil zöge, das meine Aehnlichkeit mit Madame Seltenau in Ihnen erregt hat?"

„Wenn ein Vortheil entstünde, mein Fräulein, so könnte es nur für mich sein."

„Sie sind Rechtsanwalt?"

„Und stehe Ihnen mit meinen Kenntnissen, mit meinem Einflusse zu Diensten."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Saales, Levi Markus und der alte Herr traten ein. Der Jude trug die Reisetasche des Greises und sprach sehr lebhaft mit ihm.

„Mein Gott," flüsterte überrascht die Schöne, die nach der Thüre gesehen hatte.

„Was ist Ihnen?" fragte besorgt der Justizrath.

„Dort kommt der Jude, von dem ich Ihnen sagte, daß er mich begleiten wollte."

„Levi Markus — nicht übel!" flüsterte, unangenehm überrascht, der Justizrath. „Wie kommt der Mensch hierher?"

„Sie kennen ihn?" fragte lebhaft die Dame.

„Ich habe einen Prozeß gegen ihn."

„Der Mensch hat für mich etwas Grauenhaftes, trotz seiner Lächerlichkeit. Wie abscheulich aufdringlich er ist. Sehen Sie nur, der alte Herr, denn Sie Baron nannten, kann nicht von der Stelle."

„Mein Fräulein," sagte leise der Justizrath, „ich bitte Sie um eine Gefälligkeit."

„Nun?"

„Gestatten Sie, daß ich Sie hier Madame Seltenau nenne."

Sie sah ihn verwundert an. Es schien, als ob dieser Antrag sie verletzte. Der Justizrath flüsterte dringend:

Ich verbürge Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß weder eine Unannehmlichkeit noch ein Nachtheil für Sie daraus erwächst. Unter diesem Titel werden Sie auch mehr Ansprüche auf meinen Schutz haben, dessen Sie vielleicht gegen den lästigen Juden bedürfen."

„Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, mein Herr!"

„Das mir heilig ist!" versicherte der Justizrath.

„Gut, ich gehe darauf ein, um Ihnen gefällig zu sein."

Der alte Herr sah sich im Saale um, während der Jude vor ihm stand, eifrig sprach und heftig gestikulirte; er schien kaum auf die Worte des Redseligen zu achten. Jetzt sah er den Justizrath.

„Wir sprechen später mehr!" murmelte er. „Erlauben Sie mir, daß ich meinen Appetit befriedige."

„Wohin soll ich ihre Reisetasche tragen?"

„An jenen Tisch."

Levi ging voran. Wie eine Statue blieb er stehen, als er den Justizrath und die Dame erblickte, die im freundlichen Gespräche neben einander saßen, ohne auf die Ankommenden zu achten.

„Was ist Ihnen, Herr Markus?" fragte der Alte, der zwanglos an dem Tische Platz nahm.

Levi legte leise die Tasche hinter ihrem Besitzer nieder; er schämte sich der Dienstleistung. Dann zog er den Hut, und wühlte mit der dicken Hand in dem krausen Haar.

„Herr Justizrath Ernst!“ murmelte er, sich verneigend.

„Ah, Sie, Herr Markus! Wie kommen Sie nach M.? Ich glaubte, Sie wären auf der Reise nach Amsterdam.“

„Ja, ja, ich mache einen kleinen Umweg. Das Ziel meiner Reise ist Amsterdam — es freuet mich, daß ich das Glück habe, Ihnen zu begegnen.“

„Der Herr Baron und Herr Markus kennen sich?“ fragte Ernst.

„Ja, wir kennen uns!“ murmelte der Alte, nicht ohne Verlegenheit. „Es ist gut, daß wir uns getroffen haben, wir können nun den Rest des Weges miteinander zurücklegen.“

Markus war still geworden; er saß hinter dem Tische, und beobachtete die junge Dame, die fortfuhr sich unbefangen mit dem Justizrathe zu unterhalten. Von Zeit zu Zeit sah sie nach dem Juden hinüber, und dann lächelte sie ironisch vor sich hin, als ob sie dem Beobachter ihren Spott zu erkennen geben wollte. Mehr mit Hast als mit Appetit verzehrte der Baron eine Portion Braten und trank eine Flasche Wein dazu, so daß er nach zehn Minuten vor Aufregung glühete. Dann und wann flüsterte er Markus einige Worte zu, die dieser durch Lächeln und durch Nicken mit dem dicken Kopfe beantwortete. Der Justizrath fand die Dame, die sich in so naiver Zutraulichkeit un-

ter seinen Schutz gestellt, so liebenswürdig, daß er in der Unterhaltung mit ihr die beiden Gesellschafter fast vergaß.

„Herr Markus," sagte der Baron, „ich bitte sie um eine Gefälligkeit."

„Befehlen Sie, mein Herr!" antwortete Markus sehr unterwürfig.

„Erkundigen Sie sich, wann die Post nach D. abgeht."

Der Jude verschwand aus dem Saale.

„Nach D. wollen Sie?" fragte die junge Dame.

„Ja, Mademoiselle!"

„So haben wir dasselbe Ziel!"

„D. ist auch das Ziel meiner Reise," fügte der Justizrath hinzu.

„Und wohin reist der Jude?" fragte schalkhaft lächelnd die Schöne, indem sie ein Stück Torte auf ihrem Teller zerschnitt.

„Er wird mich begleiten," sagte der Baron.

„So ist ihr Zusammentreffen ein verabredetes?" fragte der Justizrath.

„Halb und halb, mein Herr! Aber warum lächeln Sie?"

„Ich glaubte, Herr Levi Markus sei auf dem Wege nach Amsterdam."

Der Jude kam zurück.

„Diesen Abend sechs Uhr geht die Post nach D. ab!" rief er.

Die beiden Männer zogen zu gleicher Zeit die Uhren.

„Vier Uhr!“ murmelte der Baron verdrießlich. „Zwei Stunden sind eine lange Zeit!“

„Ich werde Extrapost nehmen,“ sagte der Justizrath.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihren Wagen theile?“ fragte die junge Dame. „Versteht sich,“ fügte sie rasch hinzu, „daß ich auch die Reisekosten zur Hälfte trage.“

Der Justizrath gab, sich verneigend, seine Zustimmung. Dann ertheilte er einem Kellner Auftrag, eine Extrapost mit zwei Pferden nach D. zu bestellen.

„Ein lästiges Reisen!“ meinte der Baron. „Vielleicht haben wir bald eine Eisenbahn von hier nach D.“

Der Justizrath ward aufmerksam.

„Glauben Sie?“ fragte er trotzdem gleichgiltig.

„Man spricht von der Ausführung dieses Projektes, das nach meiner Ansicht rentabel werden muß. Die G.sche Eisenbahn-Compagnie ist bereits mit der Erwerbung des Landes beschäftigt.“

„Hat die Regierung die Concession ertheilt?“

„Ich glaube. Wenn nicht, so wird man sie nicht verweigern — wenigstens läßt sich kein einleuchtender Grund dazu annehmen die Regierung unterstützt derartige Unternehmen. Leider! Leider!“ murmelte der Alte, indem er den Kopf schüttelte.

„Sie sind wohl ein Feind solcher Anlagen?“ fragte der Justizrath.

„Nein, mein Herr. Ein Vernünftiger kann nur wünschen, daß ganz Deutschland bald von Bahnen durchzogen ist, denn die Vortheile davon springen zu deutlich hervor. Ich bin ein Freund des Fortschritts, aber ein erbitterter Feind des Wuchers, dem dadurch Nahrung gegeben wird, daß die Regierung so großartige Unternehmungen in die Hände von Privatgesellschaften legt."

„Ich begreife sie nicht ganz, Herr Baron. Wie kann man Wucher treiben, wenn sich Kräfte, die einzeln Nichts erreichen würden, zu einem großen Unternehmen vereinigen?"

„Ich verdamme die Eisenbahnen, wie die Kredit-Mobiliers!" rief der Baron, der auf ein Kapitel gekommen zu sein schien, daß er mit großem Eifer behandelte, denn das Roth seiner Wangen verwandelte sich in Purpur, und seine Augen glüheten. „Der Kapitalist gewinnt auf Kosten der Arbeitskräfte. Ich kenne einen erzdummen Teufel, der mit fünfzigtausend Thalern eine Million erwuchert hat. Und wodurch? durch Eisenbahn- und Kredit-Anstalten-Spekulationen. Dieser Mensch rührt keine Hand, und täglich mehrt sich sein Mammon. Die Kapitale verschwinden aus der Geschäftswelt, sie konzentriren sich in den Kassen der sogenannten Kapitalisten und Geschäftsmänner. Nun mag der Grundbesitzer oder der strebsame Fabriksherr zu einem solchen Menschen gehen und ein Kapital von ihm for-

dern — was erhält er zur Antwort? Ich habe kein Geld, ich habe nur Papiere, und diese Papiere veräußere ich nicht. Die Grundstücke, mein Herr, haben keinen Werth mehr, denn es leiht Niemand Geld darauf. Alles wendet sich den Eisenbahnen und Kredit-Anstalten zu, Jeder will gewinnen, ohne zu arbeiten. Das ist freilich bequem, aber für den größten Theil der Menschheit verderblich. Ich könnte Ihnen aus eigener Erfahrung ein Beispiel anführen, wenn es mich nicht anekelte, davon zu sprechen. Nicht wahr, Herr Markus! Sie kennen das Geschäft? Eine einzige Reise von wenig Stunden bringt oft Tausende ein, vorzüglich wenn man in dem rechten Augenblicke eintrifft. Nun sehen Sie sich den Herrn Markus an — was würde dieser gute Mann wohl beginnen, wenn er mit seinem Geiste oder mit seinem Körper arbeiten müßte? Er macht in Eisenbahnen, und kann nicht einmal eine Schaufel voll Erde bewegen oder einen Pfahl in den Boden schlagen!"

Der Baron brach in ein lautes Lachen aus, dann zündete er sich eine neue Zigarre an, und blies dichte Rauchwolken in den Saal. Levi Markus starrte lächelnd auf den Tisch.

Der Justizrath suchte seine Verlegenheit zu verbergen, denn er konnte dem Alten nicht ganz Unrecht geben. Als er bedachte, daß er mit dem Juden ein und dasselbe Geschäft trieb, regte sich ein leises Schamgefühl in seiner Brust. Er konnte nicht bezweifeln, daß

Levi in der Absicht reiste, ihm entgegenzuwirken. Aber in wessen Auftrage reiste er? Dies zu ermitteln, war jetzt die nächste und wichtigste Aufgabe. Wie es schien, hatte Markus mit dem Baron bereits angeknüpft.

Die junge Dame las in einem Zeitungsblatte, als ob sie des Gespräches überdrüßig sei.

„Herr Baron," begann der Justizrath, „Sie sind der Besitzer des Rittergutes Elsborn?"

„Nein!" war die kurze Antwort.

„Er kennt mich und will ausweichen," dachte der Jurist. „Aber so viel ich weiß," sagte er laut, „ist doch ein Baron von Sydow . . ."

„Ganz recht; Andreas von Sydow ist der Besitzer jenes Gutes; ich bin sein Bruder, Emil von Sydow."

Der Justizrath verneigte sich. Das junge Mädchen sah überrascht zur Seite; aber schnell heftete es die Blicke wieder auf das Blatt und fuhr anscheinend fort zu lesen, als ob es durchaus kein Interesse an dem Gespräche hätte.

Ein Postbedienter trat ein und fragte nach dem Herrn, der die Extrapost bestellt hatte.

„Ich bin es," sagte der Justizrath. „Wann kann ich reisen?"

„Sobald Sie befehlen."

„Der Wagen soll vorfahren!"

„Und Ihr Gepäck?"

„Ich habe nur einen kleinen Koffer — hier ist das Gepäckbillet, besorgen Sie!"

„Und hier ist das meinige!" rief die Dame. „Ich reise mit dem Herrn."

Der Postbediente entfernte sich mit den beiden Billets.

„Sie reisen nach D.?" fragte der Baron.

„Ja, mein Herr!"

„Nun so kann wohl in D. das Gespräch stattfinden, um das ich Sie hiermit freundlich ersuche."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Baron."

„In welchem Gasthause werden Sie wohnen?"

„Ich bin nie in D. gewesen; aber jedenfalls werde ich mir das beste aussuchen."

„So wählen Sie die Krone, mein Herr! Ich habe nicht so große Eile, darum fahre ich mit der gewöhnlichen Schnellpost. Anderthalb Stunden später treffe ich in D. ein."

„Dann werde ich meine Geschäfte beendet haben — ich erwarte Sie!"

Levi Markus war unruhig geworden; er ging neben dem Baron her, der einen Spaziergang durch den Saal machte. Der Justizrath bezahlte die Zeche.

„Haben Sie für mich ausgelegt?" fragte die Dame.

„Ja, mein Fräulen."

„Gut; in D. werden wir Abrechnung halten"

Ein Polizei-Kommissär trat in den Saal.

„Ich bitte, mein Herr Kavalier, geben Sie mir meinen Mantel!“ sagte lächelnd die Dame.

Der Justizrath ließ sich willig finden; er bediente seine Begleiterin, daß man sie hätte für seine Geliebte oder seine Frau halten mögen. Sie nahm die Aufmerksamkeiten an, als ob Ernst sie ihr schuldig wäre. Nachdem er den Pelz übergeworfen, hing sie sich an seinen Arm.

„Auf Wiedersehen, Herr Baron!“ rief sie freundlich.

„Ah, Sie reisen auch nach D. Gut, so sehen wir uns in der Krone wieder. Vielleicht finden Sie noch ein wenig Geschmack an mir!“ rief der Baron ihr scherzend nach.

„Sie sind der liebenswürdigste alte Junggeselle, den ich je gesehen!“ rief die Dame zurück, indem sie sich an dem Arme des Justizraths entfernte, nachdem dieser noch einmal gegrüßt hatte.

Levi wollte ein Gespräch mit dem Barone beginnen, da trat der Kommissär heran und fragte artig die beiden Herren nach ihren Legitimationen. Sie zeigten ihre Paßkarten vor. Der Beamtete prüfte sie einige Augenblicke, dann gab er sie, zufriedengestellt, den Inhabern zurück.

„Verzeihung,“ wandte er sich an den Baron, „ist Ihnen die Dame bekannt, die so eben an dem Arme des Herrn den Saal verließ?“

„Ich kenne sie seit einigen Stunden; unterwegs stieg sie in den Coupé, den ich gewählt hatte.“

„Und Sie haben sie früher nie gesehen, Herr Baron?"

„Nie!" antwortete dieser erstaunt. „Uebrigens hätte ich gern gewußt, wer die wirklich reizende Person ist."

„Das können Sie bald erfahren!"

Nach diesen Worten verließ der Kommissär rasch den Saal. Neugierig folgten ihm die beiden Männer. Als sie auf die Freitreppe vor dem Hause traten, sah man die Extrapost schon ziemlich weit auf der Chaussée dahinrollen. An ein Einholen derselben war nicht mehr zu denken. Der Kommissär murmelte einige Worte vor sich hin, die einem Fluche nicht unähnlich klangen.

„Mein Herr Kommissär, die junge Dame scheint Ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben," sagte Levi, der vor Neugierde zitterte.

„Vielleicht!" murmelte der Sicherheitsmann mit jener schlauen und geheimnißvollen Miene, die seinen Stand charakterisirt.

Der launige Baron konnte sich eines spottenden Lächelns nicht erwehren.

„Der Herr Justizrath Ernst aus Köln hat Ihnen einen hübschen Fang vor der Nase weggeschnappt!" sagte er. „Wahrhaftig, die Fremde weiß dem Reisenden die Langeweile zu vertreiben. Sie raucht Zigarren wie ein Grenadier, und ist geschwätzig wie eine Elster. Trotz meiner grauen Haare könnte ich mich verlieben."

„Der Justizrath Ernst aus Köln ist ihr Begleiter?“ fragte der Kommissär, indem er diesen Namen in ein Taschenbuch schrieb.

„Ja, mein Herr!“

„Ein verheiratheter Mann!“ fügte Levi hinzu. „Ein Mann, dessen Frau man für die schönste Dame der Stadt hält.“

Die drei Personen sahen dem Wagen, der nur noch einem kleinen, schwarzen Punkte auf der gerade auslaufenden Chaussée glich, einige Augenblicke nach. Als er verschwunden war, wollte sich der Kommissär entfernen. Der Baron hielt ihn durch die Frage zurück:

„Liegt Ihnen daran, der flüchtigen Schönen habhaft zu werden?“

„Wenn dies wäre, würde ich vorsichtiger zu Werke gegangen sein. Der Herr Justizrath wird bei seiner Rückkehr nach Köln schon Auskunft über sie ertheilen.“

„Natürlich nur so viel, als er selbst weiß!“ rief lachend der Baron. „Die Verschlagenheit einer Frau, geht über die List eines Advokaten, und wenn er der geschickteste im Königreiche wäre. Jene dort forscht den Justizrath aus, während er sie auszuforschen glaubt. Die Weiber sind wie die Kredit-Mobiliers, sie ziehen an, um auszuziehen. Einen Blick in die Karte gestatten sie nur denen, die sie als Mitspieler betrachten. Kommen Sie, Herr Markus, wir wollen ein Glas Wein auf den glücklichen Abschluß unseres Geschäfts trinken.“

Der Baron ging in den Saal zurück. Levi machte sich noch einmal an den Polizei-Kommissär. Er bestürmte ihn, zudringlich wie ein Jude, mit Fragen über die Unbekannte.

„Ich kenne sie," rief er eifrig; „sie hat Köln ohne ihr Kind verlassen, das sie dort vor einigen Wochen geboren. Wenn sie die Mutter des verlassenen Kindes suchen, so ist es diese — verlassen Sie sich darauf. Als ich sie auf dem Bahnhofe in Köln anredete, stellte sie sich fremd und wollte mich nicht kennen. Aber ich bleibe dabei, sie ist die junge Mutter, für die der Frauenverein, an dessen Spitze die Frau Justizräthin steht, gesorgt hat. Dem Justizrathe gegenüber, der sie in Köln besuchte, stellt sie sich nicht fremd. Ich wette eine Million gegen Eins, daß dies eine Entführungsgeschichte ist."

„Sie kennen die junge Dame also?" fragte der Beamte.

„Ganz genau."

„Nun, so müssen Sie auch ihren Namen wissen."

„Versteht sich, Herr Kommissär!"

„Und der ist?"

„In Köln nannte man sie Madame Seltenau. Ob sie nun wirklich so heißt, kann ich Ihnen nicht sagen. Aber aus welchem Grunde vigiliren Sie auf die junge Frau?"

Der Polizei-Kommissär antwortete nicht; er ging lächelnd nach der Halle, in der ein angekommener Zug

hielt. Levi zog sich mit dem Baron in ein Seitenzimmer zurück. Nachdem sie die Thüre geschlossen, begannen sie ein Gespräch, das für Beide von gleicher Wichtigkeit war.

„Endlich sind wir allein!" rief der Jude, indem er sich erschöpft auf einen Sessel warf. „Nun erlauben Sie mir zunächst die Frage: wie haben Sie mich in Köln ausfindig gemacht? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich dort aufhalte?"

„Ihre Mutter!" antwortete ruhig der Baron.

„Meine Mutter?"

„Keine andere, mein lieber Herr Markus."

„Verzeihung, Herr Baron, wie aber ist Ihnen meine Mutter bekannt? Wir haben uns doch in Amsterdam kennen gelernt."

„Vor einem Jahre — es hat seine Richtigkeit. Damals ahnte ich nicht, daß der Agent Markus der Sohn der alten Mutter Markus in Köln sei. Gestern Abend also suchte ich Ihre Mutter auf."

„So, und zu welchem Zwecke?"

„Sollten Sie ihn nicht wissen, Herr Markus?"

„Auf Ehre, ich weiß Nichts! Als ich diesen Morgen zu ihr komme, um sie vor meiner Reise noch einmal zu sehen, sagte sie mir: es ist gut, daß du kommst, Levi. Warum? frage ich. Der Herr Baron von Sydow hat ein Briefchen für dich hinterlassen, das ich dir übergeben sollte, wenn du in acht Tagen von Am-

sterdam zurückkehrtest — dies hatte ich ihr nämlich gesagt. Ich erbreche Ihren Brief, und lese mit Erstaunen, daß Sie mich in einer dringenden Geschäftsangelegenheit einladen, nach Ihres Bruders Gute Elsborn zu kommen, wo Sie sich während der nächsten vierzehn Tage aufhalten wollten. Da meine Reise nach Amsterdam nicht eilt, kam ich Ihrem Wunsche sofort nach, ging zur Eisenbahn, und hatte das Vergnügen, Sie hier zu treffen. Da haben Sie meine ganze Geschichte."

„Die meinige," nahm der Baron das Wort, „ist nicht minder einfach. Ich komme in einer Geschäftsangelegenheit zu Ihrer Mutter. Da erzählt sie mir in der Freude ihres Herzens, daß ihr Sohn Levi Markus als ein stattlicher Herr von Amsterdam angekommen sei, und daß ich mich an ihn in der fraglichen Angelegenheit wenden solle, vielleicht könne er das Geschäft vermitteln. Levi Markus war mir bekannt, und bald ergab sich, daß mir der Sohn der Alten schon einmal gedient hat. Mag er es nun sein oder nicht, sagte Ihre Mutter, ich sende ihnen meinen Sohn! Mehrerer Sicherheit wegen schrieb ich den Einladungsbrief, den Sie vorgefunden haben. Jetzt sind wir beisammen, und können verhandeln."

„Ich stehe zu Diensten, Herr Baron, ganz gewiß, ich stehe Ihnen zu Diensten! Doch zuvor befriedigen Sie meine Neugierde: was hat Sie, den Ritterguts-

besitzer, zu meiner Mutter, der alten Trödelfrau, geführt?"

„Hm, Sie kennen also die Angelegenheit nicht?" murmelte der Baron.

„Wie sollte ich? Ich habe nicht daran gedacht, zu fragen, und meine Mutter hat nicht daran gedacht, mir Mittheilungen dieser Art zu machen."

„Nun, Sie können Alles wissen. Die Gläubiger meines Bruders werden seit einiger Zeit so ungestüm, daß wir uns in einer schrecklichen Lage befinden. O die verdammten Kreditanstalten! Die verdammten Eisenbahnen! Man entzieht uns die Kapitale, um sie in Aktien anzulegen, und wenn wir neue Kapitalien aufnehmen wollen, sagt man uns, alles Geld sei bereits angelegt. Das sind die Früchte von den großen Assoziationen, auf Grundstücke leiht kein Mensch mehr, weil sie nicht genug Zinsen geben. Was für ein schönes Gut besitzt mein Bruder — nicht ein Groschen ist darauf zu erhalten. Aber sobald sich ein Eisenbahnunternehmen regt, fliegt das Geld von allen Seiten herbei, mehr als man haben will. Der Bettler bettelt so lange bis er hundert Thaler beisammen hat, um eine Aktie zu kaufen. Doch ich komme von meinem Thema ab. Da wir kein Geld schaffen konnten, reiste ich zu den Gläubigern, um sie zu beruhigen, wenigstens noch für einige Zeit. Ich komme zu Ihrer Mutter."

Der Baron zündete eine neue Zigarre an. Levi benutzte die eingetretene Pause.

„Wie," rief er erstaunt, „hat Ihnen meine Mutter Geld geliehen?"

Der Baron nickte schmauchend mit dem Kopfe.

„Wie viel? Wie viel?" fragte Levi, indem er hastig mit dem Stuhle näher rückte.

„Dreißigtausend Thaler."

Levi riß Mund und Augen auf. Man hätte sagen können, die wenigen Haare seines dicken Schädels stünden ihm vor Erstaunen zu Berge.

„Dreißigtausend Thaler?" wiederholte er lallend nach einigen Augenblicken.

Er hatte nie geglaubt, daß seine Mutter ein solches Vermögen besäße. Und wie sollte die alte Frau auch dazu gekommen sein? Konnte das Ausleihen auf Pfänder in zehn Jahren so viel eintragen? Levi saß da wie Lott's Salzsäule. Auf einige Tausend hatte er gehofft, aber nicht auf diese Summe.

„Was ist Ihnen?" fragte der Baron. „Warum starren Sie mich an, als ob sie den Verstand verloren hätten? Wundern Sie sich über die Unvorsichtigkeit ihrer Mutter? Oder halten Sie das Kapital bei uns für gefährdet? Beruhigen Sie sich, mein Bester, wir zahlen als ehrliche Leute, und wenn die Kredit-Anstalten und Eisenbahnen wie Pilze aus der Erde wachsen."

„Das ist es nicht, das ist es nicht!“ murmelte der Jude, der sich bald von seiner Ueberraschung erholt hatte. „Ich wundere mich,“ fügte er hinzu, um den wahren Grund zu verbergen, „ich wundere mich nur, wie der Herr Baron an meine Mutter gekommen ist, die doch ihre Vermögensumstände stets so geheim gehalten hat.“

„Durch einen gewissen Samson Pick.“

„Wie, Pick?“

„Er reiste durch das Land, um Gold und Edelsteine zu kaufen und zu verkaufen.“

„Lea's Vater!“ dachte Markus. „Also Pick hat diese Anleihe vermittelt?“ fragte er laut.

„Ja.“

„Der Mann hat meine Mutter besser gekannt, als ich. Aber, Herr Baron, Samson Pick ist ja schon seit beinahe zehn Jahren todt?“

„So lange schulden wir auch das Geld. Die Zinsen sind pünktlich gezahlt, aber trotzdem ist uns das Kapital gekündigt, das als erste Hypothek auf unserem Gute steht. Samson Pick hat dafür gesorgt, daß er das Geld seiner Freundin sicher anlegte. Nun war ich also bei Ihrer Mutter, um auf ein Jahr Frist zu bewirken.“

„Sie wird sie Ihnen bewilligt haben!“ rief Markus.

„Nein!“

„Das wundert mich. Gab sie keinen Grund an?"

„Einen sehr triftigen."

„Ich bin neugierig. Spekulirt meine Mutter?"

„Wie alle, die Kapitalien besitzen. Vier Perzent genügen ihr nicht mehr."

„So bieten Sie fünf."

„Ist geschehen."

„Und trotzdem weigert sie sich?"

„Sie hat ihren Hypothekenschein verkauft."

„An wen?"

„An den Banquier Valentin Kaiser."

„Ah," rief Markus verwundert. „Also an Kaiser. Der Mann macht große Geschäfte in Aktien. Sie haben doch Rücksprache mit ihm genommen?"

„Natürlich; er antwortete mir, der Justizrath Ernst sei diesen Morgen abgereist, um mit meinem Bruder auf Elsborn die Sache mündlich zu verhandeln. Der Justizrath habe ausgedehnte Vollmacht, und er, Kaiser, könne in der Sache Nichts thun. So habe ich denn in Gottesnamen die Rückreise angetreten. Der Zufall führte mich mit dem Rechtsanwalte des Banquiers zusammen, Sie wissen es ja. Unterwegs mit ihm zu verhandeln hielt ich für überflüssig, da wir uns diesen Abend auf Elsborn treffen. Ich hoffe übrigens nicht viel Gutes von dieser Vermittlung."

„Warum, Herr Baron?"

„Weil man mir gesagt hat, der Justizrath sei einer der größten Aktienspekulanten Kölns; man vermuthet selbst, er sei ein stiller Associé des Banquier's Kaiser. Nun drängte sich mir die Frage auf: warum hat Mutter Markus den Hypothekenschein verkauft? Warum hat der Banquier ihn gekauft? O, dieser verdammte Aktienschwindel! Er ruinirt mehr als einen ehrlichen Mann. Ich kann Ihnen sagen, Herr Markus, daß mein armer Bruder der Verzweiflung nahe ist. Wenn Sie nicht Rath schaffen, gebe ich das herrliche Rittergut verloren."

Markus hatte einige Augenblicke vor sich hin gesehen. Dann fragte er:

„Was meinen Sie denn, daß ich in dieser Angelegenheit thun kann?"

„Was anders, als Geld schaffen?" rief der Baron.

„Das wird in jetziger Zeit schwer fallen!" murmelte der Jude. „Die Grundstücke sind im Preise gesunken."

„Immerhin. Elsborn ist unter Wucherern zweimalhunderttausend Thaler werth, und wir brauchen nur die Hälfte dieser Summe, um dem Drängen der Gläubiger mit einem Schlage ein Ende zu machen. In unserer Gegend ist freilich ein solches Kapital nicht aufzutreiben. Da habe ich denn gedacht, daß Sie in Amsterdam Gelegenheit finden werden — ach, Herr Markus Sie sollen dabei verdienen, mein Wort darauf. Sie

haben mir vor fünf Jahren, als ich aus den holländischen Diensten schied, eine Summe auf Wechsel verschafft, es kann Ihnen nicht schwer werden, wenn eine solche Hypothek geboten wird. In Amsterdam gibt es solide Bankhäuser, die von dem Aktienschwindel noch nicht angesteckt sind. Sie sind ein Agent, dem man Vertrauen schenkt — wollen Sie sich dem Geschäfte unterziehen?"

„Mein Herr Baron," sagte Markus, nachdem er einige Augenblicke überlegt hatte, „ich stehe Ihnen gern zu Diensten; aber ich gebe Ihnen auch zu bedenken, daß sich in dem Zeitraume von fünf Jahren alle merkantilischen Verhältnisse verändert haben. Auch in Holland ist das Geld nicht mehr so leicht flüssig zu machen. Trotzdem werde ich Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht. Wissen Sie, ob meine Mutter das von dem Banquier erhaltene Kapital noch in Händen hat?"

„Ich ging sie darum an."

„Nun?"

„Sie hat es bereits in Aktien angelegt."

„Diese alte Frau sollte an den Tod denken, statt an Erwerben!" rief Markus, obgleich er sich im Innern über die zu seinem Gunsten unternommene Spekulation freuete. „Von dieser Seite her hätten wir also keine Hoffnung."

„Keine!" murmelte der Baron.

„Ich kenne meine Mutter, sie ist halsstarrig wie der Teufel selbst. Ehe ich jedoch etwas unternehme,

wollen wir die Verhandlungen des Justizraths mit Ihrem Herrn Bruder abwarten. Gewährt er keine Stundung, nun, so werden wir ja sehen, was zu thun ist."

„Sie sind mein Agent, Herr Markus?"

„Was ich vermag, soll geschehen."

„Begleiten Sie mich nach Elsborn; morgen wissen wir, woran wir sind."

Der Baron zog seine Uhr.

„In einer Viertelstunde geht die Post ab," sagte er; „ich löse zwei Billets. Erwarten Sie mich, ich bin sogleich wieder bei Ihnen."

Er verließ das Zimmer.

„Vortrefflich!" murmelte Markus. „Vielleicht gelingt es mir, dem weisen Herrn Justizrathe einen Strich durch die Rechnung zu machen. Das schöne Gut steckt ihm in der Nase — ich werde versuchen, es ihm herauszuziehen. Also meine Mutter besitzt ein Kapital von dreißigtausend Thalern! Ich bin ihr einziger Erbe — folglich ist die Möglichkeit vorhanden, daß ich der Besitzer von Elsborn werde. Muth, Markus, Muth und Verschlagenheit, und Du bist mit einem Schlage ein reicher Mann. Was dem christlichen Justizrathe, dem Manne des Rechts, erlaubt ist, muß auch einem jüdischen Agenten erlaubt sein. Es lebe der Handel, es lebe die Börse, die jetzt überall, selbst auf den Dörfern ist!"

Er füllte sein Glas mit dem Reste der Flasche, und trank es aus.

Der Baron kam zurück; er mahnte zum Aufbruche. Markus belud sich dienstfertig mit der Reisetasche seines Begleiters. Fünf Minuten später saßen Beide in der Post, die im raschen Trabe den Weg nach D. einschlug.

Zweites Kapitel.
Die unbekannte Schöne.

Während der Baron und Markus in der gewöhnlichen Schnellpost reisen, berichten wir unsern Lesern die Abenteuer, die dem Justizrathe in der Extrapost begegneten. Die junge Dame, von der es noch unentschieden ist, ob sie das Band der Ehe fesselt oder nicht, hatte sich mit dem größten Vertrauen ihrem Begleiter angeschlossen. Sie lag in der einen Ecke des bequemen Postwagens, er in der andern. Der Justizrath hatte nun die beste Gelegenheit, die Schönheit der jungen Reisenden genau kennen zu lernen und zu bewundern. Mit dem steigenden Interesse für sie wuchs auch die Neugierde, zu erfahren, ob sie und Madame Seltenau zwei verschiedene Personen seien. Schweigend betrachtete er lange Zeit das wirklich reizende Geschöpf. An den Fingern ihrer kleinen, weißen Hand glänzten kostbare Ringe, mit denen sie wie zur Unterhaltung spielte. Der Ausdruck ihres zarten Gesichts war keck, übermüthig,

aber auch zugleich gutherzig. Ihr lebhaftes Auge drückte mitunter einen leichten Spott aus — schnell aber verwandelte sich dieser Spott in eine reizende Milde, wenn sie lächelte. Die Uebergänge ihrer Stimmung waren auffallend bemerkbar, da sie sich durchaus keine Mühe gab, den augenblicklichen Zustand ihres Innern zu verbergen. Ein Psycholog würde der unumstößlichen Meinung gewesen sein, dieses muthwillige, lebensfrohe Wesen sei unfähig ein Geheimniß zu verbergen. Der Justizrath, der früher mehrere Jahre bei dem Kriminalgerichte gearbeitet hatte, schmeichelte sich, Psycholog zu sein, und er war nach der kurzen Bekanntschaft mit der Fremden zu der Ansicht gelangt, daß sie entweder einen sehr leichtsinnigen oder einen boshaften Charakter habe. Aber in beiden Beziehungen ward er so oft getäuscht, daß er schließlich gar keine Ansicht mehr hatte.

Auf die Aehnlichkeit mit der Seltenau wollte er nicht wieder zurückkommen; er nahm sich vor, auf Umwegen die Wahrheit zu ergründen, denn daß eine Frau seiner juristischen Inquisition ausweichen könne, hielt er für unmöglich.

Die Situation wäre für jede andere junge Dame eine peinliche gewesen — für unsere Reisende hatte sie durchaus nichts Beklemmendes; sie saß so unbefangen in dem Polster, als ob sie sich das Recht, den Platz einzunehmen, erkauft habe.

Der Justizrath hatte für den Augenblick den Zweck seiner Reise vergessen, er beschäftigte sich in Gedanken mit der Seltenau, die ihm so sehr am Herzen lag, als das Interesse seines Freundes Kaiser. Er war selbst auf einer Zwischenstation ausgestiegen, um, wie wir wissen, einen Brief an seine Frau zu schreiben, in dem er ihr die junge Mutter mit warmen Worten empfahl. Durch diesen Aufenthalt war er veranlaßt gewesen, den folgenden Bahnzug zu erwarten, der ihm diese seltsame Reisebegleiterin zugeführt hatte.

Um dem Gange unserer Erzählung nicht vorzugreifen, werden wir später die Beziehungen des Justizraths zu Madame Seltenau erklären. Für jetzt genüge die Andeutung, daß ihn mehr als das gewöhnliche Geschäftsinteresse zu ihr hinzog.

Eine Viertelstunde hatte er schweigend über den Angriffsplan nachgesonnen. Er schien mit sich im Klaren zu sein — als er den Kopf hob, sah er, daß die junge Dame ihr sauber gesticktes Taschenbuch hervorgezogen hatte und zeichnete. Dann und wann blickte sie zu ihm herüber. Als ihre Blicke den seinigen begegneten, lächelte sie wie ein Kind, das einen schelmischen Streich auszuführen gedenkt.

„Was beginnen Sie?“ fragte er.

„Ich unterhalte mich, so gut ich kann.“

„O, ich verdiene diesen Vorwurf!“ rief lächelnd der Justizrath.

„Ich will keinen Vorwurf aussprechen, mein Herr!“

„Immerhin, ich hatte meine liebenswürdige Begleiterin vergessen.“

„Ersparen Sie sich jede Entschuldigung, denn ich habe kein Recht, sie zu fordern. Ich bin Ihnen im Gegentheile zu großem Danke verpflichtet . . .“

„Und dennoch muß ich bekennen, daß ich mich nur mit Ihnen beschäftigt habe!“

„Mit mir?“ rief sie lachend.

„Ja, mit Ihnen, mein schönes Fräulein!“

„Dann befinden wir uns in einem und demselben Falle.“

„Wie?“

„Ich beschäftige mich mit Ihnen.“

„Sie sind sehr freundlich.“

„Wollen Sie mir eine Gefälligkeit erzeugen?“

„Mit Vergnügen.“

„So bleiben Sie in der Stellung, die Sie bisher eingenommen haben.“

„Warum? Warum?“

„Damit ich die geistreichen und interessanten Züge des Mannes zeichnen kann, der sich der armen Reisenden so großmüthig angenommen hat.“

„Habe ich Ihnen denn einen so großen Dienst erzeugt, indem ich that, was die Höflichkeit erfordert, und was jeder Andere ebenso bereitwillig gethan haben würde?“

„Ja, ja — ich glaube wohl!"

„Und warum schlagen Sie es denn so hoch an?"

„Weil — weil — o, erlassen Sie mir die Erklärung."

„Verzeihen Sie, wenn ich darauf beharre."

„Sie sagen, jeder Andere würde mir gleiche Aufmerksamkeit geschenkt haben," rief sie ausweichend.

„Niemand kann daran zweifeln, mein schönes Fräulein!"

„Ich aber hätte von einem Andern auch nicht den geringsten Dienst angenommen."

„Das ist ein Vorzug den ich nicht zu verdienen glaube."

„Ich bitte, Herr Justizrath!"

„Sie kennen meinen Stand?" fragte er verwundert.

„Der Herr, den Sie Baron titulirten, hat Sie so genannt."

„Ganz recht."

„Darf ich nun meine Zeichnung vollenden?" fragte sie in einem bittenden Tone und mit einem Lächeln, das den Justizrath entzückte.

„Sie haben zu befehlen!" antwortete er verwirrt. „Wie soll ich sitzen?"

„Nehmen Sie gefälligst die Stellung wieder an, in der Sie die Güte hatten, sich mit mir zu beschäftigen."

Der Justizrath legte sich in das Kissen zurück.

„Gut, gut, vortrefflich!“ rief sie erfreut. „Gönnen Sie mir einige Augenblicke, und ich werde fertig sein!“

Der bequeme Wagen fuhr auf der ebenen Chaussée so ruhig dahin, daß er die Zeichnerin wenig belästigte. Nach fünf Minuten rief sie triumphirend:

„Die Skizze ist schlecht, aber ähnlich! Sobald ich Ruhe habe, werde ich sie ausführen.“

Ernst bat, sie möge ihm die Zeichnung zeigen.

„Wenn sie ausgeführt ist, mein Herr! Diese Skizze soll nur dazu dienen, meinem Gedächtnisse zu helfen.“

„Wenn die Skizze ausgeführt ist?“ fragte verwundert der Justizrath. „Nach dieser Andeutung glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, daß wir uns wiedersehen.“

„Allerdings; es müßte denn sein, daß Sie mir ausweichen. Ich werde einige Zeit in D. bleiben. Das Reisen ermüdet, ich sehne mich nach Ruhe. Ist das Gasthaus in D. nur einigermaßen bequem, so bleibe ich sechs oder acht Tage — vielleicht auch noch länger.“

„Demnach sind Sie fremd in dieser Gegend?“

„Ich bereise sie in meinem Leben zum ersten Male.“

„Und kann man den Zweck Ihrer Weiterreise erfahren?“

„Vergnügen, Zerstreuung, nichts weiter! Der stete Aufenthalt an einem Orte ist mir lästig. Ich

liebe die Monotonie nicht — sie kann mich zur Verzweiflung bringen."

Bei diesen Worten verbarg sie das Portefeuille in der Tasche ihres seidenen Kleides, dann nahm sie den Sammthut ab, und warf ihn nachlässig in das Netz unter der Decke.

„Es wird warm in unserm Wagen!" rief sie aus.

Und wirklich zeigte sich eine leichte Röthe auf ihren zartweißen Wangen, die ihr wunderbar schön stand. Der Justizrath sah ein, daß ihr auf diese Weise nicht beizukommen war. Er nahm zur Galanterie seine Zuflucht.

„Mein liebes Fräulein," begann er nach einer Pause, „Sie haben mich flüchtig skizzirt und besitzen demnach eine sichtbare Erinnerung an unsere Reisebekanntschaft. — Ihre reizenden Züge werde ich zwar nicht so leicht vergessen, aber wenn ich mehr von Ihnen wüßte, als daß Sie aus Langeweile reisen, so würde das Andenken an Sie . . ."

„Was wollen Sie wissen?" fragte sie lebhaft.

„Ich bitte, nennen Sie mir Ihren Namen."

„Josefine!"

„Führen Sie nur diesen einen Namen?" fuhr er lächelnd fort.

„Ich glaube, es genügt, wenn ich Ihnen das Porträt der Person dazu einhändige, die ihn trägt."

Sie zog ein kleines Medaillon aus dem Busen, zerriß die schwarze Schnur, die es an den Hals fesselte, und gab es lächelnd dem erstaunten Justizrathe.

„Ich besitze Ihr Bild," fügte sie sehr artig hinzu, „die Billigkeit erfordert, daß ich Ihnen dagegen das meinige gebe. Sie sehen, ich bin dankbar."

Ernst hielt ein kleines Daguerreotyp in der Hand, das in einen schmalen massiven Goldreifen gefaßt war; das sauber retouchirte Porträt war dem Originale sprechend ähnlich. Der Kopf auf dem Bilde war ohne Hut; es schien fast, als ob Josefine den Hut absichtlich abgelegt hatte, um ihre Aehnlichkeit mit dem Bilde desto anschaulicher zu machen.

„Bin ich getroffen?"

Mit dieser Frage unterbrach sie das Sinnen des Justizraths, der das Medaillon betrachtete, und sich dabei der Madame Seltenau erinnerte, die, wie Josefine, das Original dieser Kopie zu sein schien. Der Hauptausdruck der Züge auf dem Bilde war sentimental, aber dabei freundlich. In dem Augenblicke, als er Josefine ansah, um ihre Frage zu beantworten, hatte ihr Gesicht denselben freundlichen, fast schmachtenden Ausdruck. Es ließ sich jedoch nicht erkennen, ob dieser Ausdruck ein erkünstelter war.

„Ja," murmelte er, „Ihre Züge sind täuschend wiedergegeben!"

„Das Bild ist aus dem Atelier eines Meisters in Brüssel hervorgegangen.“

„Und entäußern Sie sich dessen gern?“

„Ich besitze noch ein zweites.“

Der Justizrath bot Josefine die Hand. Sie legte die ihrige, die ein wenig zu zittern schien, in die dargebotene.

„Mehr kann ich Ihnen nicht geben!“ sagte sie treuherzig. „Auf alle Ihre Fragen, die meine Vergangenheit oder meine Zukunft betreffen, kann ich nur durch Schweigen antworten. Ach ja, ich muß Ihnen wohl höchst sonderbar erscheinen!“ fügte sie seufzend hinzu. „Doch lassen wir das — ich will mich nicht traurig stimmen. Sagen Sie mir, wo wir sind?“

Die Abenddämmerung hatte sich eingestellt. An dem westlichen Horizonte hatte sich ein glänzendes Abendroth gebildet, dessen Schein sich in Josefinens Gesichte spiegelte. Ihr großes dunkles Auge schwamm in einem feuchten Glanze. Der Justizrath wandte sich ab, um ein bitteres Gefühl nicht zu verrathen, das bei diesem Anblicke sich in ihm regte. Als er das Fenster öffnen wollte, hielt der Wagen. Man war auf einer Station angekommen, und die Pferde wurden gewechselt.

„Sind wir in D.?“ fragte Josefine.

„Nein, wir werden erst in einer Stunde dort sein.“

Der Justizrath stieg aus, ging in das Postgebäude und bezahlte das Fahrgeld für die nächste Station. Es war stark dämmerig, als der Wagen wieder abfuhr. Josefine saß schweigend auf ihrem Platze, es schien, als ob sie keinen Gefallen mehr an der Unterhaltung fände, als ob sie selbst in ein tiefes Nachdenken versunken sei. Auch der Justizrath hatte seinerseits genug zu denken, das sonderbare Mädchen gab ihm Anlaß dazu. Er, der verheirathete Mann, besaß das Porträt einer Schönen, die bei einbrechender Nacht allein mit ihm in einem Wagen fuhr. Das mußte für einen Mann in seinem Alter eine gefährliche Situation sein, zumal, wenn man bedenkt, daß die Einförmigkeit einer kinderlosen Ehe nicht selten den Wunsch nach Abwechslung erzeugt. Das Interesse, das er für die wirklich reizende Josefine hegte, ward durch zwei Umstände erhöht: durch die frappante Aehnlichkeit mit einer Frau, die zu ihm bereits in gewissen Beziehungen stand, und durch das auffallend Geheimnißvolle ihrer Reise und ihres Benehmens. Der Schluß, daß Josefine keine Heilige sei, mußte sich ihm unwillkürlich aufdrängen. Noch eine Stunde blieb ihm, um den Schleier zu lüften, den Josefine so geschickt über sich ausgebreitet hatte. Der Justizrath hatte zunächst ein geschäftliches Interesse im Auge und diesem zu genügen hielt er für Pflicht. Wie aber sollte er nach der vorangegangenen Unterredung in seiner Inquisition fortfahren? Die Reisende hatte

sich im Voraus gegen die ihr lästigen Fragen auf eine Weise verwahrt, die eben sowohl von Schlauheit als von Energie zeugte.

Eine Viertelstunde verfloß. In dem geschlossenen Wagen herrschte eine vollkommene Finsterniß. Ein dichter Nebel lag über den Feldern, die sich rechts und links ausbreiteten. Der Pferdelenker blies zu seiner Unterhaltung das Lieblingsstückchen aller deutschen Postillons: „Schier dreißig Jahre bist Du alt.“ Er war eben kein großer Virtuos auf seinem undankbaren Instrumente, und es kamen nicht selten Töne zum Vorschein, die auch das unmusikalischste Ohr zerreißen mußten. Eine ganze Passage verunglückte dem guten Schwager, trotzdem er sich wacker abmühte.

Josefine, die kurz zuvor einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte, brach in ein lautes Lachen aus.

„Himmel,“ rief sie, „was für eine Lunge muß dieser Mensch haben! Er könnte mich zur Verzweiflung bringen, wenn seine Töne weniger lächerlich klängen. Ich weiß nicht, ob ich mehr seine Hartnäckigkeit oder seine entsetzliche Virtuosität bewundern soll.“

„Der Mann muß schweigen,“ meinte der Justizrath, „es bedarf ja nur einer Aufforderung . . .“

„O lassen Sie ihn, mein Herr; ich will lieber diese schlechte Trompete hören, als das Geheul der Lokomotive, das Mark und Bein durchschneidet. Der

Postillon sorgt für Unterhaltung," fügte sie nach einer Pause hinzu.

Der Justizrath mußte lächeln.

„Der Postillon ist galanter als ich!" sagte er laut.

„Verzeihung, ich wollte Ihre Galanterie nicht provoziren!" antwortete Josefine. „Sie sind mir gegenüber schon so großmüthig gewesen, daß es eine Anmaßung ohne Gleichen wäre, wollte ich Ihnen auch noch die Last aufbürden, mich zu unterhalten."

„Sie schienen traurigen Gedanken nachzuhängen, mein Fräulein!"

„Traurigen Gedanken?"

„Nun ja!"

„Woraus schließen Sie das?" fragte sie in einem Tone, der ihre Neugierde verrieth.

„Wenn ein Seufzer Betrübniß andeutet —"

„Ah, das ist es!"

„So muß ich schließen —"

„Daß ich traurig bin? Ihr Schluß ist falsch, Herr Justizrath! Es gibt auch Seufzer der Sehnsucht. Sie sind verheirathet — Sie leben in der Ruhe des Herzens —"

„Wer sagte Ihnen, daß ich verheirathet bin?" fragte rasch und verwundert der Justizrath.

„Ihre Frau, mein Herr!"

„Meine Frau? Kennen Sie denn eine Justizräthin Ernst?"

„Ich habe sie kennen gelernt und gesprochen."

„Wo? Wo?"

„Das ist mein Geheimniß; erlauben Sie, daß ich es bewahre. Uebrigens muß ich bekennen, daß Sie sich eine schöne liebenswürdige Gattin gewählt haben."

„Die ich vielleicht nicht verdiene?"

„Ich bin zu unerfahren, um die Männer beurtheilen zu können, Herr Justizrath!"

Das Gespräch stockte wieder. Ernst glaubte mehr als je daran, daß er mit Madame Seltenau zu thun habe. Wie anders konnte sie seine Frau kennen gelernt haben, als in dem Dachstübchen der Mutter Bielitz? Aber wie verschieden war das Benehmen der Reisenden von dem jener jungen Mutter, die durch den Arzt den Beistand des Hilfsvereins in Anspruch genommen hatte! Die Stimme, die Gesichtszüge, die Körperformen waren dieselben — Charakter und Wesen waren ganz entgegengesetzter Art. Zu welchem Zwecke reiste die junge Dame? Warum verleugnete sie die letzten Monate, die sie in Köln verlebt hatte?

„Verzeihung, Fräulein Josefine," begann er, „wenn ich auf Ihren Aufenthalt in Köln zurückkomme. Madame Seltenau hat mir einen seltsamen Rechtshandel anvertraut —"

„Wer ist Madame Seltenau?" unterbrach sie ihn rasch.

„Eine arme, unglückliche Frau, die ich so lange für wahr und aufrichtig gehalten, als mir das Ver-

gnügen nicht zu Theil ward, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Josefine brach in ihr gewöhnliches Lachen aus.

„Herr Justizrath, Sie sprechen in Räthseln!" rief sie. „Scheint es doch, als ob ich Ihnen Aufklärung über Madame Seltenau gegeben hätte, über eine Person, die mir eben so fremd ist, als, als — jener Postillon, der in diesem Augenblicke die widrigste Fanfare von der Welt bläst."

„Ich wiederhole es, daß ich Madame Seltenau für aufrichtig, und ihr Unglück für ein unverdientes gehalten habe."

Die junge Dame antwortete in einem spröden Tone:

„Es sollte mir leid thun, wenn ich, ohne es zu wollen, Ihr günstiges Urtheil über Madame Seltenau in ein ungünstiges verwandelt hätte. Sehen Sie, da ist unsere Unterhaltung im besten Gange. Die junge Frau muß Ihnen wahrlich nicht gleichgiltig sein. Dann freilich hat meine Person kein großes Verdienst, sich Ihre Theilnahme erworben zu haben. Sie sehen, ich bin zu ehrlich, um Vortheil von einer Aehnlichkeit zu ziehen, die ich in Ihrem und Madame Seltenau's Interesse — nicht wahr, die junge Dame heißt Seltenau?"

„Ja!"

„Kurz, ich möchte daß diese Aehnlichkeit nicht existirte."

„Seltsam, Seltsam," dachte der Justizrath. „Je länger ich diese Josefine sprechen höre, je größer wird die Gewißheit, daß ich mit der Seltenau zu thun habe. Sie weigern sich, mir Ihren Namen zu nennen?" fuhr er laut fort.

„Nun ja, weil ich Gründe dazu habe. Sollten wir uns später wiedersehen, so würde dieser Grund vielleicht nicht mehr vorhanden sein. Zweifeln Sie nicht an meiner Wahrheitsliebe, denn wollte ich lügen, so könnte ich Ihnen ja nur den ersten besten Namen nennen . . "

„Sie haben Recht, mein Fräulein! Verzeihen Sie mir, daß ich indiskret in Sie drang; aber die Aehnlichkeit, von der ich spreche, ist so außerordentlich, daß das schärfste Auge zu einem Irrthume verleitet wird. Ihre Doppelgängerin ist meine Klientin, und wenn ich mich für sie interessire . . ."

„Ah, sie ist Ihre Klientin!" rief Josefine.

„In einer schwierigen, verwickelten Angelegenheit, deren Ausgang noch nicht abzusehen ist. Anfangs erregte die Sache ihrer selbst wegen meine Theilnahme, denn sie ist wunderlicher, romantischer Art — dann fesselte mich meine Klientin selbst, so daß der Entschluß in mir reifte, Alles aufzubieten, um ihr nützlich zu sein, obgleich, wie ich schon bemerkt, wenig Aussicht auf ein ersprießliches Ende vorhanden ist."

„Also die Angelegenheit ist romantischer Art, Herr Justizrath? Das erweckt meine Neugierde. Ich bekenne,

daß die Neugierde das einzige Laster ist, dem ich durch Willenskraft keinen Damm entgegenstellen kann. Und hier ist sie wohl verzeihlich, da jene Madame Seltenau durch ihre Aehnlichkeit mit mir in mein Leben eingreift. Darf man den Rechtsfall kennen lernen?"

„Gewiß!" rief der Justizrath. „Ich glaube selbst, Ihnen einen großen Dienst zu leisten, wenn ich Ihnen einen Blick in die Sache gestatte."

„Wie, einen Dienst? Kann sie mir Gefahr bringen?"

„Vielleicht!"

„O, erzählen Sie, erzählen Sie!"

„Unter der Voraussetzung, daß Sie keiner dritten Person meine Mittheilungen anvertrauen."

„Daß schwöre ich Ihnen, mein Herr!"

„Ich wage nicht, Ihr Versprechen zu bezweifeln."

„Nehmen Sie im Voraus meinen Dank für das Vertrauen, dessen ich mich würdig beweisen werde."

„So hören Sie!"

An dem Geräusche, daß Josefine verursachte, erkannte der Justizrath, daß sie ihm näher rückte, als ob sie besser hören wollte. Wie bedauerte er, daß ihn die Dunkelheit hinderte, den Ausdruck ihres Gesichts in diesem Augenblicke zu erkennen; er zweifelte nicht daran, daß er mehr als Neugierde verrieth.

„Es war im Jänner dieses Jahres, als ein alter Mann gegen Abend in mein Arbeitszimmer trat. Seine

Kleidung war von der Art, daß ich ihn für einen Bettler hielt, und ich griff schon nach meiner Börse, um ihn durch ein Almosen so rasch als möglich abzufertigen.

„Ich bin kein Bettler!“ rief der Greis bewegt.

„Was wollen Sie?“ fragte ich, verwundert über die Bewegung des Alten, der mich schmerzlich lächelnd ansah.

„Sie sind öffentlicher Rechtsanwalt, mein Herr?“

„Ich bin Justizrath!“

„An diesen richte ich meine Bitte, denn ich bedarf eines juristischen Beistandes.“

„Als ich ihm meine Bereitwilligkeit aussprach, ihn anzuhören, ließ sich der vom raschen Gehen Erschöpfte auf einem Stuhle nieder, kreuzte die rauhen Hände auf seinem Dornstocke, und sagte:

„Ich suche einen Vormund für meine Tochter. Sie wundern sich, daß ich mich an den Mann wende, den man mir als den ersten Juristen dieser Stadt bezeichnet hat?“

„Allerdings,“ gab ich zur Antwort, „denn es läßt sich nicht annehmen, daß Sie Güter zu verwalten haben, die der Obhut eines Juristen anvertraut werden müssen.“

„Und doch ist es so!“ antwortete der Greis. „Meine Güter sind so umfangreich, daß sie das Gelüste verschiedener Personen geweckt haben, die sie mir streitig machen.“

„Ich fragte nach dem Namen dieses sonderbaren Klienten. Statt ihn mir zu nennen, fragte er:

„Wenn Ihnen die Vormundschaft, außer den Ihnen gebührenden Advokatenkosten, einen sicheren Ertrag von jährlich zweitausend Thalern einträgt — sind Sie geneigt, sie anzunehmen?“

„Ich sah den Mann, der mir einen solchen Antrag stellte, vom Kopfe bis zu den Füßen an. Seine beschmutzten Stiefel waren zerrissen; sein abgetragener grauer Rock, den er bis an den Hals zugeknöpft, gewährte unmöglich Schutz gegen die Kälte, und auf seinem kahlen Scheitel perlten dicke Schweißtropfen, von denen es unentschieden war, ob sie die Erschöpfung, die Schwäche oder die Angst erpreßte. Das durchfurchte Gesicht dieses Mannes verrieth indeß eine Ruhe, eine Biederkeit, die trotz des Kontrastes, der zwischen seiner Erscheinung und dem mir gemachten Antrage lag, den aufkeimenden Argwohn verscheuchten. Ich beschloß, auf die Sache einzugehen.“

„Zunächst möchte ich wissen, wer mir sein Vertrauen schenkt,“ sagte ich.

„Mein Herr! ich erwarte die Antwort, die Antwort auf meine Frage,“ murmelte ruhig ernst der Greis. „Ich bin als Geschäfsmann bei Ihnen.“

„Die Bedingungen, die Sie stellen, sind allerdings vortheilhaft, aber der Vortheil allein ist nicht im Stande, mich ohne Weiteres zur Annahme zu bestimmen.“

„Was fordern Sie noch?"

„Die Ueberzeugung, daß ich in einer Sache diene —"

„Die den Anwalt nicht kompromittirt?"

„Nun ja!"

„Es steht Ihnen frei, Herr Justizrath! Ihr Mandat zurückzugeben, wenn sich später Bedenken herausstellen, die sich mit der Ehre eines rechtlichen Sachwalters nicht vereinbaren lassen."

„Warum aber," fragte ich, „fordern Sie in diesem Falle meine Zusicherung?"

„Sie werden dies erklärlich finden, sobald Sie Einsicht von der Sache genommen haben."

„Und wer bürgt mir für die Erfüllung Ihres Versprechens?"

„Die Sache selbst."

„Das ist seltsam, mein Herr! Warum kommen Sie gerade zu mir?"

„Auch das werden Sie aus den Papieren ersehen."

„Mein Erstaunen und meine Neugierde wuchsen mit jedem Augenblicke dieser Unterredung. Der seltsame Klient erschien mir wie ein Räthsel, dessen Lösung ich nicht von der Hand weisen konnte, ohne mir später Vorwürfe zu machen."

„Sie wollen also, daß ich Ihnen die Annahme verspreche, ehe ich die Angelegenheit kenne?" fragte ich.

„Meine Bedingungen müssen Ihnen genügen.“ Als der Mann mein ungläubiges Lächeln sah, fügte er hinzu: „wage ich nicht eben so viel, und vielleicht noch mehr als Sie, Herr Justizrath! wenn ich Ihnen wichtige Dokumente übergebe, ohne Ihnen meine Adresse zu hinterlassen? Sie haben ein Faustpfand, während ich nur Ihr Versprechen mit mir nehme.“

„Gegen dieses Argument fand ich keinen triftigen und vernünftigen Einwand.

„Gut, sagte ich, gut, mein Herr! ich nehme unter den gestellten Bedingungen Ihren Auftrag an.“

„Der Greis knöpfte ruhig seinen alten Rock auf, und holte eine mit Papieren angefüllte Brieftasche von braunem Leder hervor, die mit einem schmutzigen Bande umwickelt war. Als er sie mir überreichen wollte, fragte ich:

„Und wenn ich mich nun veranlaßt fände, mein Mandat zurückzugeben?“

„O über dieses Mißtrauen, Herr Justizrath!“ sagte lächelnd und kopfschüttelnd der Greis. „Aber es ist gut, recht gut, denn es beweist mir, daß ich mit einem vorsichtigen Manne zu thun habe, und Vorsicht ist in meiner Angelegenheit vor allen Dingen erforderlich. Auch den Fall, den Sie zuletzt als möglich annehmen, habe ich vorgesehen. Dieses Portefeuille gibt Ihnen den Weg an, auf dem es in meine Hände zurückgelangt, ohne daß wir uns sehen. Wenn Sie wüßten,

welche Schätze es enthält! Wenn Sie wüßten, wie groß mein Vertrauen auf Ihre Ehre und auf Ihre Wissenschaft ist!"

„Wohlan, so werde ich dieses Vertrauen zu rechtfertigen suchen."

„Ich streckte die Hand nach dem Portefeuille aus."

„Verzeihung, ich habe Ihr Versprechen noch nicht!" rief der Greis feierlich und mit zitternder Stimme. „Versprechen Sie mir meiner Tochter ein sorgender Vormund zu sein?"

„Ich verspreche es!"

„Das ist Alles, was ich fordere."

„Geben Sie, mein Herr!"

„Verschwiegenheit mache ich Ihnen nicht zur Pflicht, denn sie ergibt sich von selbst."

Der Greis legte das Portefeuille in meine Hand. Es war schwerer, als ich dachte. Ich wollte es öffnen.

„Jetzt nicht!" rief der Alte mahnend.

„Warum? Warum?"

„Oeffnen und prüfen Sie mein Buch, wenn ich mich entfernt habe. Auch diese Bitte werden Sie erklärlich finden, sobald Sie sich instruirt haben."

„Ich schloß das Buch in meinen Sekretär. Der Alte sah es mit wehmüthigen Blicken in dem Fache verschwinden. Er zog sein zerlumptes Taschentuch hervor, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne — wie mir schien auch zwei Thränen, die sich aus seinen trüben Augen stahlen.

„Nun erwarten Sie, daß ich gehe?“ fragte er lächelnd.

„Nein, meine Zeit gehört meinen Klienten, und da ich Sie jetzt zu der Zahl derselben zähle —“

„Ihr Klient, Herr Justizrath! hat sein Geschäft besorgt, ich habe in diesem Punkte nichts mehr mit Ihnen zu besprechen. Eine Bitte jedoch habe ich noch an Ihre Humanität zu richten.“

„Ah,“ dachte ich, „jetzt wird sich die eigentliche Absicht des Mannes zeigen. Mein Mißtrauen erwachte wieder, und ich bereuete, mich so weit mit ihm eingelassen zu haben.“

„Was wünschen Sie noch?“ fragte ich neugierig.

„Der Alte sah forschend durch das Zimmer, dann flüsterte er, indem er mich mit einem unbeschreiblichen Blicke ansah:

„Herr Justizrath! Sie werden über einen Klienten lächeln, der Ihnen einen jährlichen Lohn von zweitausend Thalern zusichert, und Sie nun um ein Abendessen bittet.“

„Nichts als das wollen Sie?“

„Nichts weiter. Ich habe seit sechs und dreißig Stunden nichts gegessen. Ich bin so erschöpft, daß ich meine Nachtherberge nicht erreichen würde.“

„Aber warum haben Sie sich die Nahrung entzogen.“

„Warum? Warum? Können arme Leute essen, wenn Sie Appetit oder Hunger haben?“

„Und dabei lächelte der Greis so trübselig, daß ich das innigste Mitleid mit ihm fühlte. Mir entging es nicht, daß sein Gesicht in der Zeit sehr bleich geworden war, und daß ihm der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne rieselte. Alle Zeichen völliger Erschöpfung waren vorhanden."

„Mein Gott!" rief Josefine. „Sie haben dem armen Manne doch sogleich zu essen gegeben?"

„Nun?" fragte gedehnt der Justizrath.

„Das durften Sie ihm nicht verweigern!" rief das junge Mädchen lebhaft.

„Und dennoch konnte ich ihm Nichts geben!"

„O, mein Herr! das ist mehr als hartherzig, das ist abscheulich! Wer der Greis auch sein mochte, und wäre er ein Abenteurer gewesen — Sie hätten ihn speisen müssen."

„Das war für den Augenblick unmöglich! antwortete der Justizrath ruhig.

Josefine gerieth außer sich.

„Weil Sie ein Advokat sind," rief sie in zorniger Aufwallung, „und weil die Advokaten jeden Menschen für einen Verbrecher halten. Mein Herr! der zum Tode verurtheilte Verbrecher erhält eine Henkersmahlzeit — und Sie zögerten . . ."

„Weil sich des armen Mannes eine tiefe Ohnmacht bemächtigt hatte; er lag wie leblos in dem Sessel. Der Knotenstock, sein Wanderstab, fiel geräusch-

voll zu Boden. Ja, mein Fräulein, ich stand vor der Leiche eines Menschen, den der Hunger getödtet hatte.

„Allmächtiger Gott! Herr Justizrath! was sagen sie da? Der Greis wäre vor Hunger gestorben?“ rief Josefine im Ausdrucke höchsten Schreckens.

Der Justizrath schwieg einige Augenblicke, um die Wirkung seiner Erzählung zu beobachten. Das junge Mädchen regte sich nicht, es schien in großer Spannung die Antwort zu erwarten. Hätte Ernst ihr Gesicht sehen können! Soviel ward ihm indeß klar, daß seine Worte das größte Interesse erregt hatten, und daß Josefine dieses Interesse verbergen wollte, ging daraus hervor, daß sie mit gewaltsam angeeigneter Ruhe fragte:

„Warum antworten Sie mir nicht? Was ist aus dem armen alten Manne geworden?“

„Ich errieth den Grund seiner Ohnmacht!“ warf der Justizrath gleichgiltig hin. „Um ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen, ließ ich Wein und Speisen holen. In dem Augenblicke, als mein Diener eintrat, regte sich der Alte wieder. Zitternd genoß er die ihm dargereichten Erfrischungen; dann verließ er gestärkt seinen Platz. Nachdem er gedankt, und mich noch einmal an mein ihm gegebenes Versprechen erinnert hatte, ging er. Ich habe ihn bis heute nicht wiedergesehen, trotzdem ich mir Mühe gab, seine Spur zu entdecken.“

Der Justizrath unterbrach sich von Neuem. Er hörte, daß Josefine tief Athem schöpfte, als ob ihrer

Brust eine große Last entnommen sei. Nach einer Pause fragte sie:

„Haben Sie denn nicht erfahren, wer der seltsame Klient ist?"

„Nein; wie war das möglich, da er spurlos verschwand?"

„Er hatte Ihnen ja ein Portefeuille mit Papieren hinterlassen . . ."

„Diese Papiere gaben mir nur Auskunft über eine junge Frau, dieselbe, für die ich sorgen sollte. Ich glaubte von ihr nähere Auskunft über meinen seltsamen Auftraggeber zu erlangen; aber sie wußte noch weniger, als ich, und versicherte, daß sie den Greis — ich hatte ihn ihr beschrieben — nie gesehen. Das hielt mich aber nicht ab, mein Versprechen zu erfüllen; das Unglück und die Schönheit der jungen Frau waren für mich ein Sporn zur angestrengtesten Thätigkeit. Meine Schutzbefohlene war seit einem Jahre verheirathet und hatte der Welt kurz vor meinem ersten Besuche ein reizendes Kind, ein Mädchen, geschenkt. Die junge Mutter bewohnte ein armseliges Dachstübchen und war von allen Mitteln entblößt — ich verscheuchte nicht nur die Nahrungssorgen, ich verschaffte ihr auch alle nur möglichen Bequemlichkeiten, indem ich für eine neue bessere Wohnung sorgte. Die Natur ihrer Angelegenheiten erforderte die größte Vorsicht, und wenn meine advokatorischen Bemühungen nicht scheitern sollten, so mußte ihr

Aufenthalt in Köln ein Geheimniß bleiben. Meine gegenwärtige Reise verhinderte mich, die junge Mutter unausgesetzt zu überwachen, daher empfahl ich sie meiner Frau. Nun denken Sie sich meine Ueberraschung, als ich Madame Seltenau unterwegs in denselben Coupé steigen sehe, den ich eingenommen hatte. Sie war munter und guter Dinge, plauderte lebhaft und rauchte selbst eine Zigarre. Mir scheint, sie affektirt ein solches Wesen, das dem Charakter einer Frau durchaus nicht entspricht, um mich zu täuschen. Da sich die äußere Aehnlichkeit nicht verkennen läßt, sucht sie klüglich einen Charakterunterschied zu bewirken, was ihr, ich muß es gestehen, auch gelingt."

In diesem Augenblicke hielt der Wagen an. Ein Postdiener öffnete den Schlag.

„Wo sind wir?" fragte Josefine wie erschreckt.

„In D.," war die Antwort.

Der Justizrath stieg aus. Als er sich wandte, um seiner Begleiterin die Hand zu reichen, stand sie schon neben ihm. Beide gingen in das der Post gegenüberliegende Gasthaus. Josefine ließ sich sofort ein Zimmer anweisen.

„Haben Sie mir nichts anzuvertrauen?" fragte Ernst, ehe er sich von ihr trennte.

Josefine lächelte.

„Jetzt nicht," antwortete sie; „vielleicht später, wenn wir uns wiedersehen."

„Wenn wir uns wiedersehen!“ sagte der Justizrath gedehnt.

„Zweifeln Sie nicht daran, mein Herr! ich habe durchaus keinen Grund Sie zu fliehen. Wir sehen uns so gewiß wieder, als wir jetzt Abschied nehmen. Noch mehr: es liegt in meinem Interesse, daß ich Sie wiedersehe, und ich preise den Zufall, der mich Ihnen entgegenführte.“

„Wahrhaftig?“

Josefine verneigte sich, und eilte die Treppe hinauf. Der Justizrath bestellte einen Wagen, nahm einige Erfrischungen zu sich, und fuhr eine Viertelstunde später nach Elsborn, wo er gegen neun Uhr ankam. Die Wichtigkeit seines Geschäfts ließ ihn für einige Zeit das Reiseabenteuer vergessen.

Drittes Kapitel.

Der alte Baron.

In dem Thurme des Schlosses Elsborn schlug es acht Uhr. Der Besitzer desselben, Andreas von Sydow, hatte das Nachtessen eingenommen, er lag auf einem Sopha ausgestreckt, und befleißigte sich der Verdauung. Seine Beine steckten in großen Pelzstiefeln, denn er litt an der Gicht, die ihn seit einiger Zeit gewaltig plagte. Mürrisch sah er vor sich hin, große Dampf-

wolken aus seiner langen Pfeife blasend. Plötzlich setzte er eine Glocke in Bewegung, die auf einem Tischchen neben ihm stand. Ein junges Mädchen, halb bäuerisch und halb städtisch gekleidet, trat ein.

„Lisette!“ murmelte der Baron im tiefsten Basse.

„Ich bin da, Herr Baron!“ antwortete eine sanfte Mädchenstimme. „Was steht zu ihren Diensten?“

„Ist das Hofthor geschlossen?“

„Schon seit einer halben Stunde. Die Knechte sind zu Bett gegangen, und die Mägde vollbringen die letzte Arbeit.“

„Gut, so magst auch Du Dich schlafen legen.“

„Und Sie, Herr Baron?“

„Ich fühle mich so wohl, daß ich allein das Bett finden kann.“

„Ach, Gott sei Dank!“ rief Lisette. „Ja, das macht das gute Wetter.“

„Ist das Wetter wirklich gut?“ fragte der Baron mit einem Seitenblicke.

„Die Luft ist warm, und vom Himmel herab leuchten klar die Sterne, daß es ziemlich hell ist, obgleich der Mond nicht scheint. Wir werden morgen wieder einen schönen Frühlingstag haben. Nächsten Monat können Sie vielleicht schon ins Bad reisen.“

„Dann begleitest Du mich, Lisette.“

Das junge Mädchen küßte hastig die Hand des Barons.

„Es ist gut, es ist gut!“ murmelte dieser. „Stopfe mir den großen Meerschaumkopf, dann gehe!“

Lisette führte den Befehl mit einer Fertigkeit aus, die verrieth, daß sie die Bedienung des Alten schon lange besorgte. Vorsichtig legte sie die gestopfte Pfeife auf den Tisch, dann wünschte sie eine gute Nacht, und entfernte sich. Der Baron erhob sich mühsam von seinem Lager und trat, indem er sich auf seinen Krückstock stützte, zu dem Fenster, das nach dem Garten hinausging. Hätte er ein scharfes Auge gehabt, so würde er gesehen haben, wie die Gestalt eines Mädchens über den Kiesplatz schlüpfte und zwischen den Bäumen verschwand. Lassen wir den in Nachdenken versunkenen Alten am Fenster, und folgen wir dem jungen Mädchen, in dem wir Lisetten erkennen, so bald wir es an der nächsten Baumgruppe eingeholt haben. Das niedliche Kind trägt einen dunklen Mantel, den es fest um die Schultern gezogen hat. Der Kopf ist ohne Bedeckung; das volle Haar ist zu einem dichten Flechtenkranze verschlungen. Wohin geht Lisette, nachdem sie dem Baron gesagt, daß sie das Bett aufsuchen wollte? Wir werden es bald erfahren. Rasch flog sie durch die einsamen Wege des Parks, bis sie die Mauer erreichte, welche die Besitzung einschloß. Hier öffnete sie, indem sie den Riegel zurückschob, eine kleine ovale Thüre.

„Martin! Martin!“ rief sie leise auf die angrenzende Wiese hinaus.

Es erfolgte keine Antwort. Lisette blieb in der Thüre stehen, und sah nach allen Seiten um sich. Die nächste Umgebung war still; nur aus der Ferne ließ sich das Rauschen eines Baches vernehmen, den der Frühlingsregen zu einem Flusse vergrößert hatte. In dem Forste jenseits der Wiese krächzten die Raben, die in den Zweigen der hohen Bäume ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten.

Die ungeduldige Lisette wiederholte ihr Rufen; aber auch diesmal blieb es erfolglos.

„Was ist denn das?" flüsterte sie erschreckt vor sich hin. „Acht Uhr ist längst vorüber, und Martin läßt sich nicht sehen? Wenn er nur bei dem Uebergange über den angeschwollenen Bach, der im Frühjahre sehr gefährlich sein soll, nicht verunglückt ist. Das wäre entsetzlich! Dann trüge ich die Schuld, denn ich habe ihn veranlaßt, den Weg in der Nacht zu unternehmen. Ach, du lieber Gott, stehe dem armen Martin bei!"

Sie faltete die Hände, und betete still ein Vaterunser. Das ferne Rauschen, das von Zeit zu Zeit stärker wurde, je nachdem die Luft strömte, erfüllte sie mit Schrecken.

„Ich will doch einmal nachsehen, ob der Steg nicht fortgerissen ist," flüsterte sie.

Sie lehnte die Thüre leise hinter sich an, und wollte über die Wiese gehen.

„Lisette!" rief eine Stimme von der Mauer herab.

„Ach, mein Gott!“

„Bleibe!“

„Bist Du es, Martin?“

„Wer anders wohl sollte es sein!“ rief Martin lachend.

„Was machst Du denn auf der Mauer?“

„Da Du so lange zögertest, die Thüre zu öffnen, wollte ich einsteigen. Als ich auf der Kante der Mauer saß, hörte ich Dich kommen, und nun wollte ich Dich wieder ein wenig warten lassen. Da bin ich!“

Bei den letzten Worten sprang ein junger Mann zur Erde nieder und schloß Lisetten in seine Arme.

„Acht Tage lang habe ich Dich nun nicht gesehen!“ sagte er vorwurfsvoll. „Auch heute glaubte ich, Du würdest nicht kommen, und ich müßte den Heimweg wieder antreten, ohne zu erfahren, was Dich so lange fern gehalten hat. Lisette, ich habe große Angst um Dich gehabt. Bald glaubte ich Du seiest krank, bald bildete ich mir ein, Du habest einen Andern gefunden, der Dir mehr zusagte, als der arme Martin.“

Lisette schob ihn sanft mit den Händen zurück.

„Martin,“ sagte sie schmollend, „für diese letzte Aeußerung verdientest Du eigentlich eine derbe Strafe! Also Du konntest wirklich den Verdacht hegen, daß ich Dir untreu zu werden fähig sei?“

„Lisette! Lisette!“

„Hältst Du denn das Versprechen, daß ich Dir feierlich gegeben, für Nichts? Geh, böser Mensch; diese schlechte Meinung von mir werde ich Dir nie verzeihen."

Sie wandte ihm den Rücken. Martin stellte sich rasch vor sie, und ergriff ihre beiden Hände, die sie vor das Gesicht legen wollte.

„So war das nicht gemeint, meine liebe Lisette!" rief er aus.

„Nun, wie war es denn gemeint?"

„Meine Eifersucht brachte mich auf mancherlei Gedanken und Vermuthungen."

„Du sollst nicht eifersüchtig sein!"

„Dann müßte ich Dich nicht lieben, wie ich Dich liebe."

„Die wahre Liebe hegt unbedingtes Vertrauen, mein lieber Freund! Wenn ich Dich vierzehn Tage nicht gesehen hätte, so würde ich mich wohl ängstigen, daß Dir etwas Unangenehmes begegnet sein könnte, aber nie würde ich glauben, Du wärest mir untreu geworden."

„Wahrhaftig, meine geliebte Lisette! das brauchst Du auch nicht zu fürchten, denn wenn ich Dich nicht zur Frau bekomme, will und kann ich nicht leben. Doch verzeihe mir, was ich mehr im Scherze als im Ernste gesprochen habe. Ich wollte Dir nur andeuten, daß ich die lebhafteste Besorgniß wegen Deines Ausbleibens empfand."

„Nun, es ist gut, Martin!“ sagte Lisette freundlich. „Für dieses mal will ich Deinen Argwohn hingehen lassen; aber wenn Du noch . . .“

Martin schloß ihr den Mund mit einem glühenden Kuße, indem er sie mit beiden Armen umschlang und fest an sich drückte.

„Es hat mich geschmerzt,“ flüsterte sie dann, „daß ich nicht kommen konnte.“

„Ich bin jeden Abend hier gewesen!“ sagte Martin zärtlich.

„Und ich habe an dem Krankenbette des Barons wachen müssen.“

„Ist er denn krank?“

„Ja!“

„Was fehlt ihm?“

„Er leidet an der Gicht. Gerade um die Zeit, wenn wir uns hier zu treffen pflegen, mußte ich ihm vorlesen. Um eilf Uhr schickte er mich zu Bett, und dann war es zu spät . . .“

„Ach, Lisette! ich habe mehr als einmal bis nach eilf Uhr hier gewartet. Wärst Du doch gekommen.“

„Mein lieber Martin!“ sagte Lisette, indem sie ihr Köpfchen an seine Brust legte. „Ach hätte ich das gewußt —!“

„Nun aber habe ich Dir Etwas mitzutheilen. Habt Ihr einen Gast im Schlosse?“

„Nein.“

„Das ist seltsam."

„Was denn?" fragte neugierig das junge Mädchen.

„Der Baron Emil, der Bruder Deines Wohlthäters, ist seit acht Tagen verreist, wie Du mir das letzte Mal sagtest."

„Ganz recht. Wir erwarten ihn morgen oder übermorgen zurück."

„Der Baron Andreas kann es auch nicht gewesen sein, da er krank ist."

„Wovon sprichst Du denn, Martin? Du machst mich so neugierig, daß ich Dich bitten muß, Dich kurz zu fassen. Aber laß uns in den Garten gehen, der Wind zieht kalt über die Wiese. Komm, rasch!"

Beide traten Arm in Arm durch die Thüre in den Garten und gingen langsam durch die Schlangenwege desselben, die frisch mit gelbem Kiessande angefüllt waren.

„Nun, so höre mich an," begann Martin. „Vorgestern Abend saß ich, wie heute, auf der Mauer. Dreimal hatte ich den Heimweg schon angetreten, aber immer kehrte ich wieder zurück auf meinen Platz, weil ich hoffte, Du würdest noch kommen und flüchtig einige Worte mit mir wechseln. Als es eilf geschlagen hatte, sprang ich in den Garten, lief an das Schloß und sah zu Deinem Fenster empor — es war dunkel wie alle übrigen Fenster. Kein Laut regte sich, nur von Zeit zu Zeit knarrte leise die große Wetterfahne auf dem Giebel des Schlosses. Furcht kenne ich zwar nicht, aber mir

ward doch ein wenig unheimlich zu Sinne, als ich mich gegen Mitternacht allein in dem einsamen Parke sah. Dann und wann kam ein Regenschauer, der rasch über den Wald zog. In dieser Minute war es stockfinster, in der andern schien der Mond. Es war mit einem Worte ein wunderliches Wetter. Ich begriff wohl, daß ich von Dir Nichts hören und sehen würde, und trat verdrießlich den Rückweg nach der Mauer an. Da überfiel mich ein Regenschauer, der rasch wie der Wind angekommen war. Ich flüchtete mich in die kleine Eremitage, die dort vor uns liegt. Als ich in der Thüre stand und den Abzug der Wetterwolke erwarte, kommt plötzlich eine Gestalt den Gang herab, und nähert sich dem Platze, den ich eingenommen hatte."

„Eine Gestalt?" fragte verwundert Lisette.

„Ja."

„Wie sah sie denn aus?"

„Sie war groß und in einen dunklen Mantel gehüllt. Auf dem Kopfe trug sie eine hohe Mütze."

„Das ist seltsam."

„Trotz des Regens ging sie langsam, und so leise, daß ich kein Geräusch der Schritte hörte. Entfliehen konnte ich nicht, ohne von ihr gesehen zu werden, darum trat ich in die finstere Eremitage zurück."

„Das hast Du recht gemacht, Martin; denn wenn man Dich entdeckt hätte, würde ich großen Verdruß gehabt haben."

„Ich blieb also lauschend stehen," fuhr Martin fort, „der Regen hörte auf, und ich gab mich der Hoffnung hin, daß die seltsame Gestalt, da sie eines Schutzes gegen das Wetter nicht mehr bedurfte, vorübergehen würde. Aber denke Dir meinen Schrecken —"

„Nun?" flüsterte ängstlich Lisette, indem sie sich fester an den Arm des Geliebten hing.

„Sie ging nicht vorüber . . ."

„Mein Gott!"

„Sie verließ den Weg . . ."

„Und kam in die Eremitage?"

„Gerade auf mich zu."

„Was thatest Du nun?"

„Ich zog mich zurück und setzte mich ruhig auf die Bank im Winkel, auf der wir so oft gesessen haben, wenn es draußen regnete und schneite."

„Aber was that denn die Gestalt?"

„Sie trat ebenfalls in das Borkehäuschen, in dem eine dichte Finsterniß herrschte."

„Und dann?"

„An dem Geräusche erkannte ich, daß sie sich auf die andere Ecke der Bank setzte. Dann trat eine tiefe Stille ein, und ich hütete mich wohl, diese Stille zu unterbrechen. Die Schloßuhr schlug halb zwölf. Unwillkürlich stieg der Gedanke in mir auf, daß der unbekannte Mann . . ."

„Also es war ein Mann!" rief Lisette rasch.

„Ja, ein Mann. Es stieg also der Gedanke in mir auf, daß dieser Mann bis Mitternacht mir Gesellschaft leisten könne, denn er kam mir unheimlich wie ein Gespenst vor, und die Gespenster lieben bekanntlich die Mitternachtsstunde."

„Scherze nicht, lieber Martin! sondern erzähle rasch weiter. Du spannst mich ja auf die Folter."

„Glücklicherweise erhob sich der Mann nach ungefähr zehn Minuten, stoß ein klägliches Gestöhne aus, als ob er große Schmerzen empfände, und verließ langsam die Eremitage. Da sich die Thüre mir gerade gegenüber befand, so konnte ich sehen, wie er langsam durch die Wege dem Schlosse zu ging, und endlich hinter den Baumstämmen verschwand. Nun verließ auch ich meinen Platz, stieg über die Mauer und eilte nach meinem Dorfe zurück, das ich mit dem Schlage zwölf Uhr erreichte. Was meinst Du wohl, wer dieser wunderliche Spaziergänger gewesen sein mag? Der Baron Emil ist verreist . . ."

„Und der Baron Andreas liegt krank, er hat den ganzen Winter das Zimmer nicht verlassen," fügte Lisette rasch hinzu. „Ob vielleicht der alte Verwalter Brock . . ."

„Nein, Brock ist klein, und die Gestalt des Spaziergängers war eine große, wie die des alten Barons."

„Dann weiß ich wirklich nicht, was ich davon denken soll. Deine Beschreibung paßt auf keinen der wenigen Schloßbewohner."

Die beiden jungen Leute waren nur noch wenige Schritte von der Eremitage entfernt, deren kleine Thüre halb offen stand. Lisette betrachtete das graue Häuschen mit dem runden Schilfdache und flüsterte lächelnd:

„Ich möchte wohl wissen, wer außer uns Vergnügen daran findet, Nachts jenen unheimlichen Ort zu besuchen. Gehen wir spazieren, Martin; bei dem schönen Wetter ist es unnütz, daß wir uns in dem feuchten Hause verstecken. Ich habe Dir noch Manches zu erzählen."

Schon wollten sich Beide entfernen, als Martin plötzlich flüsterte:

„Lisette, sieh, sieh!"

„Mein Gott, was gibt es denn?" fragte sie erschreckt.

Martin deutete nach dem Schlosse. Zwischen den schwarzen blätterlosen Bäumen bewegte sich eine hohe, dunkle Gestalt langsam dem Orte zu, wo die Liebenden standen. Der lange Kragen ihres Mantels flatterte in dem Nachtwinde, der sich plötzlich aufgemacht, denn eine schwarze Wolke zog über der Gegend hin.

„Dort kommt der Spaziergänger!" flüsterte Martin. „Ohne Zweifel besucht er die Eremitage wieder."

„Still!" sagte Lisette keck. „Ich muß wissen, was das zu bedeuten hat. Verbergen wir uns, denn entfliehen können wir nicht mehr."

Sie zog den Geliebten mit sich fort hinter das Häuschen. Mit der Schlauheit, die den Frauen selbst

in den verhängnißvollen Augenblicken eigen ist, öffnete sie vorsichtig den Laden so weit, daß sie einen Blick durch das farbige Fenster in das Innere der Eremitage werfen konnte. Dann bat sie den Martin flüsternd, ruhig an ihrer Seite zu bleiben. Nach zwei Minuten hörten sie das leise Knistern, das die Schritte eines Mannes in dem Sandwege verursachten. Beide lauschten durch die Spalte, die der geöffnete Laden bildete. Die Wolke war vorübergezogen, und das klare Sternenlicht erfüllte den Garten. Da knarrte leise die Thüre, die sich auf der entgegengesetzten Seite der Eremitage befand. Lisette konnte sehen, wie der Mann auf der Schwelle stehen blieb, nach einigen Sekunden eintrat, und sich dann wie erschöpft auf der Bank niederließ, so daß er den Lauschern den Rücken zuwandte. Nun trat eine tiefe Stille ein. Da die Thüre weit geöffnet war, so drang so viel Licht in die Eremitage, daß man die einzelnen Gegenstände darin deutlich unterscheiden konnte. Martin flüsterte dem jungen Mädchen zu, daß der Fremde sich vorgestern Abend eben so benommen habe.

„Still, still!“ flüsterte Lisette zurück, die mit großer Aufmerksamkeit lauschte.

Zehn Minuten saß der Mann regungslos auf seiner Bank. Da stieß er ein schmerzliches Gestöhn aus, ganz so, wie es Martin gesagt hatte.

„Du lieber Himmel!“ flüsterte Lisette bestürzt.

„Was ist Dir?“ fragte der junge Mann.

„Das ist ja das Geächze des Herrn Barons —“

„Wie, des Barons Andreas?“

„Ja. Sobald die Gichtschmerzen zu arg werden, ächzt er auf diese Weise. Was ihn wohl um diese Zeit in die Eremitage treibt?“

Dieses kurze Gespräch hatte stattgefunden, während der Baron — denn er war es wirklich — laut murmelte und stöhnte wie ein Mensch, der von den heftigsten Schmerzen geplagt wird. So hatte ihn Lisette noch nicht gehört; sie fühlte sich von dem innigsten Mitleiden ergriffen, als sie den Mann, der sie wie seine eigene Tochter erzog, so leiden sah. Wie gern hätte sie sich ihm genähert, aber die Furcht, daß ihr Stelldichein entdeckt werden möchte, daß sie das Mißfallen des Barons, der sie im Bette wähnte, erregen könnte, hielt sie zurück. Jetzt trat der Mond hinter dem Schloßthurme hervor und erhellte die Landschaft; sein mildes Licht drang auch durch die offene Thüre in die Eremitage.

Das helle Licht schien den Baron zu erschrecken; er fuhr empor, und legte beide Hände vor das Gesicht. Dann murmelte er in einem klagenden Tone einige unverständliche Worte. Plötzlich ließ er die Hände sinken, starrte den Boden an, und sagte so laut, daß es die beiden jungen Leute verstehen konnten:

„Ich habe mir eine schwere, eine furchtbare Last aufgebürdet! Wie lange werde ich sie noch tragen kön-

nen? Aber bin ich denn ein Mann? Wo ist mein Muth? Sollte er schwinden, je älter ich werde, je näher ich dem Grabe komme? Possen, Possen! Die Zeit drängt, und ich nehme Anstand, einen Schritt zu thun, der mich vom Verderben retten kann? Morgen kommt mein Bruder zurück, dann ist es zu spät, dann wird er mich mit seiner gewohnten Zärtlichkeit überwachen. O, er liebt mich nur zu sehr, der gute Bruder — er ist zu sehr um mein Wohl besorgt — mehr als mir lieb ist. Ob ich mich ihm anvertraue? Nein, nein! Niemand soll wissen, daß ich ein ..."

Der Baron unterbrach sich, und sank auf die Bank zurück. Regungslos blieb er einige Augenblicke sitzen; dann begann er wieder zu ächzen, als ob er von den heftigsten Schmerzen gefoltert würde."

„Mein Gott! was ist denn das?" flüsterte weinend Lisette. „Sollten die heftigen Schmerzen ihn zur Verzweiflung treiben?"

Martin drückte der Geliebten die Hand, als Zeichen, daß sie schweigen möge, denn er sah, daß der Baron plötzlich den großen Mantel abwarf und mit einer Hacke, die er bisher verborgen gehalten, den Boden aufzuhauen begann. Es ließ sich nicht verkennen, daß er diese Arbeit in einem Anfalle von Raserei ausführte. Die Schläge erfolgten rasch auf einander, aber sie brachten nur eine geringe Wirkung auf den harten Boden hervor. Kleine Erdstückchen flogen nach allen

Seiten, auch an das Fenster, wo die beiden jungen Leute in höchster Verwunderung standen, und der sonderbaren Arbeit des Barons zusahen, der plötzlich kräftig und gesund geworden zu sein schien. Lisette zweifelte nicht, daß der arme Mann den Verstand verloren habe. Was konnte ihn antreiben, den Boden der Eremitage umzuwühlen? Warum wählte er die späten Abendstunden, nachdem er seine Leute zu Bett geschickt hatte? Gab es nicht kräftige Hände genug, die dieses Geschäft vollbringen konnten? Es war dies eine Erscheinung, die auf eine Verstandesverwirrung schließen ließ.

Schon nach zwei Minuten stellte der Baron die Arbeit ein; er brach erschöpft zusammen, nachdem er sich vergebens auf den Stiel der Hacke zu stützen versucht.

„Ich will noch warten!" murmelte er. „Vielleicht bringt der Bruder Rettung, und ich kann mein Gut behalten. Dieses Plätzchen wird dann ruhig bleiben, wie es bisher gewesen ist — man wird den Boden nicht umwühlen. O, Sabine, Sabine?"

Nun begann der Baron die Erde wieder zu ebnen; er bediente sich dazu der Hände.

Bei der Ausführung dieser Arbeit hörte man ihn laut weinen.

„Der arme Mann ist wirklich nicht bei Sinnen!" flüsterte Lisette. „Ach Gott, dürfte ich mich ihm nur

nähern. Ich werde mich stellen, als ob ich ihm gefolgt sei."

„Die Klugheit gebietet Vorsicht," meinte Martin, der ein gefährliches Geheimniß ahnte. „Verhalte Dich ruhig, wenn der Baron fort ist, können wir ungestört reden."

Auf dem Boden der Eremitage lag ein feiner, gelber Kiessand, der trocken wie Staub geworden war, da das Dach vor dem Einfluße der Witterung schützte. Der Baron mußte den Vortheil kennen, den dieser Umstand bot, denn er vertheilte den Sand gleichmäßig, so daß die Spur seiner Arbeit verschwand. Dann warf er seinen Mantel um, verließ das Häuschen und schloß die Thüre, die er von Außen verriegelte. Als Lisette fünf Minuten später hervortrat, war der Baron verschwunden. Martin sprach seine Verwunderung darüber aus.

„Freund!" sagte Lisette ernst, „der Zufall hat uns zu Zeugen eines seltsamen Ereignisses gemacht, und jeder Andere würde ihm weiter nachzuforschen suchen; wir aber werden annehmen, daß Nichts geschehen sei. Was kümmert uns die Eremitage? Der gute Baron ist zu Zeiten geistesschwach, ich habe es längst bemerkt, und dies ist auch der Grund, der ihn veranlaßt, eingezogen wie ein Eremit zu leben. Martin, ich liebe Dich von ganzem Herzen, und wenn Du mich liebst, wie Du so oft gesagt, so versprich mir, über den Vor-

gang dieses Abends ein tiefes Schweigen zu beobachten."

„Das verspreche ich Dir, Lisette!"

„Und von nun an werden wir die Eremitage meiden. Komm, ich begleite Dich bis auf die Wiese, dann wollen wir uns trennen."

Arm in Arm gingen sie an der hohen Gartenmauer hin.

„Lisette!" begann der junge Mann nach einer Pause, „was würdest Du thun, wenn Du in Folge einer plötzlichen Veränderung dieses Schloß verlassen müßtest?"

„Das ist eine wunderliche Frage, Martin!" Ich wüßte wahrlich nicht, was für eine Veränderung eintreten sollte . . ."

„Man spricht davon, der Baron werde seine Besitzung verkaufen."

„So! Wer hat Dir denn diese große Neuigkeit mitgetheilt?"

„Der Schulmeister, dessen Adjunkt ich bin. Man will nämlich eine neue Eisenbahn bauen, und diese kann nur durch den Schloßpark geführt werden, da rechts die Bergkette, und links der Moor eine andere Linie nicht gestattet. Man hat dem Baron schon eine bedeutende Summe geboten. Der Schulmeister ist in solchen Dingen erfahren, er kann es wohl wissen."

„Ich höre das erste Wort davon!" rief Lisette.

„Auch sagt man, daß der Baron Emil in dieser Angelegenheit verreist sei. Vielleicht bringt er den Abschluß des Kaufs mit, und dann, Lisette, wirst Du mit dem Baron diese Gegend verlassen. Ich kann Dir nicht folgen, wenn ich die Anwartschaft auf den Schulmeisterposten, der der einträglichste in der ganzen Gegend ist, nicht verlieren will."

„Martin!" sagte sie nach einer Pause, „wir wollen annehmen, daß dieser mögliche Fall eintritt, so bleibt mir Nichts, als meinem Wohlthäter zu folgen, der in seinem leidenden Zustande meiner Hilfe bedarf."

„Das ist recht traurig!" seufzte Martin.

„Ach ja, aber es läßt sich nicht ändern. Wir können ja einen Briefwechsel unterhalten."

„Das wohl; aber wenn Du wüßtest, wie ich in den letzten acht Tagen gelitten habe, wie ich mich sehnte, Dich zu sehen, Du würdest begreifen, daß eine Trennung von Dir . . ."

„Nun, wie lange werden wir denn getrennt bleiben? Sobald Du als Schulmeister angestellt bist, werde ich Deine Frau."

„Ja, sobald ich angestellt bin. Aber darüber können noch einige Jahre vergehen, denn mein Vorgänger ist ein geiziger Mann, der so lange als möglich sich den Gehalt zu sichern sucht, da die Pension nur gering ausfällt. Du kennst ja den alten Klär, ich brauche Dir Nichts weiter über ihn zu sagen."

„Ja, ich kenne ihn, und weiß, daß er am ganzen Körper kontrakt ist. Wenn die Regierung seinen Zustand wüßte, sie würde ihn gewiß bald pensioniren und dem Manne den Gehalt geben, der ihn verdient. Auch soll Meister Klär ein schönes Vermögen besitzen."

„Ja, Lisette! das kann ich versichern," rief Martin eifrig.

„Demnach ist es eine Schande, daß der Mensch so zäh auf seinem Posten bleibt; er sollte doch andern Leuten auch etwas gönnen. Du, der arme Kandidat, mußt arbeiten, und er, der reiche Filz, der Nichts thut, bezieht den Gehalt, von dem er Dir eine Kleinigkeit abgibt, damit Du wohnen und Deinen Hunger stillen kannst."

„Ach ja," seufzte Martin, „das ist wohl wahr! Und dieser Schulmeister macht noch Aktiengeschäfte. Auch bei der neuen Eisenbahn will er sich betheiligen. Ich wollte, der Baron behielte sein Gut, damit der Bau nicht ausgeführt werden kann und Du in meiner Nähe bleibst."

Beide drückten sich schweigend die Hände, als ob sie sich trösten wollten. Lisette seufzte und Martin kämpfte ein bitteres Gefühl nieder, das diese Betrachtungen in ihm angeregt hatte.

„Lisette!" seufzte er traurig, „nun drückt mich noch etwas, das ich Dir mittheilen muß."

„Was ist es denn?"

„Ich will einmal annehmen, daß ich über kurz oder lang den Posten erhielte — was würde geschehen, wenn der alte Baron immer noch Deiner Pflege bedürfte? Könntest Du ihn denn lassen, um meine geliebte Hausfrau zu werden? Würde er Dich nicht des Undankes zeihen?"

„Ach, lieber Martin! so weit gehen meine Befürchtungen nicht!"

„Ich denke an Alles, und dies macht mir die größte Sorge."

„Sieh' zu, daß Du den Gehalt und die schöne Dienstwohnung bekommst — alles Uebrige findet sich. Man sagt, das Bad Meinberg heilt die Gicht — nun habe ich den Baron zu bestimmen gewußt, daß er diesen Sommer eine Badekur unternimmt. Ja, lieber Freund! wir gehen in das Bad, und der Baron wird gesund zurückkehren. Dann bedarf er meiner Pflege nicht mehr, und Du kannst getrost um meine Hand bei ihm werben — vorausgesetzt, daß Du ein Mann in Amt und Würde bist."

In diesem Augenblick hörte man das Läuten einer Glocke.

„Was ist das?" fragte Martin.

Lisette blieb stehen.

„Das ist ja die Glocke an dem großen Hofthore!" sagte sie verwundert.

„Sollte Besuch kommen?"

„Dazu wäre es zu spät. Vielleicht kehrt der Baron Emil zurück, der in diesen Tagen erwartet wird. Gute Nacht, Martin! Morgen Abend sehen wir uns wieder. Jetzt aber will ich auf mein Zimmer gehen, denn man könnte mich rufen."

„Gute Nacht, liebe Lisette!"

Sie führte ihn rasch bis zur Thüre in der Mauer. Nach einem innigen Kuße trennten sich die beiden Liebenden. Martin war schon zehn Schritte entfernt, als ihn Lisette noch einmal zurückrief:

„Mein lieber Freund!" sagte sie ängstlich, „wirst Du auch über den angeschwollenen Bach kommen, dessen Rauschen sich von hier aus vernehmen läßt? Der schmale Steg ist bei Nacht gefährlich zu passiren. Ach, wenn Dir ein Unglück begegnete!"

„Sei ohne Sorge, mein liebes Mädchen!" antwortete Martin zärtlich und gerührt. „Der Steg liegt noch sicher von einem Ufer bis zu dem andern, und sollte das Wasser in den letzten Stunden zu hoch gestiegen sein, so mache ich den Umweg über die Mühle. Um mich Dir zu erhalten, würde ich die ganze Nacht durch Felder und Wälder laufen. Sei unbesorgt, meine geliebte Lisette! Der Steg über den Bach soll uns keine Gefahr bringen."

„In allem Uebrigen vertraue mir!" rief Lisette.

Die Glocke ließ sich zum zweiten Male hören. Lisette küßte noch einmal flüchtig den Geliebten, dann verschloß sie die Gartenthüre, und eilte auf ihr Stübchen.

Viertes Kapitel.

Der Besuch.

Andreas von Sydow saß erschöpft in seinem Stuhle, als leise an der Thüre des Zimmers geklopft wurde.

„Was gibt's?" rief er.

„Schlafen Sie schon, Herr Baron?" fragte draußen eine Stimme.

„Ah, Du bist es, Kaspar. Komm herein!"

Die Thüre ward geöffnet, und ein schon ergrauter Knecht trat ein. Es war der alte Kaspar, der in einem Häuschen neben dem Haupteingange wohnte und den Dienst des Thürwärters versah.

„Herr Baron!" meldete er, „so eben ist ein Fremder angekommen."

Der Baron schreckte ein wenig auf. Mit gewaltsam angeeigneter Ruhe fragte er:

„Nannte er seinen Namen?"

„Nein. Er hält in seinem Wagen draußen vor dem Thore, das ich ihm nur dann erst öffnen werde, wenn Sie es befohlen haben."

Es war dies eine Gewohnheit, die man auf Elsborn schon lange beobachtete. Bei dem Eintritte der Dämmerung wurde das Thor geschlossen, und auf den

ausdrücklichen Befehl des Besitzers durfte es während des Abends und der Nacht nur dann erst geöffnet werden, wenn die Erlaubniß dazu eingeholt war. Bis jetzt war dieser Fall nicht eingetreten — Kaspar erschien heute zum ersten Male.

„Ich dachte, mein Bruder käme zurück!“ murmelte der Baron.

„Nein, gnädiger Herr! es ist ein Fremder. Wenn ich recht gesehen, so führt ihn der Kutscher aus der Krone in D.“

„Frage ihn nach seinem Namen, dann komme zurück.“

„Ohne das Thor zu öffnen?“

„Natürlich.“

Kaspar verschwand. Der Baron erhob sich, und trat an das Fenster, das nach dem Hofe hinausging. Als er die Schritte des zurückkehrenden Knechts hörte, warf er sich wieder in den Lehnstuhl.

Kaspar trat ein.

„Wer ist es?“ fragte aufgeregt der Alte.

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr!“

„Narr, Du solltest doch fragen . . .“

„Ich habe auch gefragt.“

„Nun?“

„Statt der Antwort hat mir der Fremde dieses kleine Stück Papier gegeben. „Ueberreiche dies Deinem Herrn, mein Freund!“ sagte er dabei. Hier ist das Papier.“

Der Baron empfing eine Visitkarte.

„Licht!“ rief er mit bebender Stimme.

Kaspar nahm die Kerze von dem Tische, und leuchtete. Der Baron las: „Viktor Ernst, Justizrath.“ Murmelnd wiederholte er den Namen. Dann starrte er vor sich hin, als ob er überlegte, was er beginnen sollte.

„Kaspar!“ rief er plötzlich.

„Herr Baron?“

„Höre mich wohl an, Kaspar!“ fuhr er fort, und seine Augen vergrößerten sich vor innerer Aufregung.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

„Zuerst öffne das Thor, laß den Fremden ein und führe ihn in den kleinen Speisesaal.“

„Sehr wohl, Herr Baron!“

„Dann rufe Lisetten, die vielleicht noch wach ist. Wenn sie schläft, wecke sie. Beeile Dich!“

Kaspar verließ rasch das Zimmer. Fünf Minuten später fuhr ein Wagen in den Schloßhof.

„Der Justizrath Ernst aus Köln!“ murmelte der Baron. „Die Angelegenheit muß wichtig sein, da er selbst eine so weite Reise unternimmt. Bei dieser Gelegenheit werde ich den Mann persönlich kennen, der mir entweder einen großen Dienst erzeigen, oder sehr verhängnißvoll werden kann. Muth und Ruhe, Alter! Was bebst Du vor Dingen, die noch nicht geschehen sind? Andreas von Sydow ist ein Edelmann, man

muß ihn respektiren! Dieser Besuch wird ohne Zweifel eine Entscheidung herbeiführen, die ich vielleicht noch lange hinausgeschoben hätte."

Er ging so lange erregt durch das Zimmer, bis Lisette mit einem Lichte eintrat.

„Da bin ich, Herr Baron! Ist Ihnen etwas zugestoßen?" fragte sie besorgt.

„Nein, mein Kind! aber wir haben einen Besuch erhalten. Richte das Gastzimmer ein, und besorge ein Nachtessen."

„Wo soll ich decken?"

„Hier!"

Lisette entfernte sich, nachdem sie den Alten neugierig betrachtet hatte. Der Baron zündete noch eine Kerze an. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er Schmutz an seinen Händen. Fast wäre ihm die Kerze entfallen; zitternd eilte er in das angrenzende Schlafgemach und wusch sich die Hände. Als er zurück kam, stand Kaspar an der Thüre. Er erschrak.

„Was willst Du?" herrschte er den Knecht an.

„Gnädiger Herr! der Fremde läßt um die Erlaubniß bitten, sich Ihnen vorzustellen."

„Hat er denn so große Eile?"

„So scheint es; er geht unruhig auf und ab."

„Gut, sage ihm, daß ich ihn erwarte, Kaspar!"

„Gnädiger Herr?"

„Bleibe noch!"

Der Knecht blieb an der Thüre stehen. Der Herr schleppte sich noch einigemal mühsam durch das Zimmer.

„Ja, ja," murmelte er endlich, „er mag kommen. Ich bin zwar krank, aber ich kann den Besuch empfangen. Kaspar sage dem Fremden im Voraus, daß ich krank sei — hörst Du? Sage ihm, daß ich schon seit langer Zeit mein Zimmer nicht verlassen hätte."

„Ich werde ihm Alles sagen, gnädiger Herr!"

Kaspar entfernte sich, um gleich darauf den Fremden eintreten zu lassen. Der Justizrath hatte Hut und Mantel abgelegt; er verneigte sich vor dem Schloßherrn, der in seinem großen Lehnstuhle saß.

„Der Herr Justizrath Ernst ist mir willkommen!" rief der Baron. „Verzeihung, daß ich Sie von meinem Sorgenstuhle aus empfangen muß."

Ernst drückte die dargereichte Hand des alten Herrn, indem er einige Worte der Entschuldigung wegen seiner späten Ankunft sprach.

„Nehmen Sie Platz, mein Herr!" sagte der Gutsbesitzer, „Sie werden ohne Zweifel diese Nacht mein Gast sein?"

„Ich bitte um eine Herberge, Herr Baron! denn es wird wohl spät werden, ehe wir unsere Geschäfte beenden. In dem Vertrauen auf Ihre Gastfreundschaft habe ich meinen Wagen nach D. zurückgeschickt."

„Sie haben recht gethan. Verfügen Sie über den meinigen. Wir sind ungestört — theilen sie mir kurz den Zweck Ihres Besuches mit."

„Er ist eben nicht angenehm," sagte der Justizrath lächelnd; „aber ich hoffe, daß sich die Angelegenheit zu Ihren Gunsten wird wenden lassen, wenn unsere Ansichten nicht zu sehr von einander abweichen. Läge mir nicht eine friedliche Lösung am Herzen, ich würde die Sache schriftlich erledigt haben."

„Gut, gut, seien sie meines Dankes gewiß!" murmelte der Alte.

Dann warf er sich mit dem Kopf in die Lehne zurück, faltete die Hände und wartete.

„Herr Baron!" begann der Justizrath, „es befinden sich drei Wechsel, die sie über bedeutende Summen ausgestellt haben, in meinen Händen. Ich soll die Einlösung derselben bewirken und nöthigenfalls gerichtliche Schritte gegen sie unternehmen."

„Ich dachte es mir!" murmelte der Baron.

„Der Inhaber des bedeutendsten Wechsels von fünfzigtausend Thalern ist der Banquier Kaiser."

„Kaiser?" fuhr der Baron auf.

Ernst verneigte sich.

„Also hat der Oberst von P., mein Freund, das Papier in Umlauf gesetzt. Ja, ja, das sind Freunde!"

„Der Banquier hat den Wechsel gekauft."

„Ich lege dem Banquier Nichts zur Last. Wer ist der Inhaber des zweiten Wechsels?"

„Sie sehen ihn vor sich, Herr Baron!"

„Sie selbst?" fragte verwundert der Alte.

„Ja, mein Herr!“

„Wie kommt das Papier in Ihre Hände?“

„Ich kaufte es von der Witwe Markus gegen Eisenbahn-Aktien.“

„Also macht der Herr Justizrath auch Wechselgeschäfte?“

„Eigentlich nicht. Mein Vermögen ist gering, und wenn sich eine Gelegenheit bietet, zu verdienen, so benutze ich sie. Die Jüdin wollte um jeden Preis den Wechsel los sein. Ich glaube er befindet sich jetzt in guten Händen.“

„In den Ihrigen?“ murmelte der Baron.

„Verlassen Sie sich darauf, daß ich ihn nur dem Aussteller zurück gebe.“

„Und das dritte Papier?“

„Ist mir von einem Manne übergeben, der nicht genannt sein will.“

„So, Herr Justizrath!“

„Die Gründe dazu kenne ich nicht.“

„Hm! Hm! Hm!“ murmelte der Alte. „Wie hoch beläuft sich die Summe?“

„Dreißigtausend Thaler.“

Der Baron starrte vor sich hin; seine Hände, die auf dem Bauche lagen, zitterten ein wenig.

„Also dieses Papier ist es!“ sagte der Baron nach einer Pause.

„Ja.“

„Demnach sind Sie und der Banquier meine einzigen Gläubiger, Herr Justizrath!"

„Darüber kann ich nicht urtheilen."

„Glauben Sie es — ich habe weiter keine Schulden."

„Dann fürchte ich Nichts."

„Mein Gut ist hundert und dreißigtausend Thaler unter Brüdern werth."

„Nicht mehr?" fragte erstaunt der Justizrath.

„Ich sage: unter Brüdern, mein Herr!"

„Die Grundstücke haben wenig Werth, seit die Kreditanstalten Gelegenheit zur Erzielung höherer Zinsen bieten. Jeder läßt sein Geld arbeiten, während er die Hände in den Schooß legt. Die Verwaltung eines Gutes erfordert Anstrengung, Arbeit, Mühseligkeit . ."

„O, Herr Justizrath! die Verwaltung eines Gutes ist eine halsbrechende Geschichte, die sollte eigentlich nur Verbrechern als Strafe überwiesen werden!" rief ironisch der Baron. „Mein Gott! was die Menschen schwatzen, wenn es gilt, ein Geschäft zu drehen und zu wenden. Wollte ich Elsborn von Ihnen kaufen, so würden Sie die herrlichsten Vorzüge vorzuführen wissen, der Oekonom würde die schönste und angenehmste Beschäftigung der Welt haben. Da würde die Oekonomie ungeheure Zinsen abwerfen. Aber jetzt, da man Elsborn kaufen will, setzt man die Güter, die Oekonomie, die Oekonomen und Alles, was mit ihnen zusammen-

hängt, bis in den Koth herunter. Ich kenne das, Herr Justizrath! Als ich Elsborn kaufte, gab es keine zweite Besitzung in der ganzen Provinz, und wenn man es mir für die Summe von hunderttausend Thalern ließ, so erzeigte man mir eine besondere Gefälligkeit. Jetzt, nachdem ich zwanzig Jahre lang gut gewirthschaftet, gebauet und Aecker und Wiesen verbessert habe, jetzt soll mein Gut nur einen so geringen Werth noch haben, daß ich froh sein muß, wenn sich ein Käufer findet. Herr Justizrath! so lange ich kann, behalte ich mein Gut."

Der Baron war so aufgeregt geworden, daß er seinen Platz verließ, und im Zimmer auf und ab ging. Lisette trat ein.

„Decke dort den Tisch!" rief der Alte.

Lisette wunderte sich, daß der Baron trotz seiner Gicht so rasch gehen konnte. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und schritt von einem Ende des Zimmers bis zu dem andern.

Der Justizrath antwortete nicht; als Lisette den Tisch gedeckt und sich entfernt hatte, stand er auf, und wollte zur Seite des Barons den Spaziergang mitmachen. Dieser aber begann plötzlich zu stöhnen, als ob er von den heftigsten Schmerzen ergriffen würde, er eilte nach seinem großen Stuhle zurück.

„Verzeihung, Herr Justizrath!" murmelte er, „ich vergaß in der Aufregung meiner kranken Beine! Ja,

die geringste Aufregung hat schreckliche Folgen. Das Blut geräth in Wallung, daß mir der Kopf schwindelt. Ich weiß mitunter nicht mehr, was ich spreche. Ach Gott, ich bin wohl recht krank! Gönnen Sie mir einige Augenblicke Ruhe."

Er ließ den Kopf zurücksinken, und legte die rechte Hand an die Stirne, auf der sich merklich große Schweißtropfen zeigten. Der Justizrath hatte Mitleiden mit dem alten Manne, wie gern würde er die peinliche Unterhaltung abgebrochen haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß Levi Markus ihm auf den Fersen folgte.

„Herr Baron!" begann er nach einer Pause, „ich bedauere vom Herzen, daß ich Ihnen die Aufregung nicht ersparen kann, welche die Natur der Sache mit sich bringt; aber verhandeln wir, zu Ihrem eigenen Heile, so ruhig als möglich. Wähnen Sie nicht, daß ich als Käufer nach Elsborn gekommen bin — die Güter haben für mich, den Juristen, keinen Werth."

„Nun, in welcher Absicht sind Sie denn gekommen?" fragte der Baron, ohne seine Lage zu verändern.

„Ich komme im Auftrage des Banquiers Herrn Kaiser."

„Ah, Sie sind sein Rechtsanwalt?"

„Ja"

„Und dann besitze ich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ebenfalls einen Wechsel."

„Ganz recht, ganz recht! Und nun?"

„Die Wechsel meiner beiden Auftraggeber soll ich Ihnen präsentiren."

„Ich habe um Frist gebeten!" murmelte der Baron vor sich hin.

„Der Banquier ist ein strenger Geschäftsmann."

„Ich biete ihm erhöhete Prozente."

„Herr Baron Kaiser ist kein Wucherer."

„Aber Geschäftsmann. Was hindert ihn ein neues Geschäft mit mir abzuschließen?"

„Sie kommen da auf ein Thema, mein Herr! über das zu verhandeln ich außer Stande bin. Herr Kaiser dringt auf sofortige Auszahlung der Wechselschuld."

„Herr Justizrath! es ist schwer, eine solche Summe zu beschaffen."

„Ich weiß es."

„Mein Bruder ist in Geldangelegenheiten nach Köln gereist."

„Er wird unverrichteter Sache zurückkehren."

„Das fürchte ich."

„Sie können es als gewiß annehmen, denn ich habe ihn in D. gesprochen."

„Und was werden Sie nun beginnen, Herr Justizrath?"

„Nach der Ansicht meines Auftraggebers soll ich die Rechtshilfe ergreifen."

„Wie?"

„Ich soll Wechselhaft beantragen.“

„Mein Gott, mein Gott!“

„Der Sachwalter hat mitunter traurige Pflichten zu erfüllen.“

„Schützt mich meine Krankheit nicht?“

„Nein, Herr Baron!“

„Ich kann doch mit gichtigen Beinen nicht davonlaufen.“

„Ganz recht.“

„Und wenn man mir die Pflege entzieht . . .“

„Sie werden alle nur mögliche Pflege erhalten.“

„Und die Gemüthserregung?“

Der Justizrath zuckte mit den Achseln.

„Sie werden sich zu fassen suchen.“

„Mein Herr! unter solchen Umständen fasse sich, wer kann. Bietet mein Gut nicht Sicherheit genug?“

„Bedenken Sie, daß Sie die Wechsel unterzeichnet haben.“

„Auch mein schönes Gut ist verpfändet.“

„Der Banquier dringt auf Wechselhaft.“

„Er ist ein Unmensch.“

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron!“

„Was soll aus meiner Ehre werden?“

„Sie wird nicht gefährdet sein.“

„Wenn man mich wie einen Verbrecher einkerkert?“

Der Baron erhob sich vom Neuen und ging durch das Zimmer. Der Justizrath betrachtete ihn.

„Das ist schrecklich!“ murmelte der Schuldner, „Mein Herr! stellen Sie wenigstens Ihr Verfahren so lange gegen mich ein, bis mein Bruder ankommt. Vielleicht ist es ihm gelungen, ein Kapital zu erheben.“

„Rechnen Sie nicht darauf. Er hat sich über das Mißlingen seines Reiseplanes gegen mich ausgesprochen.“

„Geben Sie mir Frist, ich werde mein Gut aus freier Hand verkaufen!“ bat der Greis.

Der Justizrath erhob sich.

„Herr Baron!“ sagte er ruhig, „ich sehe ihre grenzenlose Verlegenheit, und bedaure Sie von Herzen.“

„Bedauern sie mich nicht; aber helfen Sie, helfen Sie!“

„Das ist, soweit es meinen Wechsel anbetrifft, mein Wunsch. Leider aber bin ich als rechtlicher Sachwalter außer Stande, Ihnen in Angelegenheiten meiner Klienten Nachsicht zu geben.“

Der Baron warf sich wieder in den Lehnstuhl.

„Gut; was wird also zunächst mit mir geschehen?“ fragte er in sichtlicher Angst. „Wann transportirt man mich in das Schuldengefängniß?“

„Darauf werde ich nicht antragen. Ich kann mildere Maßregeln ergreifen, ohne meine Pflicht zu verletzen. Sie sind krank . . .“

„O, ich bin sehr krank — dem Tode nahe!“

„Sie werden in Ihrem Zimmer bleiben.“

„Das lohne Ihnen der Himmel, mein Herr!"

„Vor der Thüre steht eine Wache . . ."

„Wie, eine Wache?" fuhr der kaum beruhigte Greis auf.

„So will es das Gesetz."

„Großer Gott! was sollen meine Leute davon denken? Herr!" rief er entrüstet, „bin ich denn ein Verbrecher?"

„Es hat schon mancher Kavalier Wechselhaft gehabt, und er ist dennoch ein Ehrenmann geblieben. Augenblickliche Geldverlegenheit ist keine Schande."

„Das sind Ansichten!" rief der Baron. „Also in meinem eigenen Zimmer will man mich gefangen halten? Und meine Leute werden die Wache sehen? Herr Justizrath! ich weiß nicht, ob ich das Schuldgefängniß in D. nicht vorziehe; dort werde ich wenigstens den Blicken meiner Leute entzogen sein."

„Vergessen Sie nicht, daß Sie krank sind!" erinnerte mitleidig der Justizrath.

Der Baron verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen und dabei murmelte er einige unverständliche Worte vor sich hin, die wie ein Vorwurf klangen, den er einer dritten Person machte. Nach einer Pause ließ er die Hände sinken; sein Gesicht war leichenblaß und mit Schweiß bedeckt.

„Was geschieht wenn ich Gefangener bin?" fragte er murmelnd.

„Da ihr Grundstück verpfändet ist, wird man es öffentlich an den Meistbietenden verkaufen. Die Auktion wird an Ort und Stelle abgehalten werden."

Der Baron wiegte schmerzlich sein Haupt.

„Demnach soll ich mit doppelten Ruthen gepeitscht werden!" murmelte er. „Man hält mich in Wechselhaft und verkauft mein schönes Gut."

„Da die Grundstücke gegenwärtig im Preise so niedrig stehen, kann der Fall eintreten, daß durch den Verkauf der Betrag sämmtlicher Wechsel nicht erzielt wird."

„Unmöglich, unmöglich, mein Herr!" rief der Baron außer sich.

„Ich muß diesen Fall annehmen; lasse ich ihn außer Acht so verletze ich meine Pflicht als Rechtsanwalt, denn ich gefährde die Interessen meiner Klienten. Für das Fehlende also bleiben Sie Wechselgefangener. Das ist der Gang des Prozesses, der gegen Sie erhoben wird. Sie sehen, daß die Nachsicht, die ich Ihnen als Wechselinhaber gestatte, keine Veränderung Ihrer Lage hervorbringt. Schreite ich nicht gegen Sie ein, so gibt es Advokaten genug, die sich mit Vergnügen dazu bereit finden lassen."

Der Baron saß wie erstarrt in seinem Lehnstuhle; er glich einem Menschen, dem man angekündigt, daß er zum Schaffot geführt werden solle. Eine wahre Todesangst sprach sich in seinen bleichen Zügen aus.

Der Schweiß rann in großen Tropfen von seiner Stirn. Seine Hände zitterten wie im Krampfe.

„Herr Baron!“ unterbrach in einem mitleidigen Tone der Justizrath die eingetretene Pause, „es läßt sich nicht verkennen, daß Ihre Lage eine sehr ernste ist; aber wenn Sie mit Ruhe überlegen, wenn Sie die Mittel, die Ihnen bleiben, zweckmäßig verwenden, so glaube ich, daß Sie sich, ohne Aufsehen zu erregen, aus der Verlegenheit ziehen können.“

„Wenn das möglich wäre! Geben Sie mir einen Ausweg an.“

„Sie sprachen die Absicht aus, unter der Hand zu verkaufen?“

„Ja!“

„Demnach läßt sich annehmen, daß Sie einen Käufer haben?“

„Man hat mir Anträge gemacht.“

„Wer?“

„Die Eisenbahn-Kompagnie!“ rief der Baron mit dumpfer Stimme. „Sie braucht mein Terrain zur Durchführung einer Verbindungslinie. Herr Justizrath!“ fügte er mit sichtlicher Anstrengung hinzu, „es bedarf nur meiner Erklärung, und der Kauf mit jener Gesellschaft ist sofort abgeschlossen; aber ich kann es nicht über mich gewinnen, mein schönes Grundstück, das ich wie ein Lieblingskind gehegt und gepflegt habe, in Hände übergehen zu lassen, die es zerstören, die meine

herrlichen Pflanzungen umwühlen und meinen Park zu einem Damme machen. Ich sterbe, wenn ich sehen muß, daß die mühsam gezogenen Früchte ein Raub der Spekulation werden. Die Spekulation! O, diese furchtbare Leidenschaft, die das Glück so manches braven Menschen zerstört! Zwingen Sie mich nicht zu dem Verkaufe, mein Herr — ich würde mich unter der Erde begraben lassen, die man in meinen Aeckern aufwirft. Lassen Sie mir Zeit, daß ich Mittel und Wege suche, meine Verlegenheit zu beseitigen, und wenn dies nicht gelingt, einen Käufer, der mein Elsborn in Ehren hält und mir ein Plätzchen gönnt, auf dem ich sterben kann."

Als der Baron schwieg, hatte er die Hände wie zum Gebete gehalten. Die schmerzliche Aufregung hatte alle seine Muskeln in Bewegung gesetzt, sie zuckten heftig wie im Krampfe. In diesem Augenblicke trat Lisette ein: sie setzte Speisen und Wein auf den Tisch. Dann forderte sie höflich den Gast auf, das Nachtessen einzunehmen und bat um Nachsicht, wenn man in der Eile bessere Speisen nicht hätte herbeischaffen können. Den Justizrath hatte die Klage und das flehentliche Bitten des alten Mannes so ergriffen, daß er dem jungen Mädchen durch eine Verneigung dankte, ohne seinen Platz zu verlassen.

Der Baron wiederholte die Einladung nach einer Pause.

„Ohne Zwang, Herr Justizrath!“ fügte er hinzu. „Ich weiß den Gast von dem Rechtsanwalte meiner Gläubiger zu trennen. Man soll nicht sagen, daß Andreas von Sydow die Gastfreundschaft vernachlässigt, wenn auch die Sorgen des Lebens wie ein Meer um ihn wogen.“

Auf seinen Wink entfernte sich Lisette.

„Ist das Gastzimmer in Ordnung?“ rief er ihr nach.

„Ja, Herr Baron!“

Die beiden Männer waren wieder allein.

„Ich bin unter eigenthümlichen Umständen Ihr Gast,“ begann der Justizrath, indem er sich zu Tische setzte. „Sie bewirthen mich so freundlich, der ich den Auftrag habe, Ihre Ruhe zu stören, selbst eine völlige Umgestaltung aller Ihrer Verhältnisse herbeizuführen.“

„Befindet sich nicht einer meiner Wechsel in Ihren Händen?“ fragte schmerzlich lächelnd der Alte.

„Das ist wahr.“

„Nun, da Sie Nachsicht üben wollen, kann ich Sie nicht als meinen Feind betrachten; ich bin Ihnen sogar zu Danke verpflichtet.“

„Könnte meine Nachsicht Ihnen nur mehr Vortheil bringen!“ rief der Justizrath.

„Der Oberst ist ein Schuft!“ murmelte der Baron zwischen den Zähnen. „Ich habe längst die Ahnung von dem Schritte gehabt, den er jetzt gegen mich unternommen. O, wäre ich zehn Jahre jünger!“

Dem Gaste war diese Aeußerung nicht entgangen.

„Herr Baron!“ sagte er, „Sie haben eine Unvorsichtigkeit bei der Ausstellung der Dokumente begangen.“

„Wie?“

„Eine große Unvorsichtigkeit.“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!“

„Ein einfacher Wechsel oder eine einfache hypothekarische Kaution hätte genügt.“

„Ermessen Sie daraus meine Verlegenheit, in der ich mich befand, als ich die Anleihen kontrahirte. Ich würde auch meinen Kopf zum Pfande gesetzt haben, wenn man ihn verlangt hätte. Und nun müssen Sie wissen, mein Herr! — der Greis erhob sich bei diesen Worten mit glühenden Augen — daß ich dieses Geld nicht in meinem Nutzen verwendet habe! Es ist einer undankbaren, nichtswürdigen Person zu Gute gekommen. Gott ist mein Zeuge, daß ich meine gegenwärtige Lage nicht verdient habe!“ fügte er erschüttert hinzu. „Ich habe viel, unendlich viel gelitten! Der Verkauf meines Gutes an die Eisenbahn-Kompagnie gibt mir endlich den Todesstoß!“

Der Anwalt glaubte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, den Schlag auszuführen, den er sorgfältig vorbereitet hatte. Die Abneigung des Barons gegen den Verkauf an die Eisenbahn-Kompagnie kam ihm zu statten, und Levi Markus hatte sein Spiel schon ver-

loren, wenn er wirklich als Agent jener Kompagnie reiste.

„Herr Baron!“ begann er nach einer Pause, „ich bin der Vormund einer jungen Person, die ungefähr ein so großes Vermögen besitzt, als zum Ankaufe Ihres Gutes erforderlich ist. Ich glaube es vor meinem Gewissen verantworten zu können, wenn ich die meiner Verwaltung anvertrauten Gelder zu einem Zwecke verwende, der auch Ihnen für den Augenblick nützlich ist. Betrachten Sie mich als den Käufer von Elsborn.“

Der Greis starrte den Justizrath an.

„Sie können über eine solche Summe verfügen?“ fragte er.

„Im Interesse meiner Mündel.“

„Ich stelle Ihnen mein Gut als Hypothek.“

Der Justizrath zuckte mit den Achseln.

„Das Kapital ist nicht mein Eigenthum, ich kann es nicht nach Belieben verwenden.“

„Sie legen es so sicher und rentabel an, wie es in unserer Zeit nur immer möglich ist. Ich biete Ihnen sechs Procent.“

„Herr Baron! ich kann das Kapital nur anders placiren, wenn ich für meine Mündel ein Grundstück erwerbe, das später als Heirathsgut dienen kann. Es ist durchaus nicht auf einen niederen Preis abgesehen, und wenn ich Ihnen den Vorschlag in diesem Augenblicke mache, so leitet mich nicht die Absicht, Ihre Lage

zu benützen — kommt zwischen uns der Kauf zu Stande, so ist Ihnen geholfen, und ich habe meine Pflicht als Vormund erfüllt. Aus diesem Grunde bin ich nicht rigorös gegen Sie verfahren, sondern habe als Vermittler diese Reise unternommen. Willigen Sie ein, und in acht Tagen ist die traurige Angelegenheit arrangirt."

Der Baron legte die Hände auf den Rücken, und ging im Zimmer auf und ab. Er schien zu überlegen. Auf seinem bleichen Gesichte malte sich der Kampf, der in seinem Innern vorging. Plötzlich blieb er stehen und sagte:

„Herr Justizrath! gönnen Sie mir einige Tage Bedenkzeit."

„Vergessen Sie die Wechsel nicht."

„Sie bleiben mein Gast."

„Ich habe Verpflichtungen gegen meine Klienten."

„Sie mögen so lange warten."

„Man wird mir die Vollmacht entziehen, wenn ich zögere und ich werde Ihnen ferner nicht nützen können."

„Warten Sie wenigstens so lange, bis mein Bruder zurückkehrt."

Auf diesen Vorschlag glaubte der Justizrath eingehen zu können. Levi Markus war nicht mehr zu fürchten, und der Erwartete mußte diesen Abend noch eintreffen. Trotz der Aussicht auf eine friedliche Lösung der Dinge verblieb der Baron in seiner peinlichen Un-

ruhe; er vermochte nicht sich unbefangen auf das Gespräch einzulassen, das der Gast nun anknüpfte. Man sprach von den gesellschaftlichen Zuständen der Gegenwart, und so oft die Eisenbahn-Angelegenheiten berührt wurden, so oft gerieth der Baron in eine sichtliche Angst. Der Justizrath schrieb dies natürlich der Besorgniß des Greises zu, daß sein schönes Grundstück, das unter seinen Augen erstanden war, der Zerstörung preisgegeben werden sollte.

Eine Pendule schlug eilf Uhr.

„Gehen Sie zu Bett, mein Herr!" sagte der Gutsherr. „Sie sind ermüdet von der Reise."

Dann ertheilte er der eintretenden Lisette den Auftrag dem Gaste ein Zimmer anzuweisen.

„Gute Nacht, Herr Baron!" sagte Ernst.

„Die Nacht wird nicht gut werden," meinte mit mit einem schmerzlichen Lächeln der Greis.

„Verlieren Sie die Hoffnung nicht. Bei Aussichten, wie ich sie Ihnen geboten habe, läßt es sich schon schlafen."

„Aber ich bin krank, ich bin sehr krank!" stöhnte der Alte. „Die Gicht plagt meinen alten Körper — doch, gute Nacht!"

Lisette führte den Justizrath auf das Gastzimmer, das elegant und freundlich eingerichtet war. Die Fenster desselben gingen nach dem Parke hinaus, der jetzt im hellen Mondenscheine dalag. Jenseits der Wiese, die

an die Mauer des Parkes grenzte, zeigten sich die grauen Umrisse des Waldes. Der Justizrath war so aufgeregt, daß er eine Zigarre anzündete, das Fenster öffnete und in die prachtvolle Abendlandschaft hinausblickte, der Himmel war klar, die Luft ruhig.

„Warum der Baron sich einschließt, als ob er einen Ueberfall befürchtete?“ fragte sich Ernst, der seines seltsamen Einlasses in das Schloß gedachte. „Ob er eine Ahnung von den Angriffen seiner Schuldner gehabt? der seltsame alte Mann! Ich begreife übrigens seinen Schmerz, denn wer hier den größten Theil seines Lebens verbracht hat, kann sich von diesem Paradiese nur schwer trennen. Es ist wirklich Schade, daß es zerstört werden soll.“

Ernst betrachtete die Vortheile, die der Abschluß des Handels ihm gewährte, und da Gewinnsucht seine größte Leidenschaft war, so schloß er seine Betrachtungen mit dem Satze:

„Elsborn ist überschuldet und für den Baron verloren! verschmähe ich, es durch List an mich zu bringen, so bricht der Konkurs aus, und es finden sich andere Käufer, die dasselbe Geschäft mit der Eisenbahn-Kompagnie machen, das ich zu machen jetzt beabsichtige Die bizarren Ansichten, des Alten sollen mich nicht irritiren. Er wird ruhiger leben, wenn er nach dem Arrangement seiner Angelegenheiten eine kleine Rente bezieht, die ihn vor Mangel sichert.“

Die Töne einer Glocke schallten durch die Nacht. Ernst erkannte die Glocke am Hofthore; er zweifelte nicht, daß des Barons Bruder und Levi Markus ankamen. Da er seines Vortheils dem Agenten gegenüber sicher war, schloß er das Fenster, entkleidete sich und legte sich zur Ruhe. Ehe er einschlief, fiel ihm Josefine noch einmal ein, die wunderbare Doppelgängerin der Seltenau. Der Schlaf übermannte ihn, er konnte den Vermuthungen nicht lange mehr nachhangen die das Reiseabenteuer in ihm erweckten. In dem angrenzenden Zimmer schlief Levi Markus, der wirklich mit dem Bruder des Schloßherrn angekommen war.

Zwischen den beiden Brüdern, die sich allein in dem Wohnzimmer befanden entspann sich folgendes Gespräch:

„Hast Du Frist erwirkt, Emil?" fragte der Gutsbesitzer.

„Nein Bruder. Der Oberst hat seinen Wechsel verkauft, und die Jüdin will nicht länger warten."

„O, der Oberst ist ein Schurke!" murmelte Andreas. „Nicht die Verlegenheit, sondern die Rache treibt ihn, das Papier zu Gelde zu machen."

„Dein Wechsel befindet sich in den Händen des Banquiers Kaiser."

„Ich weiß es; sein Rechtsanwalt ist schon hier. Was läßt sich noch thun, Bruder?"

„Nichts als bezahlen!" rief Emil, der seine heitere Laune nicht verloren hatte.

„Bezahlen, wovon? Hast Du Geld mitgebracht?"

„Ich glaube," antwortete Emil, gutmüthig lächelnd.

„Du glaubst es!" rief der Baron auffahrend. „Bruder, nimm diese Sache nicht von der heitern Seite, wie Du zu sagen pflegst; sie hat nur eine Seite, und zwar die ernsteste von der Welt. Was willst Du sagen?"

„Daß Du annehmen kannst, ich habe Geld mitgebracht. Hast Du den kleinen Mann mit der Glatze gesehen?"

„Ja. Wer ist er?"

„Ein Agent der G.'schen Eisenbahn-Kompagnie. Durch ihn verkaufen wir Elsborn so theuer, daß Dir nach Deckung der Schulden noch eine hübsche Summe bleibt, von der Du gemächlich und sorglos leben kannst."

Andreas zitterte am ganzen Körper, als er diesen Vorschlag hörte; er mußte sich an der Lehne des zunächststehenden Sessels halten, um nicht zusammenzubrechen. Seine Augen vergrößerten sich indem er ausrief:

„Nie nie! Bruder. Sprich das Wort Eisenbahn nicht aus, wenn Du mich liebst! Mein schönes Grundstück bleibt, wie es ist. Verkaufe ich es, so stelle ich die Bedingung, daß während meines Lebens auch nicht die geringste Veränderung damit vorgenommen wird. Kein Spaten soll einen Damm aufwerfen oder eine Grube graben. Der Boden bleibt, wie er ist. Kannst Du kein

anderes Ausgleichungsmittel schaffen, so schweige — Deine Reise ist also erfolglos gewesen."

Baron Emil schüttelte den Kopf.

„Ich begreife und theile Deine Abneigung gegen die Eisenbahnen," sagte er ruhig und ernst; „warum aber sollen wir den Vortheil nicht ziehen, den sie uns bieten? Die Gesellschaft muß den höchsten Preis zahlen, weil sie unser Terrain braucht. Jeder andere Käufer wird über die Forderung lächeln, die wir der Gesellschaft stellen und dann setze ich noch voraus, daß sich bei diesen Zeiten der Aktienunternehmungen und Kredit-Anstalten Käufer finden."

„Muß ich verkaufen so ist schon ein Käufer da!"

„Wer? Wo?" fragte neugierig Baron Emil.

„Der Justizrath Ernst!"

„Ah!" rief Emil gedehnt. „Levi Markus hat also doch Recht. Der Herr Justizrath ist Geschäftsmann, er will kaufen. Und darum dringt er auch auf die Bezahlung der Wechsel. Andreas, die Sache ist wohl zu zu überlegen; heute kauft der Justizrath Elsborn, und morgen verkauft er es an die Kompagnie mit Profit. Die Spekulation ist einfach und klar wie das Sonnenlicht. Er zwingt Dich durch die Wechsel zu verkaufen, damit Du nicht Zeit hast, mit der Kompagnie zu unterhandeln. Markus ist ein Schlaukopf, er hat die Geschichte durchschaut. Bruder, man will uns um zwanzig- bis dreißigtausend Thaler bringen!"

Man erräth wohl, daß der Baron mit Markus unterwegs über die Sache gesprochen, und daß der Jude nicht verfehlt hatte, da er die Spekulationen des Justizraths kannte, seine Schlüsse zu ziehen. Der Umstand, daß seine Mutter dem Rechtsanwalte einen Wechsel über eine bedeutende Summe übergeben, hatte mancherlei Ideen in ihm geweckt, die er dem bedrängten Baron mitgetheilt, und das Erstaunen des Letztern läßt sich denken, als er die vorhergepflogenen Unterhandlungen des Justizrath mit Andreas erfuhr. Baron Emil fand den Weigerungsgrund an die Kompagnie zu verkaufen, nicht hinreichend; er war der Meinung, daß man unter den obwaltenden Umständen jeden Vortheil ergreifen müsse. Aber Andreas ließ sich nicht irre machen, er wollte durchaus jeder Zerstörung seiner Anlagen vorbeugen.

„Elsborn kommt zuletzt doch in die Hände der Kompagnie," meinte Emil.

„Eher stecke ich es in Brand, und lasse mich unter den Trümmern begraben!" rief Andreas.

„Denke an den Obersten!"

„Es ist wahr!" murmelte der Alte. „Mein Untergang ist ja das Ziel seiner Rache. Aber was soll ich beginnen?"

„Verkaufen! verkaufen und dann ein ruhiges Leben führen. Wir ziehen in ein Landstädtchen, und kümmern uns um das Treiben der Welt weiter nicht, das

mit jedem Tage ekelhafter wird. Die Fürsten, die Minister, die Edelleute, die Bürger, selbst die Bauern sind Spekulanten. Kein Mensch will mehr arbeiten; das Geld allein soll ernähren, soll Wohlstand und Reichthum schaffen. Das ist die große Lebensdoktrin unserer Zeit. Fasse sie richtig auf, Bruder! und hänge nicht an alten Gewohnheiten, sonst mußt Du untergehen."

„Hast Du den Obersten gesprochen?" fragte Andreas, der nachdenkend geworden war.

„Ja."

„Nun?"

„Er ist noch derselbe rohe und unbeugsame Mensch, der er stets gewesen. Das Alter hat seinen Charakter nicht milder, seine Gesinnungen nicht freundlicher gemacht. Er ist so sehr Spekulant, daß er darüber seinen Adel vergißt. Der Mammon geht ihm über Alles, und ich behaupte, daß er einer Summe wegen ein Verbrechen begeht. Du sollst ihn sehen — sein Gesicht drückt die Leidenschaften aus, die ihn beseelen. Sein Haus wimmelt von Agenten und Juden, er ist bei allen Kredit-Anstalten betheiligt und besitzt Aktien aus aller Herren Länder. Niemand vermuthet in ihm den einst so ehrenwerthen und tapfern Militär."

„Für wen scharrt der alte Mann zusammen?" rief Andreas. „Er steht allein auf dieser Welt, hat weder Weib noch Kind!"

„Das ist Allen, die ihn kennen, ein Räthsel. Nun, Andreas! was gedenkst Du zu thun?"

„Geh' zu Bett, ich werde überlegen. Morgen sprechen wir mehr über die traurige Angelegenheit. Ich bin so erschöpft, daß ich keinen Entschluß fassen kann."

„Benütze die Verlegenheit der Kompagnie, und laß Dich tüchtig bezahlen. Dies ist der einzige Rath, den Dir Dein Bruder geben kann. Gute Nacht, Andreas!"

„Gute Nacht, Emil!"

Die Brüder trennten sich. Eine Viertelstunde später war Alles still in dem großen Gebäude. Aber nicht alle Bewohner schliefen; der Baron Andreas saß wachend in seinem großen Stuhle. Es schlug ein Uhr nach Mitternacht. Da erhob er sich, als ob ihn die Zeit dazu anspornte; er nahm die tief herabgebrannte Kerze und ging langsam in sein Schlafzimmer, das durch eine mit Vorhängen versehene Glasthüre von dem Wohngemache geschieden ward. Hier öffnete er einen Sekretär, und holte verschiedene Papiere aus geheimen Fächern hervor. Nachdem er lange gelesen, band er einzelne Papiere in ein Packet zusammen, siegelte das Band, und legte das Packet in den Sekretär zurück, den er sorgfältig wieder schloß. Der Schlüssel hing an einer Schnur auf seiner Brust. Nachdem er dies verrichtet, legte er sich seufzend zu Bett.

„Mein Gott! bin ich denn wirklich ein Verbrecher?" murmelte er betend vor sich hin. „Herr! Du kennst

mein Herz, ich habe nicht aus Vorsatz gesündigt. Gib mir Ruhe, gib mir Frieden! Paul, Paul, das habe ich nicht um Dich verdient! Du verfolgst mich, und erhöhst die Schrecken meines Gewissens. Gibt es eine Sühne, so habe ich das, was ich gethan, schon hundertfältig gesühnt. Und Du, mein Gott! stärke mich, daß ich einen Entschluß faße und ausführe. Dann laß mich sterben, und vereinige mich mit meiner Sabine!"

Der Greis bewegte noch eine Zeitlang wie betend die bleichen Lippen, dann übermannte ihn der Schlaf. Aber ein böser Traum mußte ihn peinigen — seine Augenlider zuckten, als ob er sich gewaltsam den Armen des Schlafes entreißen wollte, der ihm so erschreckliche Bilder vorgaukelte. Aber wie gelähmt sank er wieder zurück — die Kraft des Geistes vermochte nicht, die Schwäche des alten Körpers zu besiegen.

Fünftes Kapitel.
Eine Entdeckung.

Am nächsten Morgen war das Leben in dem Schloße Elsborn reger als gewöhnlich, obgleich nur zwei Gäste zu bewirthen waren. Lisette hatte alle Hände voll zu thun, denn außer der Pflege des Barons lag ihr auch noch die Beaufsichtigung der Wirthschaft ob. Man hielt das hübsche Mädchen für die Tochter vom

Hause und zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß sie die Erbin des unverheiratheten Barons sein würde, den man für sehr reich hielt. Niemand ahnte seine mißliche Lage, und wenn er plötzlich in das Schuldgefängniß geführt, wenn sein Gut meistbietend verkauft würde, so wäre dies für Lisette ein Donnerschlag aus heiterer Luft gewesen, denn sie rechnete wenigstens auf so viel, daß sie ihrem Martin eine hübsche Aussteuer mitbringen konnte.

Lisette war die Tochter eines blutarmen Mannes, eines Holzhauers. Des Zusammenhanges unserer Erzählung wegen ist es nöthig, daß wir mittheilen, wie der Baron dazu gekommen ist, Lisetten in sein Schloß zu nehmen.

Vor zwölf Jahren besuchte ihn sein alter Busenfreund, der Oberst außer Diensten Paul von Melin. Emil von Sydow stand damals noch als Hauptmann in einem holländischen Regimente, und Andreas wohnte allein auf Elsborn. Die Ankunft des Obersten war ein frohes Ereigniß für den Schloßherrn, der, allen Nachbarn unerklärlich, so still und eingezogen lebte, als ob er die Menschen haßte. Seine einzige Zerstreuung war die Jagd in den schönsten Forsten seiner Besitzung, und Tagelang, nur von seinem Diener Brock gefolgt, durchstrich er die Marken. Es schien, als ob er sich absichtlich ermüden wollte, und Sumpf und Moor setzten seinen mühseligen Streifereien kein Hinderniß

entgegen. Auch der Oberst von Melin liebte die Jagd und beide fröhnten während der Zeit ihres Beisammenseins ihrer Liebhaberei nach Herzenslust.

Eines Morgens gingen sie zur Jagd aus, um ein entferntes Revier zu durchstreifen, von dem der Baron gesagt, daß es reich an Wildbret sei. Seltsamerweise war die Ausbeute nur eine geringe gewesen, obgleich sich die Jäger weidlich abgemüht hatten.

„Die Wilddiebe müssen die Rehe verjagt haben!" murmelte unwillig der Baron. „Ich begreife sonst die Verödung meines Forstes nicht, den ich nur selten besuche."

„Das kommt von Deiner schlechten Wirthschaft," antwortete der Oberst. „Stelle tüchtige Förster an, die Wald und Flur überwachen, und Du wirst keinen Mangel an Wild haben. Die Diebe wissen, daß Deine Waldungen unbewacht sind, und darum treiben sie zwanglos ihr Unwesen, ich kann mir das lebhaft denken. Du alter Thor, sei nicht so geizig. Bei Dir trifft das Sprichwort ein: Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels."

Der Baron schüttelte den Kopf und schwieg.

In der Dämmerung kamen die Jäger an ein Gehöft, das einsam am Rande des Waldes lag. Eine Lehmmauer umschloß ein Gärtchen und ein mit Stroh bedecktes Häuschen. Auf der Giebelspitze dieses Häuschens war ein großes Storchnest angebracht. Die Ver-

schmelzung des letzten Tageslichtes mit dem Scheine des bereits aufgegangenen Vollmondes schuf eine reizende Dämmerung. Bei dieser Beleuchtung bot das Gehöft einen pittoresken Anblick.

„Was ist das?" fragte der Oberst, indem er stehen blieb.

„Die Hütte eines armen Holzhauers," antwortete der Baron.

„Der Kerl wohnt wie ein Einsiedler."

„Er ist es auch. Der wackere Kaspar lebt nur seiner Familie; er arbeitet im Walde und kümmert sich um die Welt nicht."

„Außer wenn er ein feistes Reh an die Welt verkauft!" rief lachend der Oberst.

„Kaspar gilt allgemein für einen braven, redlichen Mann. Ich glaube nicht, daß er mich bestiehlt, denn ich gebe ihm oft Arbeit und im Winter Brot."

„Und in diesem Glauben läßt Du ihn unbeachtet, Freund! wenn Du Deine Grundstücke, die vortrefflich sind, nicht besser bewirthschaftest, werden sie bald ruinirt sein. Mir scheint, hier spielt Jeder den Herrn, der Lust dazu hat. Ich möchte wohl den braven Kaspar einmal sehen."

„Wozu das?"

„Um den Mann zu beurtheilen. Die Wilddiebe haben für den Kenner eine eigene Physiognomie."

„Bist Du denn Kenner, Paul?"

„Ich glaube, mein lieber Andreas!"

„Gut, statten wir dem Kaspar einen Besuch ab. Aber wir werden unsere Absicht geheim halten."

„Natürlich! Fordern wir einen Trunk frischen Wassers."

Die beiden Jäger traten durch das halb verfallene Thor in den Hof. Schon die nächste Umgebung gab Zeugniß von der großen Armuth Kaspars. Der Hof war zwar reinlich, aber von allem Geräthe entblößt. Man sah weder Holz noch Stroh für den Winter aufgehäuft. Durch die Risse eines kleinen Schoppens, der sich an die niedere Mauer lehnte, drangen die Strahlen des Mondes. Aus einem der Fenster schimmerte still und traurig ein mattes Licht. Rings war es ruhig wie in einer Einöde.

Der Oberst wollte durchaus einem Wilddiebe auf die Spur kommen. Er flüsterte seinem Begleiter zu:

„Leise, leise! Wir wollen einen Blick durch das Fenster werfen. Wer weiß, was in der Barake vorgeht."

Geräuschlos schlichen sie dem Häuschen näher, dessen niedere Thüre nur angelehnt war. Der Oberst erreichte zuerst das Fenster. Durch die trübe Scheibe ließ sich das Stübchen, da ein Licht darin brannte, übersehen. Die bitterste Armuth hatte auch hier ihr Panier entfaltet. Dem Fenster gegenüber stand ein Bett, in dem eine todtbleiche Frau aufrecht saß. Neben ihr auf dem

Stuhle saß eine andere Frau, die zu der Umgebung einen seltsamen Kontrast bildete. Diese Frau, obgleich über die ersten Jugendjahre hinaus, war schön und elegant gekleidet. Sie trug ein feines Spitzenhäubchen auf dem dunklen Haare, das in kurzen Locken an den weißen Wangen herabhing. Den schlanken, üppigen Körper schloß ein Kleid von schwarzer Seide ein. Neben ihr auf dem Stuhle lag ein eleganter Mantel und ein Damenhut mit einem weißen Schleier. Der Oberst stand wie erstaunt. Die beiden Frauen bildeten eine wunderbare Gruppe, die jeden unbefangenen Lauscher überraschen mußte. Wie kam die elegante und reiche Dame in diese einsame Wohnung des Elends? Man hätte sie für einen Engel halten mögen, der vom Himmel in diese Einöde herabgestiegen, um die Noth der kranken Holzhauersfrau zu mildern. Der Baron stand erstaunt wie sein Freund. Beide lauschten mit angehaltenem Athem. Die Kranke lächelte, als die Dame ihre Hand ergriff, das war ein schmerzliches Lächeln wie die Antwort auf einen Trostspruch, dessen Verwirklichung man für unmöglich hält.

„Fassen Sie Muth, arme Frau!“ sagte eine wohlklingende weibliche Stimme; „morgen sende ich Ihnen einen geschickten Arzt, dessen Hilfe, mit der meinigen vereint, Ihnen die Gesundheit bald wiedergeben wird. Ihre Krankheit ist eine Folge des Mangels an den nöthigen Lebensbedürfnissen. Verhehlen wir

uns das nicht. Vertrauen Sie auf Gott und auf gute Menschen."

„Der Himmel lohne Ihnen die Güte, mit der Sie sich meiner annehmen!" antwortete die Kranke.

„Wo ist Ihr Mann?"

„Er ist nach der Stadt gegangen, muß aber bald zurückkehren."

„Sie können das Bett nicht verlassen, und befinden sich allein in diesem einsamen Hause."

„Kaspar hat sich mit Widerstreben entfernt; aber re mußte den Weg unternehmen, wenn wir nicht Hungers sterben wollten."

„O, das ist entsetzlich!" sagte unwillig die Dame. „Man sollte es für unmöglich halten, daß inmitten eines kultivirten und civilisirten Landes eine Familie in diesem Elende lebt."

„Glauben Sie mir, Madame! mein guter Mann trägt wahrlich nicht die Schuld; in der Nähe gibt es keine Arbeit für ihn, und in der Ferne Verdienst suchen, erlaubt meine Krankheit nicht. Meine Tochter ist zu klein, um mir zu nützen, und da muß Kaspar, statt zu arbeiten, seine Frau warten. Ach, der Gedanke, daß ich meinem Manne, dem ich eigentlich zur Seite stehen sollte, eine so große Last bin, erweckt oft den Wunsch..."

„Sprechen Sie diesen Wunsch nicht aus, arme Frau!" rief im Tone des Vorwurfes die Dame. „Sie freveln gegen die Vorsehung, die Ihr Schicksal bestimmt hat."

„Dann muß ich eine arge Verbrecherin sein," schluchzte die Kranke; „denn die Vorsehung hat mich einem schweren Lose bestimmt; so schwer, daß es die Kraft eines Menschen nicht tragen kann. Ach, Verzeihung, Madame! meine Worte müssen Ihnen wohl frevelhaft erscheinen; aber wer so leidet, wie ich, wer so oft umsonst zu Gott gebetet hat, muß endlich eine Beute der Verzweiflung werden."

Die Kranke sank weinend in das Kissen zurück.

Die beiden Lauscher sahen, daß die Dame schmerzlich ihr Haupt schüttelte, sich erhob und langsam durch das Stübchen ging. Ihre Gestalt war groß und edel; ihre Bewegungen waren ruhig und graziös. Plötzlich blieb sie stehen, und betrachtete mitleidig die Kranke.

„Liebe Frau!" fragte sie sanft, „liegt nicht in der Nähe ein Rittergut?"

„Ja, Madame! Elsborn."

„Warum wenden Sie sich nicht an den Besitzer? Es bedarf ja nur einer geringen Unterstützung, um Ihre Noth zu lindern."

„Der Herr Baron von Sydow hat uns bereits einige Almosen zukommen lassen. Der Edelmann ist so unzugänglich, und zumal jetzt, da er Besuch hat..."

„Wer ist denn bei ihm?"

„Man nennt den fremden Herrn Oberst von Melin — weiter weiß ich nichts."

„So muß sich Ihr Mann an den Obersten wenden!“ sagte entschieden die Dame.

„An den Obersten?“

„Gewiß, gewiß!“

„An den fremden Gast im Schloße? der Herr Baron würde meinen Kaspar wie einen lästigen Bettler davonjagen Nein, liebe Madame! das können wir nicht wagen.“

„Sie werden es wagen; ich stehe Ihnen für den Erfolg.“

„Sie, Madame? Du lieber Gott, ich weiß ja nicht einmal, wen ein glücklicher Zufall in meine Hütte geführt.“

„Sie werden es vielleicht auch nie erfahren; aber folgen Sie meinem Rathe. Morgen Früh mag Ihr Mann in das Schloß gehen, dem Obersten dieses kleine Couvert überreichen und ihn im Namen der Absenderin um ein Darlehen von zwei- bis dreihundert Thaler bitten. Glauben Sie mir, Ihr Mann wird nicht mit leeren Händen zurückkommen.“

„Zweihundert Thaler!“ rief freudig erschreckt die Kranke, indem sie sich emporrichtete.

„Fordern Sie mehr, fordern Sie so viel als Ihnen nöthig erscheint, um sich für immer aus dieser drückenden Lage zu reißen.“

Die Dame warf ein Couvert auf den Tisch. Dann zog sie ihre Börse und legte einige Thaler neben

das Couvert. Nun sah sie nach der goldenen Uhr, die an ihrem Gürtel hing.

„Schon acht Uhr vorüber!“ rief sie aus.

Rasch warf sie den Mantel um, und setzte den Hut auf, dessen weißen Schleier sie über das Gesicht herabzog.

„Nun ist es Zeit, daß wir gehen,“ flüsterte der Oberst.

Der Baron hörte diese Aufforderung nicht; er stand wie eine Säule und starrte durch das Fenster. Der Freund nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Eine Minute später befanden sie sich jenseits der Mauer hinter einem Schlehdornbusche. Der Oberst war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er den schweigenden Freund beobachten konnte, der sich willenlos führen ließ. Er stützte sich auf sein Gewehr und beobachtete den Rasenplatz, der hell vom Monde beschienen ward. Gleich darauf hörte man das Oeffnen und Schließen der Thüre in dem Häuschen des Holzhauers.

„Fort! Fort!“ sagte der Baron, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte. „Es ist schon spät — man wird um uns besorgt sein.“

„Eine Minute noch!“ flüsterte der Oberst, indem er den Freund zurückhielt.

„Warum? Warum?“ fragte Andreas wie verwirrt.

„Du leistest mir einen Dienst, wenn Du verhinderst, daß man unsere Anwesenheit bemerkt.“

Andreas kreuzte die Arme und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, als ob ihm das längere Bleiben Ueberwindung kostete. Paul von Melin steckte den Kopf hinter dem Busche hervor. Da kam ein Mann vom Walde her über den Rasenplatz; er lief mehr, als er ging. Zu gleicher Zeit trat die Dame aus der Pforte in der Mauer. Sie blieb stehen, bis der Mann sich ihr genähert hatte.

„Sabine! bist Du es?“ fragte er.

„Ja!“ war die Antwort.

„Du bleibst lange. Ich war besorgt um Dich.“

„Ohne Grund. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht!“ sagte Sabine in einem bitteren Tone.

„Eine Entdeckung?“ wiederholte der Mann, indem er den kurzen Mantel um die Schultern warf, den er bisher auf dem Arme getragen hatte.

„Der Oberst befindet sich zum Besuche auf Elsborn.“

„Paul von Melin?“

„Man nannte mir diesen Namen.“

„Das trifft sich gut!“ murmelte der Mann. „Was gedenkst Du nun zu thun?“

„Ich habe meinen Plan geändert; Lisa wird noch einige Zeit bei den Bauersleuten bleiben, obgleich die Frau krank darnieder liegt.“

„Sabine, ich rathe nicht dazu!“ murmelte der Mann. „Nimm das Kind jetzt zurück, und gib es in eine Pension.“

„Folge mir; ich werde Dir unterwegs die Gründe mittheilen, die mich veranlassen, meinen ersten Plan zu ändern. Doch schlagen wir einen Fußweg ein, das Gras ist naß vom Thau."

Beide entfernten sich. Bald verschwanden sie zwischen den ersten Bäumen des Gehölzes, durch das der Fußweg führte, der sich wie ein grauer Streifen im Grase fortzog.

Der Oberst stand, auf sein Jagdgewehr gestützt, und starrte nach dem Walde; der Baron blieb unbeweglich in seiner Stellung. Fünf Minuten verflossen.

„Können wir gehen?" fragte plötzlich der Baron.

„Nein!" murmelte der Oberst.

„Warum?"

„Ich will die kranke Frau des Holzhauers sprechen."

„Es ist der kürzeste Weg, um das Couvert der Dame in Empfang zu nehmen, das sie auf dem Tische zurückgelassen hat."

„Nun ja," murmelte der Oberst mit finsterem Gesichte; „meine Neugierde ist wohl erklärlich."

„Kennst Du denn die Dame?" fragte Andreas ein wenig heftig.

„Ich werde suchen, sie kennen zu lernen."

„Recht; vielleicht gibt das Couvert Aufschluß. Gehen wir in die Hütte."

Diesmal betrat Andreas zuerst den Hof. Dem Obersten schien die Begleitung des Freundes lästig zu sein; er hielt ihn an.

„Freund!“ murmelte er, „laß mich allein mit der Kranken reden; sie wird erschrecken, wenn zwei Männer erscheinen.“

„Kaspars Frau kennt mich; sie weiß, daß sie meinen Besuch nicht zu fürchten hat. Du magst immerhin in einer geheimnißvollen Beziehung zu der Unbekannten stehen — ich werde Dein Geheimniß ehren, meiner Diskretion darfst Du gewiß sein.“

Der Oberst fügte sich; er trat mit dem Freunde in das Stübchen. Die Kranke hatte sich bei dem herannahenden Geräusche der Schritte emporgerichtet; sie war so erstaunt, als sie die beiden Männer erblickte, daß sie kein Wort reden konnte.

„Erschrecken Sie nicht, liebe Frau!“ sagte mild der Baron; „ich habe erfahren, daß Sie krank sind, und daß Kaspar keine lohnende Arbeit findet. Mein Weg führt mich diesen Abend hier vorbei —“

„Ach, Herr Baron! Sie sind ein großmüthiger, gnädiger Herr!“

„Warum hat sich Kaspar nicht längst an mich gewendet? daß es so weit kommen mußte!“ fügte er hinzu, indem er durch das traurige Gemach blickte. „Da liegen ja Thaler auf dem Tische!“ rief er mit erkünsteltem Erstaunen aus. „Ah, die Noth ist wohl nicht so

groß, als man sie mir geschildert hat, und meine Hilfe kommt zu spät."

„Verzeihung, Herr Baron! — dieses Geld hat mir vor kaum einer Viertelstunde eine Dame geschenkt."

„Eine Dame?" fragte der Oberst, der gern das Couvert sogleich ergriffen hätte.

„Ja, lieber Herr!"

„Wer war die Dame?" fragte der Baron.

Die Kranke gerieth in sichtliche Verlegenheit.

„Ich kenne sie nicht!" flüsterte sie. „Gegen Abend trat sie zu mir ein —" Sie stockte, und sah ängstlich nach dem Couverte auf dem Tische, als ob sie es gern den Blicken der beiden Männer entzogen hätte.

In diesem Augenblicke ließ sich die Stimme eines Kindes vernehmen, das auf einer elenden Streu in der Ecke des Stübchens lag.

„Mutter! Mutter!" rief weinend das Kind, indem es den Kopf aus der zerlumpten Decke hob.

„Schweige, Lisette!"

„Mutter! ist der Vater zurückgekommen? Mich hungert!"

„Schlafe nur, liebes Kind! er kann nicht lange mehr bleiben!" tröstete die Mutter. „Ich werde Dich wecken, sobald der Vater Brot bringt."

„Aber mich hungert so sehr; ich habe ja seit gestern Nichts gegessen!"

Lisette weinte bitterlich. Die Mutter suchte sie umsonst zu beruhigen. Da trat der Oberst an das Strohlager, und betrachtete aufmerksam das weinende Mädchen. Der Baron ließ ihn nicht aus dem Auge, er verfolgte alle seine Bewegungen. Die Aengstlichkeit der Kranken mehrte sich. Auch dies entging dem Baron nicht, der sich in einer fieberhaften Aufregung befand. Wie aus Furcht vor dem Obersten schwieg das Kind, das aufrecht auf dem Lager saß. Die blonden Haare hingen verwirrt über das feine weiße Gesicht herab. In den großen himmelblauen Augen erglänzten Thränen. Das unschuldige Geschöpf, das der Hunger aus dem Schlafe geweckt, bot einen rührenden Anblick. Trotzdem wandte sich der Oberst mit zornigen Mienen ab; er schien eine Entdeckung gemacht zu haben, die ihm die Galle in das Blut trieb.

„Frau," wandte er sich zu der Kranken, „man hat hier einen Brief für mich abgegeben — ich bin der Oberst von Melin, der sich zum Besuche auf Elsborn befindet."

Gertrud, so hieß die Frau des Holzhauers, nickte erstaunt mit dem Kopfe.

„Sie wissen es?" fragte sie leise.

„Ich weiß es von der Dame selbst."

Gertrud deutete auf den Tisch.

„Mein Mann sollte Ihnen das Papier morgen übergeben," flüsterte sie ängstlich.

„Und zugleich zwei- oder dreihundert Thaler von mir fordern — nicht wahr? Die fremde Dame verfügt über meine Börse, als ob es die ihrige wäre. Wollen doch sehen, welche Gründe sie dafür angibt."

Paul von Melin nahm rasch das Couvert von dem Tische. Er laß die Adresse. Seine Gesichtsmuskeln zuckten ein wenig. Dann zerriß er das Siegel, und holte ein feines Blatt Papier aus dem Umschlage, der zu Boden fiel. Je länger er las, je größer ward seine Aufregung; der Baron glaubte selbst eine Anwandlung von Schrecken in seinen Zügen zu bemerken. Indem er das Papier in die Tasche seinen Jagdrockes steckte, warf er einen durchbohrenden Blick auf das Kind, das ihn seinerseits mit Bestürzung anblickte.

„Sie sind nicht die Mutter dieses Kindes?" fragte er die Kranke.

Gertrud hatte nicht den Muth, diese Frage zu beantworten, denn sie sah, daß der Baron sie fast mit den Blicken verschlang. Eine peinliche Pause trat ein.

„So antworten Sie doch, Gertrud, so antworten Sie doch!" rief der gespannte Baron. „Wer ist dieses Kind?"

„Gnädiger Herr! erlassen Sie mir ein Geständniß, von dem ich nicht weiß . . ."

„Ja oder nein? Weiter ist Nichts nöthig."

„Nein!" antwortete kaum vernehmbar die kranke Gertrud. „Ich habe Lisette nur erzogen."

„Brachte es Ihnen die fremde Dame, die vorhin bei Ihnen war?“ fragte der Oberst.

„Ich weiß es nicht!“

„Keine Ausflüchte, Frau! ich muß die Wahrheit wissen. Wenn Sie mir Alles erzählen, so zahle ich Ihnen die geforderte Summe; verharren Sie im Schweigen, so erhalten Sie keinen Pfennig.“

„Du lieber Gott! wie kann ich denn sagen, was ich nicht weiß?“ rief schluchzend die kranke Frau.

„Wie sind Sie denn zu dem Kinde gekommen?“ fragte der Oberst.

„Ich war nicht zu Hause, ich fand es bei meinem Manne vor, als ich eines Abends von der Arbeit zurückkehrte. Er behandelt die Sache als ein großes Geheimniß; ich habe nie ein Wort von ihm darüber erfahren können. Uebrigens ist mir das arme Kind so lieb, als ob es mein eigenes wäre. Könnte ich mehr zur Erziehung desselben beitragen, als mir bis jetzt vergönnt gewesen!“

„Also Ihr Mann kennt das Geheimniß?“ fragte der Oberst.

„Ja!“

„So werde ich es wohl erfahren!“ dachte der Baron.

Nachdem der Oberst einige Augenblicke überlegt, sagte er zu der Kranken:

„Senden Sie morgen Ihren Mann nach Elsborn; es wird auf ihn ankommen, ob ich ihm das Geld zahle, das die Fremde Ihnen in Aussicht gestellt hat.“

„Gute Nacht, Frau Gertrud!“ sagte mild der Baron; „trösten Sie sich, Ihre Lage wird sich ändern.“

Die beiden Jäger verließen das Häuschen des Holzhauers. Draußen trafen sie Brock, den Diener, der seinen Herrn mit Ungeduld erwartete. Er meldete, daß der Wagen auf dem Feldwege halte.

„Willst Du fahren?“ fragte der Gutsbesitzer seinen Gast.

„Nein,“ antwortete der Oberst; „ich fühle das Bedürfniß nach Bewegung in freier Luft. Wie weit haben wir noch bis zu Deiner Besitzung?“

„Wenn wir durch das Gehölz gehen, eine halbe Stunde.“

„Gehen wir durch das Gehölz!“ sagte der Oberst, der diesen Vorschlag gern annahm.

Brock ertheilte dem Kutscher den Befehl des Herrn. Die Freunde warfen die Gewehre auf den Rücken und schlugen einen Fußpfad ein, der sich eine Zeit lang am Walde hinzog. Der mondhelle Abend war schön; kein Lufthauch machte das Laub der Bäume zittern. Die Landschaft lag in völliger Ruhe unter dem weiten, blauen Himmelsdome. Ueber der Wiese schwebte ein weißer, durchsichtiger Nebel, der die jenseits stehenden einzelnen Bäume wie Schatten riesiger Gespenster erscheinen ließ. Die Freunde hatten keinen Sinn für die Schönheiten des Abends; sie gingen schweigend neben einander, Jeder hing seinen Gedanken nach. Der Oberst

schritt rüstig vorwärts, als ob ihn eine innere Unruhe zur Eile trieb. Der Baron trocknete dann und wann den Schweiß von seiner Stirn; ein schmerzliches Gefühl schien ihm die Brust zusammenzupressen und am raschen Gehen zu hindern. Nur mit Mühe konnte er dem voranschreitenden Freunde folgen, der sich um seinen Begleiter nicht kümmerte. Der Auftritt in der Holzhauerhütte hatte eine verschiedenartige Wirkung hervorgebracht: Paul von Melin war zornig, Andreas von Sydow war still und ernst geworden, man konnte selbst sagen, daß sich ein schmerzliches Gefühl in seiner Brust regte.

Plötzlich blieb der Oberst stehen.

„Andreas!“ sagte er, „was hältst Du von den Frauen?“

„Sonderbare Frage!“ murmelte der Baron.

„Du bist Junggeselle, wie ich; es liegt darin schon ein gewisses Urtheil.“

„Vielleicht! Doch, was veranlaßt Dich...“

„Nach den Frauen zu fragen?“ rief mit einem bittern Lachen der Oberst.

„Nun ja!“

„Ich sollte eigentlich schweigen, denn der Gegenstand ist einer Erörterung nicht werth.“

„Du scheinst bittere Erfahrungen gemacht zu haben, mein armer Freund! Ich erinnere mich, daß Dir der Umgang mit geistreichen, liebenswürdigen Frauen früher Bedürfniß war.“

„O ich hatte sie gern; aber gerade die geistreichen Frauen sind die gefährlichsten. Man muß sich vor ihnen hüten wie vor giftigen Schlangen. Der Teufel hat das schöne Geschlecht geschaffen. Es ist aus Lügen und Heucheleien zusammengesetzt."

„Paul! fast möchte ich glauben —"

„Was?" rief auffahrend der Oberst.

„Daß die fremde Dame zu denen gehört, die Dir eine so üble Meinung von den Frauen beigebracht haben."

„Ganz recht, Freund! ich will es Dir nicht verhehlen."

„Das ist traurig, sehr traurig!" murmelte der Baron mit einem Seufzer.

„Das kurze Glück, das mir ihre Liebe einst gewährte, muß ich schmerzlich büßen."

„Wie?"

„Du siehst ja, sie verfolgt mich."

„Ich glaubte, ein Zufall habe gefügt . . ."

„Wenn das ist, so benützt sie den Zufall, um mich zu brandschatzen. Jetzt zeigt sie sich in ihrer ganzen Glorie; aber es gibt kein Mittel mich mürbe zu machen, mein Herz ist hart geworden wie Stein. Ebenso wenig werden mich Drohungen einschüchtern, denn ich fühle den Muth, den boshaftesten Angriffen zu widerstehen."

„Wer ist die Dame?" fragte fast schüchtern der Baron.

„Ich weiß nicht, ob Du ihre Familie kennst; sie ist ein Fräulein Sabine von Hoyer.“

Der Baron zuckte ein wenig zusammen.

„Sabine von Hoyer?“ murmelte er.

„Arm, blutarm; aber stolz bis zum Uebermuthe, bis zum Wahnsinn.“

„Vielleicht auf ihre Schönheit?“ fragte Andreas, indem er langsam den Weg fortsetzte, um seine Unruhe zu verbergen.

Der Oberst ging ihm zur Seite.

„Schön war sie, wie eine Juno, und scheint es noch zu sein,“ fuhr er fort. „Sie besitzt auch einen glänzenden Geist, der die Männer berauscht, daß sie vor ihr niedersinken; aber das Herz fehlt dieser Syrene, das Herz und das Gemüth. Sie weidet sich an den Qualen, die sie bereitet, und spottet der Klagen, die ihre Opfer ausstoßen. Da hast Du das sogenannte schöne Geschlecht. Sabine vereinigt in sich alle Tugenden und Laster desselben. Wir Männer sind Narren, daß wir uns gängeln lassen wie Kinder. Ich schäme mich, es Dir zu gestehen, daß ich Sabinens wegen aus dem Heere geschieden bin, daß ich ihretwegen eine Carriére aufgegeben, die mir die herrlichsten Aussichten bot. Und dafür täuschte und belog sie mich. Ja die Lüge ist eine Nothwendigkeit, die zu dem Leben der Frauen gehört. Ich glaube sie können eher ohne Luft existiren, als ohne Lügen. Diese weinte und lachte wenn

sie log — je nachdem es die Situation erforderte. Und es gab eine Zeit, in der ich jedes ihrer Worte für ein Orakel hielt. Diese Schlange scheint noch auf meine frühere Neigung zu bauen, scheint noch einmal das Netz auswerfen zu wollen, das mich einst gefangen. Aber sie wird mich mit Worten ausgerüstet finden, die ihren glänzenden Schild zertrümmern. Hast Du das Kind auf dem Strohlager gesehen? O, es ist zum Lachen!"

„Mir scheint," sagte ernst der Baron. „Sabine rechtfertigt Deine Ansichten von den Frauen. Wenn sie fähig ist, ihr Kind so zu vernachlässigen, daß es dem gräßlichsten Elende, dem Hunger anheimfällt, so ist die tiefste Verachtung die geringste Strafe, die sie treffen kann."

„Ja das Mädchen ist ihre Tochter!"

„Und Du?" fragte mit bebender Stimme der Baron.

„Andreas, wenn ich mein Ehrenwort als Offizier zum Pfande einsetze ..."

„Genug! Genug! Dein Ehrenwort genügt, um allen Verdacht von Dir abzuwälzen."

„Ich glaube es."

„Was enthält der Brief, den Du auf den Tisch fandest?"

„Gedulde Dich, Du sollst ihn lesen; er ist ein neuer Beitrag zur Kenntniß der Frauen. Sabine ist zu tief gesunken, als daß man ihr Mitleid zollen könnte."

„Armer Freund!“ flüsterte der Baron leise vor sich hin, und eine Thräne rollte über seine braunen Wangen. „Kaspar wird mir morgen Aufschluß geben. Endlich hellt sich das verhängnißvolle Dunkel meines Lebens.“

Beide gingen nun schweigend weiter. Der Oberst schritt voran auf dem schmalen Wege, der rechts und links von dichtem Unterholze begrenzt ward. Die Zweige der Gebüsche streiften die Gesichter der Jäger. Da ließ sich plötzlich ein Rascheln in dem Laube vernehmen.

„Was ist das?“ fragte der Oberst, indem er stehen blieb.

„Ohne Zweifel ein Reh!“

„Wir können nicht weit mehr von Elsborn sein.“

Der Baron sah sich um.

„Wo liegt Elsborn!“ murmelte er. Wir sind unbewußt von dem rechten Wege abgekommen. — Hier ist mein Donenstieg. Freund! wir sind eine Stunde von unserm Ziele entfernt.“

Ein derber Fluch entschlüpfte den Lippen des Obersten.

„Daran sind die Frauen schuld!“ fügte er hinzu.

Das Rascheln ließ sich von Neuem vernehmen; aber diesmal in weiterer Entfernung. Das Geräusch schien von den langsamen Schritten eines Menschen herzukommen.

„Man bestiehlt Deine Schlingen!“ flüsterte der Oberst.

„Die Krammetsvögel sind theuer dieses Jahr.“

„Statuire ein Exempel, Freund! und man wird Deine Forsten nicht mehr so frech bestehlen.“

Der Oberst suchte eine Gelegenheit, seinen Groll auszulassen. Er nahm sein Gewehr zur Hand, und schritt keck dem Orte zu, von wo man das Geräusch gehört hatte.

„Sei vorsichtig!“ flüsterte der Baron, der ihm folgte.

Nach zwölf bis fünfzehn Schritten blieben sie stehen. Einige Augenblicke war Alles ruhig. Dann hörte man das Geräusch ganz in der Nähe. Die dichten Waldbäume wehrten dem Mondenlichte, man konnte nur die Umrisse der Gebüsche unterscheiden, in denen die Bewegung des unbekannten Gegenstandes stattfand.

Die Jäger drangen einige Schritte vor. Das Rascheln ward stark und lebhaft, es schien sich ein Mensch schnell entfernen zu wollen.

„Halt!“ rief der Oberst mit starker Stimme.

Das Geräusch schwieg.

„Wer ist da?“ fragte der Baron.

Es erfolgte keine Antwort. Rings herrschte tiefe Stille in dem finstern Walde.

„Wer ist da?“ wiederholte der Oberst, indem er einige Schritte weiter ging. „Wer ist da?“

Jetzt unterschied man deutlich, daß Jemand zu entfliehen suchte.

„Ah," rief der Oberst, „ich dachte es mir. Steh, Bursch, oder ich gebe Feuer!"

Da krachte ein Schuß aus dem Dickicht hervor. Die Hagelkörner sausten den beiden Jägern um die Köpfe.

„Nicht übel!" brüllte der Oberst.

Zwei rasch hintereinanderfolgende Schüsse erschütterten die Luft — der Oberst hatte sein doppelläufiges Gewehr abgefeuert.

„Vorsicht! Vorsicht!" rief Paul von Melin. „Wir haben es mit einem gefährlichen Wilddiebe zu thun."

Er zog den Freund hinter den Stamm eines Baumes.

„Warten wir die Wirkung meiner Schüsse ab," fügte er hinzu. „Auch kann sich noch ein zweiter Schuft in der Nähe befinden. Hast Du geladen?"

„Ja!"

„Gib mir Dein Gewehr."

„Warum?"

„Du bist zu schwach, um auf einen Menschen anzuschlagen."

Der Baron wechselte sein Gewehr mit dem des Obersten; dann versuchte er, das empfangene zu laden. Ein lautes Schmerzensgestöhn, das aus dem nächsten Busche drang, hinderte ihn daran.

„Du hast wirklich den Menschen getroffen, Paul!“

„Wie er es verdient.“

„Himmel, in meinem Reviere —! Eilen wir ihm zur Hilfe.“

„Bleibe! die Wilddiebe sind Schurken. Der Kerl lockt uns in eine Schlinge. Ich kenne das, denn ich kämpfe heute nicht zum ersten Male mit Gegnern dieser Art.“

Andreas zitterte am ganzen Körper, während er, an den Baum gelehnt, lauschte.

„Das ist das Röcheln des Todes!“ flüsterte er.

„Wenn der Schurke getroffen hätte, läge einer von uns am Boden, wie er. Ich glaube, Du hast Mitleiden mit dem Verbrecher, mit dem Mörder, der auf uns geschossen hat. Weiche nicht von der Stelle, der Schuß kann die Genossen des Diebes herbeilocken.“

Der Oberst blieb so kaltblütig, als ob er ein Wild erwartete; er hatte den Hahn gespannt und lauschte nach allen Seiten. Das Stöhnen ward immer lauter.

„Gertrud, meine arme Gertrud!“ rief eine Stimme.

Der Baron zuckte heftig zusammen.

„Ich kenne diese Stimme!“ flüsterte er.

„Wer wird sich meines armen Weibes erbarmen? Gertrud liegt krank.“

„Ah,“ sagte der Oberst, „der Schuft spricht von einer kranken Frau. Vielleicht ist mir Dein braver Kaspar vor das Rohr gerathen.“

„Zu Hilfe! zu Hilfe!“ röchelte der Verwundete, der verborgen im Gebüsche lag.

„Es ist Kaspar!“

„Ich sterbe! Ich sterbe!“

„Bleibe Andreas!“ sagte der Oberst, ihn zurückhaltend. „Der Teufel traue den Wilddieben; sie sind voll Tücke und Ränke wie die Weiber.“

Ein tiefer Schmerzenslaut entwand sich der Brust des Verwundeten. Nach einem kurzen Röcheln war Alles still. Einige Augenblicke später hörte man das Geräusch, als ob ein schwerer Körper zu Boden fiele.

„Kaspar!“ rief der Baron, „bist Du es? Antworte, ich werde Dir zu Hilfe kommen.“

Aber Kaspar gab keine Antwort. Noch zwei- oder dreimal wiederholte der Baron seinen Ruf vergebens. Dann wandte er sich ängstlich zu dem Obersten, der immer noch auf der Lauer stand.

„Wer gibt uns nun Aufschlüsse über das Kind?“

„O, mir gilt das gleich!“ murmelte Paul.

„Aber mir nicht. Ich muß wissen, wer ihm das Kind gebracht hat.“

Der bisher so verzagte Baron drang keck in das Gebüsch, das er mit dem Kolben seines Gewehres theilte. Als der Oberst zu ihm trat, lag er neben der Leiche eines Mannes auf den Knieen.

„Kaspar, Kaspar!“ rief er ängstlich und dringend, „ich verzeihe Dir den Frevel, den Du an Deinem

Herrn und Wohlthäter begangen — aber scheide nicht mit einem Geheimnisse aus der Welt, von dessen Enthüllung das Glück meines Lebens abhängt. Wer brachte Dir das Kind, das man Lisette nennt? Wer brachte es Dir? Deine Frau weiß Nichts davon — gib nur ein Zeichen, deute mir durch ein Wort an, wo ich Aufklärung erhalte. Kaspar!" — der Baron rüttelte den Wilddieb — „Kaspar! raffe Deine letzten Lebensgeister zusammen — er ist todt! Dein Blei, Paul! hat ihm für ewig den Mund geschlossen. O, daß ich mich so lange zurückhalten ließ! Mit ihm scharrt man ein wichtiges Geheimniß in die Grube."

Der Oberst hatte den Ausbrüchen der Verzweiflung seines Freundes erstaunt zugehört. Er stand wie vom Blitze getroffen und starrte die Gruppe der beiden Männer an.

„Was ist das? Was ist das?" zischte er durch seinen großen Bart.

Der Baron rüttelte nochmal den am Boden liegenden Kaspar; es war vergebens, der Tod hatte die Glieder des Unglücklichen erstarrt.

„Er lebt nicht mehr!" sagte leise und in einem tiefen Tone der Baron.

Dann erhob er sich.

„Paul!" rief er, „Paul! wo bist Du?"

„Hier bin ich!" antwortete dumpf der Oberst.

Seine Augen glüheten unter den starken, buschigen Brauen, und seine Hand hielt krampfhaft den Lauf

des Gewehres umspannt. Eine ungewöhnliche Bewegung schien das Blut durch seine Adern zu jagen. Die Dämmerung hinderte den Baron, den Zustand des Freundes zu bemerken.

„Das ist ein Unglück, Paul! — Du hast einen Menschen getödtet."

„Hältst Du das für ein Unglück?" fragte höhnend der Oberst.

„Es ist ein Menschenleben."

„Mag es ein Verbrechen sein, einen Menschen zu tödten, der die Büchse auf mich abfeuert — ich kenne ein Verbrechen, das noch größer ist, als das, einen unschuldigen Menschen zu morden — ich kenne eine Infamie, die alle Verbrechen übertrifft —"

„Was willst Du sagen?" unterbrach ihn auffahrend der Baron.

Paul von Melin reckte den Kopf hoch empor; seine Augen glüheten in der Dämmerung und seine Stimme bebte, als er mit voller Kraft rief:

„Das abscheulichste, das entehrendste Verbrechen begeht ein Edelmann, wenn er dem Freunde das Weib stiehlt, das dieser anbetet; wenn er kein Mittel unversucht läßt, seinen ehrlosen Zweck zu erreichen. Du hast Sabine mit Deinem Reichthume verblendet, Du hast sie dahin gebracht, daß sie den armen Paul von Melin verließ, Du hast sie bethört, und mich verleumdet."

„Paul! Paul!"

„Leugne es nicht, Du bist der Vater des Kindes, das Sabine der Frau des Holzhauers übergeben hat, um vor der Welt ihre Ehre zu retten."

Der Baron wollte des Obersten Hand ergreifen.

„Berühre mich nicht!" rief dieser zurückweichend.

Jetzt besiegte das Ehrgefühl den Schmerz des Barons; sein Zorn erwachte.

„Mensch, willst Du mich ehrlos machen?" rief er. „Ich habe die in Deiner Brust schlummernden Gefühle überrascht. Willst Du Dinge leugnen, die in meinen Augen Thatsachen sind? Jetzt wird mir Dein Benehmen in der Hütte klar; jetzt begreife ich die Angst, die Dich zu dem Verwundeten trieb, trotz der Gefahr eines zweiten, versteckten Angriffs. Du hast Sabine geliebt und liebst sie noch; Du weißt, daß sie Mutter ist, und zitterst vor dem Gedanken, daß sie Dir untreu geworden, wie sie es mir gewesen. Da ist die Auflösung des Räthsels. O, dieser Wilddieb trat uns zu gelegener Zeit entgegen; sein Tod hat mehr bewirkt, als er je im Leben hätte bewirken können."

„Paul! ich verzeihe Dir die Beleidigung, die Du mir im Ausrufe des Zornes zufügst," sagte Andreas ruhig. „Ich verzeihe sie Dir, weil Deine Entrüstung eine gerechte ist, so lange Du meine Vertheidigung nicht gehört, denn ich erkenne, daß der Schein gegen mich ist. Aber ich fordere von Dir, daß Du mich hörst, ehe Du in Deinen Schlüssen weiter gehst."

„Gut, ich will Dich hören!“ murmelte der Oberst, indem er sich mit dem Arme auf sein Gewehr stützte. „Was kannst Du mir zu Deiner Rechtfertigung sagen?“

„Antworte mir auf Dein Gewissen, Paul! Rede offen als Ehrenmann, wie ich jetzt zu Dir spreche.“

„Frage.“

„Hast Du Dein Verhältniß zu Sabine nicht geheim gehalten?“

„Ja.“

„Aus welchem Grunde? Nenne ihn mir, denn nur auf diesem Wege können wir uns verständigen. Wir sind allein, es hört uns Niemand . . .“

„Weil Sabine auf den Tod eines Oheims hoffte, der ein Feind meiner Familie war. Das große Vermögen dieses Mannes, das ihr entzogen würde, wenn er unser Verhältniß ahnte, sollte das Glück unserer Zukunft bilden.“

„Paul! Niemand hat darum gewußt, und Du nimmst an, daß ich es wissen soll? Ich lernte Sabinen kennen, nachdem Du zu einem andern Regimente versetzt warst. Sie kam meinen Bewerbungen entgegen, und versicherte, daß ich ihre erste Liebe sei.“

„O, die Schlange! Und doch unterhielt sie einen zärtlichen Briefwechsel mit mir.“

„Demnach sind wir Beide von ihr getäuscht.“

„Warum aber ist Dein Verhältniß geheim geblieben?“ fragte der Oberst, in dem sich neue Zweifel regten. „War der reiche Onkel auch Dir abhold?“

„Ich bedurfte seines Vermögens nicht."

„Aber es mußte doch ein Grund vorhanden sein!" rief ungeduldig der Oberst.

„Ja, es war ein Grund, ein sehr triftiger Grund vorhanden. Sabine liebte mich so innig, daß sie sich mir mit Leib und Seele hingab. Unser vertrauter Umgang blieb nicht ohne Folgen; sie mußte sich für einige Zeit aus der Welt zurückziehen, denn meine Vermögensverhältnisse waren nicht geordnet, und ich konnte an eine Heirath nicht denken. Ich schickte Sabine mit ihrer Mutter in das Bad M.. Um kein Aufsehen zu erregen, ließ ich sie, reichlich mit Gelde ausgerüstet, allein reisen. Bald zeigte sie mir an, daß sie der Welt eine Tochter geschenkt habe. Im Herbste kam sie reizender zurück, als sie früher gewesen — sie war die Mutter meines Kindes, und ich liebte sie mit einer schrankenlosen Leidenschaft. Kein Mensch ahnte, was vorgegangen war, und trotzdem mich von nun an die innigsten Bande an Sabine fesselten, so beschwor sie mich dennoch, meine Aufmerksamkeiten für sie geheim zu halten. Ich hatte keinen Grund, ihr dies zu verweigern, denn ich durfte mich ihrer unwandelbaren Treue gewiß halten, da ich Beweise ihrer aufrichtigsten Liebe hatte. Wenn ich sah, wie sich die junge Männerwelt um das schöne Weib bemühte, wie Alles ihr huldigte, wie man sie allgemein für eine unbeugsame Spröde hielt, die keinen der Bewerber ihrer würdig

fand, so ward ich mit einem Stolze erfüllt, der mich glücklich machte. Ich durfte mir ja sagen, daß ich der Bevorzugte dieser gepriesenen Schönheit sei, der selbst ein Fürst huldigte."

„Ein Fürst?" fragte der Oberst erstaunt.

„Der Fürst von K., der sie im Bade gesehen hatte. Er war ihr nachgereist, um ihr die glänzendsten Vorschläge zu machen. Sabine verheimlichte mir Nichts; sie betrachtete sich als meine Gattin, und ich liebte und ehrte sie als solche. Ich muß selbst bekennen, daß das Geheimnißvolle meiner Liebe den Reiz derselben erhöhete, ich war in gleichem Grade Liebhaber und Gatte. Um diese Zeit erhielt ich die freie Disposition über mein Vermögen. Es läßt sich denken, das es Sabinen an Nichts fehlte. In der Hoffnung auf die Erbschaft des Onkels, der seine reizende Nichte wie ein kostbares Kleinod bewachte, verschwendete ich die größten Summen an meine Gattin."

„Gab ihr denn der reiche Onkel Nichts?"

„Er hatte der Mutter eine kleine Leibrente zu zahlen, und schon diese war dem Geizhalse zu lästig. Du hast ihn vielleicht gekannt — es war der Herr von Elsborn, der frühere Besitzer meines Gutes."

„Erich von Elsborn; ich erinnere mich des alten Mannes. Er trug seinen Haß gegen unsere Familie, dessen Ursprung ich nicht kenne, offen zur Schau. Fahre fort, Andreas! fahre fort; aber fasse Dich kurz."

„Ich bin gleich zu Ende," sagte der Baron, indem er einen unruhigen Blick auf die Leiche warf, die in diesem Augenblicke hell von dem heraufgerückten Monde beschienen ward. „Der alte Erich, obgleich er sehr gebrechlich war, wollte zu unserem großen Verdruße diese Welt nicht verlassen. Je länger er lebte, je mehr schmolz mein Vermögen zusammen, und ich hatte doppelten Grund, auf seinen Tod zu warten. Sabine war meinetwegen besorgt, daß ihr die Erbschaft entzogen werden könne. Unter Zagen und Bangen verfloß die Zeit. Ich sorgte mit wahrhaft väterlicher Großmuth für die Mutter und ihr Kind, obgleich ich letzteres nie gesehen hatte, denn es befand sich bei einer Amme in M., wo es, wie Sabine versicherte, gut aufgehoben sei. Sie beschwor mich, ihrem Rufe durch eine Reise nach dem Badeorte nicht zu schaden, da man seit einiger Zeit anfing, ihrer Ehelosigkeit verschiedene Gründe beizulegen. Plötzlich bot der alte Onkel sein Gut Elsborn zum Verkaufe aus. Der alte Mann, der mich für reich hielt, forderte mich auf, meine Kapitalien in Grundstücken anzulegen, und Elsborn zu erwerben. Ich sprach mit Sabinen darüber, und sie rieth mir, die geforderte Summe zu beschaffen, da der Onkel ohne Zweifel seine Absichten habe, daß er gerade mich zum Ankaufe aufforderte. Also auch Sabine hielt mich für reicher als ich war. Die Eitelkeit und die Besorgniß, mein Glück zu verlieren, spornte mich, dem Wunsche meiner Braut

nachzukommen, zumal, da sie sich sehnte, Elsborn zu bewohnen, auf dem sie den größten Theil ihrer Kinderzeit verlebt hatte. Um andern Käufern zuvorzukommen, schloß ich mit dem alten Erich ab. Ich würde noch mehr gethan haben, wenn es Sabine verlangt hätte, denn meine Leidenschaft zu ihr wuchs mit jedem Tage. Mein Vermögen war dergestalt zusammengeschmolzen, daß es nicht den dritten Theil der Kaufsumme mehr repräsentirte. Ich hütete mich wohl, der Geliebten ein Wort davon zu sagen. In der Voraussetzung, daß meine künftige Gattin mir ein großes Vermögen zubringen würde, benützte ich meinen Kredit, lieh die nöthigen Summen auf Wechsel und verpfändete noch dazu, weil es die betreffenden Kapitalisten verlangten, das angekaufte Gut. So war ich nun Rittergutsbesitzer mit einer enormen Schuldenlast. Der Ertrag der Felder reichte kaum hin, um die Zinsen zu decken. Aber was kümmerte das mich? Ich rechnete ja auf Sabine und den reichen Onkel, der unmöglich noch lange leben konnte. Nun theilte ich meine Zeit zwischen Elsborn und der Stadt. Der alte Erich war mir gewogen, und schien es gern zu sehen, wenn ich mich in Gesellschaften seiner stolzen Nichte näherte. Ich suchte Sabinen zu bewegen, uns ihm offen zu entdecken. Sie weigerte es standhaft, indem sie vorschützte, daß sie den alten wunderlichen Mann besser kenne, und daß gerade jetzt die größte Diskretion nöthig sei, da sich die Angelegenheit einer

friedlichen Lösung nähere, denn der Onkel habe bereits von seinem Testamente gesprochen. Ich ließ diese Gründe nicht gelten, und stützte mich auf die Auszeichnung, die mir Erich von Elsborn zu Theil werden ließ. Sabine blieb beharrlich. Ihre Weigerung machte mich besorgt und ich sprach mein Mißtrauen aus. „Also das ist es!" flüsterte sie bestürzt. Ich gab ihr zu bedenken, daß keine triftigen Gründe mehr vorliegen und daß der Onkel mir, dem Rittergutsbesitzer, seine Einwilligung nicht versagen werde. Mit einem Worte, ich drang auf unsere öffentliche Verbindung und legte, wenn sie nicht erfolgte, Sabine allein die Schuld bei, indem ich ihre Gleichgiltigkeit gegen mich voraussetzte. „Andreas," sagte sie verletzt, „Du zwingst mich, Dir den wahren Grund zu nennen. Die Verhältnisse sind zu gebietherisch geworden, als daß ich ihnen meine Liebe zu Dir nicht unterordnen sollte, um Dein und mein Glück zu befördern." Nun sagte sie mir auf eine zarte Weise, daß der Onkel meine Schulden kenne und mich wegen meines Leichtsinnes bedauere. Dann warf sie sich an meine Brust, erinnerte mich an unser Kind, für das zu sorgen die heiligste Pflicht sei, und beschwor mich, die gute Meinung, die der alte Erich von ihr hege, nicht zu zerstören. Scheitere der Plan ohne ihr Verschulden, fügte sie hinzu, so habe sie sich, dem Kinde gegenüber, keine Vorwürfe zu machen, und werde mit mir vor den Altar treten, wie ich es wünsche. Diese Gründe beruhigten mich zwar, aber sie

beschämten mich auch. Ich beschloß zu warten. Blieb Sabinens Betragen gegen mich auch dasselbe, so nagte doch eine unbestimmte Besorgniß an meinem Herzen, die mich in jedem reichen Manne einen Nebenbuhler erblicken ließ, denn sie ward immer noch von Anbetern umschwärmt. Nach und nach erwachte auch die Eifersucht. Einst kam ich früher von Elsborn zurück, als sie mich erwartet hatte. Es war Abend und ich eilte in die Wohnung der Geliebten. Die Mutter empfing mich in dem Vorzimmer; es entging mir nicht, daß die alte Dame mehr als zerstreut, daß sie verwirrt war.

„Wo ist Sabine, gnädige Frau?“ fragte ich.

„Sie befindet sich unwohl und hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen,“ war die zögernd ertheilte Antwort.

„Haben Sie einen Arzt rufen lassen?“

„Nein, es wird vorübergehen.“

„Erlauben Sie mir, daß ich Sabinen sehe.“

„Sie wird zu Bett gegangen sein.“

„Melden Sie mich; mein Platz ist an ihrem Bette, wenn sie leidet.“

„Erwarten Sie mich, ich werde Sabinen vorbereiten.“

Die Alte entfernte sich zitternd, als sie meine Aufregung bemerkte, da stand ich nun in dem Vorzimmer der Geliebten, der ich mein Vermögen geopfert hatte. Meine Fantasie, von der Eifersucht unterstützt, malte

mir die wunderlichsten Dinge. Die wenigen Minuten, die ich warten mußte, wurden mir zur Höllenqual. Wie zerschmettert stand ich am Fenster, und sah hinaus in den vom Monde beleuchteten Hof. Ich hatte die glühende Stirn an die kalte Scheibe gelegt und fühlte das laute Klopfen meiner Pulse. Die Eifersucht raubte mir fast die Besinnung. Da sah ich einen Mann über den Hof dem Ausgangsthore zu eilen; er mußte die Hintertreppe herabgekommen sein, die ich früher so oft erstiegen hatte, wenn ich heimlich zu der Geliebten schlich, die mich in dem verschwiegenen Boudoir erwartete. Ich wollte das Fenster öffnen — meine zitternde Hand vermochte es nicht — ich stieß die Glasscheiben ein, daß sie klirrend auf das Pflaster fielen. Da blieb der Mann stehen und sah zu mir herauf."

„Ah, das ist der Onkel!" rief er in einem kreischenden Tone. „Viel Glück, Herr von Elsborn!"

„Dann stieß er ein durchdringendes Gelächter aus, und verschwand. Dieser beißende Hohn, den ich völlig begriff, gab mir die Fassung zurück."

„Ahnst Du, wer dieser Mann war?" fragte der Oberst.

„Ein Nebenbuhler."

„Ich war es, den man unter dem Vorwande entfernte, der reiche Onkel sei angekommen."

„Das hatte ich begriffen."

„Doch weiter, Andreas, weiter!"

„Die Alte kam mit lächelnden Mienen zurück."

„Weil die Luft rein war."

„Sie kündigte mir an, daß Sabine erfreut sei, mich zu empfangen . . ."

„Nicht übel!"

„Und daß ich sie in dem Wohnzimmer erwarten möge. Ich wollte mich entfernen, aber ein unerklärliches Gefühl hielt mich zurück. Mit übermenschlicher Kraft erhielt ich meine Fassung aufrecht. Das Lächeln auf den Lippen, aber die Verzweiflung im Herzen, trat ich in das Zimmer. Durch eine andere Thüre erschien Sabine — sie war in ihrer Abendtoilette so reizend, daß ihr Anblick mich fast entwaffnet hätte. Mit der Zärtlichkeit, die sie stets gegen mich gezeigt, bot sie mir die schwellenden Lippen zum Kuße. Ich konnte sie nicht berühren, das Blut erstarrte mir, als ich ihr unbefangenes Lächeln, ihre Ruhe sah. Das also war die Geliebte, die mein volles Vertrauen besaß. Das also war die Sabine, für deren Aufrichtigkeit ich mein Leben eingesetzt hätte. Vor fünf Minuten hatte sie einen betrogenen Liebhaber entlassen, und jetzt empfing sie den zweiten, um ihn abermals zu betrügen."

„Was ist Dir, Andreas?" fragte sie überrascht. „Bist Du krank?"

„Ich war es, mein Kind!"

„Du siehst so bleich aus, zitterst — —"

„O, ich bin genesen von einer schrecklichen Krankheit!"

„Du erschreckst mich!“

„Doch sprechen wir von Dir; ist Dein Unwohlsein vorüber?“

„Sabine gab der Mutter einen Wink, daß sie sich entfernen möge. Die Alte zog sich mit besorgten Blicken zurück, und ich blieb mit dem koketten Weibe allein, das ohne Zweifel auf die blendenden Reize bauete, um mich zu entwaffnen und zum Frieden zu zwingen. Aber ich war zu tief verletzt, als daß die lächelnde Syrene leichtes Spiel haben konnte. Wer hätte das von Sabine gedacht, von der Krone der Frauen unserer ganzen Stadt! Meine Aufregung riß mich zu sehr bittern Aeußerungen hin. Ich sprach meinen Verdacht unumwunden aus. Sabine leugnete nicht, aber sie wandte sich mit einer Hoheit und Würde ab, als ob sie es verschmähete, sich von diesem niedern Verdachte zu reinigen. Hatte ich meinen Nebenbuhler nicht gesehen? Hatte ihm der Groll nicht jene Worte erpreßt, die mir Aufklärung über den Zweck seines Besuchs und den Grund seines raschen Gehens gegeben? Wenn ich Alles bedachte, so mußte mir Sabine in einem traurigen Lichte erscheinen, obgleich sie schön wie ein Engel vor mir stand und große Thränen in ihren schwarzen Augenwimpern hingen.“

„Sie verdienen meine Liebe nicht!“ rief sie entrüstet. „Wer mich einer so schmählichen Handlung fähig hält, hat mich weder gekannt, noch geliebt.“

„Rechtfertigen Sie sich, Sabine, wenn Sie können. Wer war jener Mann?“

„Erwarten Sie keine Antwort auf diese Frage.“

„Ich habe ein Recht dazu!“

„Sabine schleuderte mir einen fürchterlichen Blick zu, wandte mir den Rücken, und verließ stolz das Zimmer. Ich hörte, daß sie die Thüre hinter sich verschloß, damit ich ihr nicht folgen konnte. Dieses Mittel, mir den Weg abzuschneiden, bedurfte es wahrlich nicht,“ fügte der Baron bitter hinzu; „das, was geschehen, genügte, um eine unüberschreitbare Kluft zwischen uns zu öffnen. Der arme Liebhaber war ihr Nichts mehr, er wurde bei Seite geschoben. Mein Schmerz war groß, aber mein Stolz war noch größer. Ich verließ die Stadt und zog mich nach Elsborn zurück. Jetzt lag mir Alles daran, das Gut zu erhalten. Mir war jedes Mittel recht, das zu diesem Ziele führte. Ich fiel aus den Händen des eines Wucherers in die des andern. O, wie viel schlaflose Nächte habe ich gehabt, wie viele traurige Tage habe ich verlebt. Mein Dasein war ein unausgesetzter Kampf mit widerwärtigen Verhältnissen; aber ich kämpfte muthig, um Sieger zu bleiben.“

„Und Sabine?“ fragte der Oberst.

„Sie kümmerte sich nicht um mich.“

„Ein boshaftes Weib!“

„Oft gab es Stunden, in denen ich sie für unschuldig hielt, und ich bereuete mein heftiges Auftreten;

aber wenn ich bedachte, daß ich wohl einer Rechtfertigung, einer Annäherung werth sei, wenn ich mich der Einzelnheiten ihres früheren Benehmens und nun ihrer fortgesetzten Hartnäckigkeit erinnerte, dann durfte ich nicht mehr zweifeln, daß ihr der Bruch mit mir willkommen gewesen und daß es meiner Ehre zuwider sei, eine Ausgleichung herbeizuführen. Und wer gab mir außerdem Bürgschaft dafür, daß ich Sie öffentlich meine Gattin nennen durfte, ohne der Lächerlichkeit anheimzufallen? Ich blieb auf Elsborn, bestellte mein Land und kämpfte mit den Gläubigern. Das war mein Leben bis zu dem heutigen Tage, an dem ich Sabine in der Holzhauerhütte wieder sah. Nun weißt Du Alles, Paul! entscheide, ob ich Dir ein treuloser Freund gewesen bin."

„Hier ist meine Hand, Andreas!"

Die beiden Freunde schüttelten sich schweigend die Hände. In diesem Augenblick ließ sich eine Stimme vernehmen, die rufend näher kam.

„Das ist Brock!" sagte der Baron.

Er gab ein Zeichen auf einer kleinen Jagdpfeife.

„Was beginnen wir mit diesem Wilddiebe?" fragte der Oberst.

„Brock mag für die Fortschaffung sorgen."

Die beiden Freunde betrachteten schweigend den Leichnam.

„Sabine war eine treulose Geliebte, eine Abenteurin — sie ist auch eine schlechte Mutter, da sie ihr

Kind einem solchen Elende preisgibt!“ murmelte entrüstet der Oberst.

„Und mein Kind, mein Kind!“ fügte der Baron leise hinzu. „Wie oft habe ich das arme, in Lumpen gehüllte Geschöpf an der Mauer spielen gesehen, wie oft habe ich ihm eine Münze zugeworfen — konnte ich denn ahnen, daß es Sabinens Kind war? O, wie gern hätte ich diesen Mann gesprochen!“

„Zweifle nicht daran; Sabine ist die herzlose Mutter, die sich ihres Kindes entäußerte. Dieser Wilddieb, der das verlassene Wesen ernährte, steht in meinen Augen höher, als jenes Weib. Sorgen wir vereint für seine kranke Witwe.“

„Und für das Kind!“

Jetzt kam Brock herbei; er erzählte, daß er die Schüsse gehört habe und in der Meinung, die Herren jagten, der Richtung des Schalls gefolgt sei. Zugleich kündigte er an, daß der Wagen auf dem Fahrwege halte.

„Da liegt ein Wild!“ sagte der Oberst.

Brock schauderte zurück.

„Kaspar!“ rief er entsetzt aus. „Der arme, unglückliche Mann!“

„Der arme Mann ist ein Wilddieb!“ sagte der Oberst.

„Dann hat ihn nur die große Noth dazu getrieben,“ meinte Brock, der sich mit dem Todten beschäftigte.

„Ich würde ihm auch verziehen haben," sagte bewegt der Baron, „wenn er nicht auf uns geschossen hätte. Unsere Sicherheit erforderte die Maßregel, die mein Freund genommen hat. Schaffe den Körper zu dem Amtmann und sage, ich wolle morgen den Thatbestand zu Protokolle erklären. Der Oberst von Melin würde als Zeuge erscheinen."

Die beiden Jäger suchten und fanden den Jagdwagen, der in kurzer Entfernung auf dem Waldwege hielt. Sie ließen sich nach der Holzhauerhütte zurückfahren, um die kranke Frau auf den traurigen Fall vorzubereiten und sie wegen der Zukunft zu beruhigen. Thor und Thüre standen offen. In dem Stübchen brannte die kleine Lampe noch und die glänzenden Thaler lagen daneben. Der Baron richtete seinen ersten Blick nach dem Strohlager — es war leer.

„Wo ist das Kind?" fragte er.

Paul stand an dem Bette.

„Hier!" sagte er.

Eine rührende Gruppe zeigte sich den Blicken der beiden Freunde. Die todtbleiche Gertrud hielt den blonden Kopf des Kindes in ihrem Arme. Das laute und ruhige Athmen zeigte den festen Schlaf des kleinen Mädchens an; die Mutter lag starr und regungslos, ihre Augen waren weit geöffnet.

„Sie schlafen!" murmelte der Oberst.

„Das ist kein Schlaf," sagte der Baron, der mit der Lampe näher getreten war, um das Kind zu beobachten; „das ist der Tod — die Augen der armen Frau sind gebrochen und ihre Hände sind kalt wie Eis."

„Das junge Leben an dem Busen des Todes!"

Gertrud war wirklich todt; ein Schlagfluß hatte der schwachen, von der langen Krankheit aufgeriebenen Frau das Leben plötzlich geraubt, wahrscheinlich in Folge der kurz zuvor stattgehabten starken Gemüthsbewegung.

Man weckte das Kind, das sich nur mit Mühe dem Schlafe entwand.

„Mutter, Mutter!" rief Lisette erschreckt, „da sind die Männer wieder!"

Sie schmiegte sich der Todten an, als ob sie Schutz suchte.

„Komm, mein liebes Kind!" sagte mild der Baron, „ich will Dich mit mir nehmen, werde für Dich sorgen. Draußen steht mein Wagen. Du kennst mich ja und weißt, daß ich es gut mit Dir meine."

Das Kind begann bitterlich zu weinen; es schmiegte sich innig der Mutter an, als ob es dadurch seine Weigerung andeuten wollte. Plötzlich fuhr es zurück.

„Die Mutter ist kalt!" rief es aus.

Dann zog es die Decke herauf, um die kranke Mutter zu erwärmen. Lisette zeigte die Sorgfalt, die kleinen achtjährigen Mädchen eigen zu sein pflegt.

„Deine Mutter ist gestorben," sagte der Oberst gerührt.

Lisette sah mit ihren großen blauen Augen erstaunt den fremden Mann an, der diese Worte sprach. Dann richtete sie ihre Blicke auf die starren Züge der todten Frau.

„Wo ist denn der Vater?" fragte traurig das Kind. „Er bleibt heute so lange aus."

Dann wich es ängstlich von dem Körper Gertruds zurück. Der Oberst hob es aus dem Bette. Da stand das arme Kind, nur mit einem zerlumpten Hemde bekleidet. Das blonde Haar hing wirr über die nackten Schultern herab, welche die Sonne braun gebrannt hatte. Die kleinen Füße waren mit Schmutz bedeckt. Man sah, daß dem Kinde seit lange die mütterliche Sorgfalt und Pflege fehlte; es befand sich im Zustande völliger Vernachlässigung. Der Oberst deutete bitter lächelnd nach den wenigen Thalern, die auf dem Tische lagen.

„Sabine! Sabine!" murmelte der Baron, indem er das Haupt schüttelte. Dann legte er die Hand auf den blonden Kopf des Kindes und sagte: „Ich werde für Dich sorgen!"

Lisette wußte nicht, was sie beginnen sollte; sie sah bald die Männer, bald die todte Mutter an.

„Wo sind Deine Kleider?" fragte Andreas.

Das Mädchen holte einen zerlumpten Rock von dem Strohlager und bekleidete sich damit.

„Nun will ich Feuer anmachen, der Vater muß bald kommen — Mutter hat es gesagt!“ rief Lisette, als ob sie sich eines Befehls erinnerte. „Er wollte Brot und Fleisch mitbringen.“

Der Oberst murmelte den Namen Sabine und stieß eine Verwünschung aus; sein Herz war empört über die gewissenlose Mutter. Des Barons hatte sich eine weiche Stimmung bemächtigt; er suchte das Kind durch liebreiche Worte zu überreden, ihm zu folgen. Nachdem er sich noch einmal überzeugt hatte, daß Gertrud wirklich todt war, nahm er das weinende Kind auf den Arm, trug es hinaus, wickelte es in die Pferdedecke, die er sich von dem Kutscher geben ließ, und setzte es neben sich in den Fond des Wagens. Der Oberst hatte während dieser Zeit die Thüre des Häuschens geschlossen. Dann stieg auch er ein, und der Wagen fuhr rasch davon. Lisette war so erschöpft von dem Fasten und dem Weinen, daß sie bald einschlief; sie lag mit dem Kopfe auf den Knien des Barons, der Vergleiche zwischen der glücklichen Vergangenheit und der traurigen, erschrecklichen Gegenwart anstellte. Er hatte Sabinen zu innig geliebt, um nicht von dem, was er diesen Abend erfahren, heftig erschüttert zu sein. Daß es einen weiblichen Charakter wie den Sabinens geben konnte, hatte er für unmöglich gehalten. Er pries sich glücklich, einer ehelichen Verbindung mit ihr entgangen zu sein. Der Oberst hing schweigend seinen

Gedanken nach; mitunter murmelte er einige unverständliche Worte in den Bart und schlug sich mit der flachen Hand an die Stirne, wie ein Mensch, der sich eine große Thorheit zum Vorwurfe macht.

Nach einer Viertelstunde fuhr der Wagen in das Thor von Elsborn. Das Kind war auf den Knien des Barons fest eingeschlafen; man übergab es der alten Wirthschafterin mit dem Bemerken, daß es sorglich gepflegt werden und von diesem Augenblicke an in dem Hause bleiben solle.

„Das ist ja Kaspars Lisette!" rief die Alte verwundert aus, als sie das blühende Gesicht des kleinen Mädchens in der Decke erblickte. „Sie thun ein Werk der Barmherzigkeit, gnädiger Herr! denn das arme Wesen wäre in dem Hause am Walde verkümmert. Sehen Sie nur das reizende Gesicht, die feinen Lippen, die weißen Zähne und das schöne blonde Haar. Man sollte wahrlich glauben, es sei nicht das Kind eines Holzhauers. Ach Gott! ich habe Lisette bedauert, so oft ich sie gesehen. Sie kommt wirklich nackt und bloß in unser Haus. Es ist kein Wunder, die Mutter liegt schon lange krank, und der Vater . . ."

„Ist ein gefährlicher Wilddieb!" unterbrach die Redselige der Baron. „Bringe Sie das Kind zu Bett und schaffe Sie morgen gute Kleider."

Die Jäger vollendeten rasch ihr Nachtessen; die Erlebnisse des Abends hatten ihnen den Appetit geraubt.

Brock erschien und zeigte an, daß der erschossene Wilddieb im Spritzenhause untergebracht sei und daß morgen Früh acht Uhr ein Aktuar ein visum repertum aufnehmen wolle.

„Brock!" flüsterte der Baron beim Hinausgehen.

„Gnädiger Herr?"

„Du wirst morgen Früh um fünf Uhr, wenn es noch dämmerig ist, nach Kaspars Hütte gehen und Nachsuchung halten. Alle Papiere, die Du findest, bringst Du mir."

„Gut, Herr Baron!"

„Brock! warte noch."

Der Baron überlegte einen Augenblick, dann fügte er hinzu:

„Die Papiere, die Dir in die Hände fallen sollten, wirst Du mir allein übergeben. Merke Dir! mir allein."

Brock versprach, den Befehl genau zu befolgen.

„Andreas!" sagte der Oberst, „wir haben heute eine wichtige Entdeckung gemacht. Du also warst der Glückliche, der mir bei der schönen Sabine den Rang ablief."

„Hätte ich Dein Verhältniß geahnt, Paul . . ."

„Entschuldige Dich nicht, Freund! jetzt durchschaue ich den Plan des bösen Weibes Man hielt Dich für reich, und mich für arm. Nicht die Person, sondern das Vermögen gab den Ausschlag. Sabinen lag mehr an einer glänzenden, als an einer glücklichen Ehe. Nun,

das ist ja jetzt das Prinzip aller armen Fräulein, die einen langen Stammbaum und ein wenig Schönheit aufzeigen können. Mit diesen Vorzügen, wenn es nämlich Vorzüge sind, spekuliren sie, wie der Geschäftsmann mit seinen Aktien. Die Kurse werden durch erlaubte und durch unerlaubte Mittel in die Höhe getrieben. Du hast verloren an der Börse, und Sabine hat gewonnen. Was wundern wir uns? Schade, daß ich das Weib jetzt nicht sprechen kann, und wäre es auch nur, um zu erfahren, wie sie ihre Ränke zu bemänteln sucht. Armer Freund! wärst Du wenigstens glücklich geworden, so hätte doch der ganze Handel einen guten Zweck gehabt."

„Es sollte nicht sein!" murmelte der Baron. „Ich bin Fatalist, und glaube, daß es so gut ist. Wenn ich nur mein Geld nicht so rückhaltlos verschwendet hätte!"

„Gut, Andreas! daß Du auf die Geldfrage zurückkommst."

„Warum?"

„Du hast Unglück, ich habe Glück gehabt. Du hast Dein Vermögen verloren, ich habe eines geerbt — ich kann wohl sagen, mir sind hundertfünzigtausend Thaler in die Tasche geregnet. Ein entfernter Großonkel, den ich nie gesehen habe, war so freundlich, mich in seinem Testamente zu bedenken. Ah, wenn es Sabine gewußt hätte!" rief der Oberst lachend aus. „Element, sie muß es jetzt wissen — da fällt mir ihr Brief ein. Nimm und lies."

Paul gab dem Freunde das Papier. Dieser las:

„Herr Oberst!

„Sie sind Ihrem Freunde Andreas von Sydow, unter dessen Dache Sie jetzt wohnen, Dank schuldig. Ich erwähne die Veranlassung dazu nicht; aber wenn Sie sich gedrungen fühlen, wie ich nicht bezweifeln darf, diesen Dank zu bethätigen, so unterstützen Sie den Mann, der Ihnen gegenwärtige Zeilen bringt, mit hundert oder mehr Thalern, die er in meinem Interesse zu verwenden hat. Weigern Sie sich, meine Bitte zu erfüllen, so muß ich annehmen, daß Sie stets ein Heuchler waren.

Sabine."

„Das sind räthselhafte Zeilen!" rief der Baron. „Wie deutest Du sie?"

„Sie bleiben mir ein Räthsel, wie Sabine selbst."

„Und was würdest Du gethan haben, wenn der Bauer bei Dir erschienen wäre?"

„O, das weiß ich nicht, mein lieber Freund! aber was ich jetzt thun werde, weiß ich. Andreas! aus Deinen Mittheilungen, die Du mir, um Dich zu rechtfertigen, gemacht, muß ich den Schluß ziehen, daß Deine Lage nicht die glänzendste ist. Sei offen, Freund! und sprich zu dem Freunde, der in einer Beziehung glücklicher gewesen ist, als Du. Wie steht es mit Deinen Schulden?"

„Sie sind noch alle vorhanden, Paul! Es hat mir Mühe gemacht, die hohen Zinsen zu bezahlen. Ein Kapital ist mir gekündigt —"

„Wie hoch beläuft sich dieses Kapital?"

„Auf dreißigtausend Thaler. Ich suche seit drei Wochen . . ."

„Suche weiter nicht, Du hast es gefunden."

„Wo?"

„Bei mir, Andreas! Ich leihe Dir dreißigtausend Thaler."

„Freund in der Noth!" rief gerührt der Baron. „Dich hat ein Gott nach Elsborn geführt."

„So scheint es, und wie Du, bin auch ich mit meiner Reise zufrieden. Ich zahle also die nöthige Summe."

„Unter welchen Bedingungen?"

„Du wirst sie morgen erfahren. Nun erlaube, daß ich zu Bett gehe, der Schlaf streckt seine Riesenarme nach mir aus."

Am folgenden Morgen saßen die Freunde beim Kaffee. Als die Wirthschafterin erschien, fragte der Baron:

„Wie geht es Lisetten?"

„Gut, gnädiger Herr! Ach, das ist ein reizendes Kind! Nach dem Bade sieht es wie ein Engel aus. Diesen Mittag wird das neue Kleid vollendet sein, das ich fertigen lasse, dann führe ich Ihnen das Mädchen

zu. Die Bequemlichkeiten, deren es sich bei uns erfreut. tragen viel dazu bei, die Eltern vergessen zu machen."

Die frohe Alte erfernte sich mit der Versicherung, daß Lisette die sorgende Hand der Mutter nicht entbehren solle.

„Das wird nicht schwer sein," murmelte der Oberst, „denn die Mutter ist ein Ungeheuer. Ich hasse jetzt das Weib eben so glühend, als ich es früher unbegreiflicherweise liebte. Mit welcher Frechheit nähert sich Sabine mir wieder. Sie ist ohne Zweifel eine vollendete Abenteuerin, die weder Scham, noch Gefühl für Sitte und Anstand besitzt. Andreas! ich wollte Dir diesen Morgen die Bedingungen mittheilen, unter denen ich Dir dreißigtausend Thaler leihe."

„Nenne sie mir, und kann ich sie erfüllen, so sei gewiß . . ."

„Du kannst es, wenn Du willst. Ich stelle sie nicht zu hoch, denn die Rache, die ich durch diesen Freundschaftsdienst an unserer gemeinschaftlichen Geliebten nehme, schlage ich dabei mit an. Von den Zinsen ist, wie sich von selbst versteht, keine Rede, denn ich bin kein Wucherer."

„Aber Du mußt doch Dein Kapital verwerthen, Paul!" warf erstaunt der Baron ein.

„Mir bleibt genug, um ein anständiges Junggesellenleben zu führen. Schweigen wir von diesem Punkte, der nur mich allein angeht. Nun höre mich an: Sa-

bine scheint sich in mißlichen Verhältnissen zu befinden, da sie die Alimente für ihr Kind auf mich anweist. Es gibt keine größere Strafe für einen Spekulanten, als das Bewußtsein, bei der Einleitung eines Unternehmens einen dummen Streich begangen zu haben. Sabine muß begreifen, daß sie jetzt die geachtete Frau eines gut situirten Rittergutsbesitzers sein könnte, wenn sie früher nicht so leichtsinnig und schlecht gewesen wäre. Daß sie Dich mehr geliebt hat, als mich — nun, davon hast Du den Beweis im Hause. Ich räche mich also durch Dich, und Du wirst mir beistehen."

„Erkläre Dich, Paul!"

„Die erste Bedingung, die ich Dir stelle, ist: Du kümmerst Dich nie wieder um Sabine, und hilfst ihr nicht mit einem Thaler, auch wenn sie vor Dir auf den Knien läge und darum bäte."

„Sie wird mir gewiß nicht kommen."

„Und wenn sie käme?"

„So erfülle ich Deine erste Bedingung. Ich nehme keine Rücksicht auf das undankbare Geschöpf; ich habe ihr genug geopfert, — soll ich ihr jetzt ein neues Opfer bringen?"

„Wohlgesprochen, Andreas! Jeder ist sich selbst der Nächste."

„Nenne die zweite Bedingung, Paul!"

„Das Kind Sabinens bleibt in Deinem Hause."

„Gewiß, gewiß, ich werde es gut erziehen lassen."

„Wenn nun Sabine es zurückfordert?“

Der Baron sah den Freund erstaunt an.

„Die herzlose Mutter kommt nicht auf den Gedanken,“ meinte er.

„Zugestanden; aber träte dieser Fall ein, so wirst Du sie eben so kalt abweisen, ebenso herzlos verfahren, als sie einst mit Dir verfahren ist. Ich hoffe es wird Dir dies nicht schwer werden. Da Sabinen die Beweise fehlen, daß sie die Mutter Lisettens ist, und da alle Welt glaubt, das Kind sei die Tochter Kaspars, so hängt es nur von Deinem guten Herzen ab, der an Dich ergangenen Bitte zu entsprechen, rechtliche Ansprüche sind nicht zu erheben. Ich verlange Dein Ehrenwort, Andreas! daß Du der bösen Sabine Herz, Thor und Thüre verschließest. Und wenn Du bedenkst, daß sie mit dem Kinde, das reizend sein soll, wie die Haushälterin sagt, ebenfalls eine Spekulation unternehmen könnte, so ist es auch Deine Pflicht, Lisetten vor den Einflüssen der Mutter zu bewahren. Wer kann wissen, in welcher Absicht sie in die Nähe von Elsborn gekommen ist.“

Dem Baron leuchteten diese Gründe ein, und da auch er einen Anflug von Rachegefühl nicht unterdrücken konnte, so rief er aus:

„Deine Bedingungen kann ich leicht erfüllen, Paul! denn es sind Bedingungen, die ich mir selbst stellen muß.“

„Bravo! Dein Ehrenwort, Andreas!“

„Hier ist es.“

Beide reichten sich die Hand.

„Du erhältst von mir dreißigtausend Thaler, die Du zur Abstoßung der dringendsten Schulden verwenden kannst. Du wirst der Besitzer von Elsborn bleiben, damit Sabine sich zu Tode ärgert.“

Dem Baron war durch dieses Erbieten ein schwerer Stein vom Herzen genommen, und er pries laut die aufrichtige Freundschaft des Jugendgenossen.

„Paul!“ sagte er gerührt, „ich halte es für meine Pflicht, Dir eine Mittheilung zu machen, ehe wir das Geschäft abschließen.“

„Theile mit, Andreas! theile mit.“

„Meine Lage ist wirklich eine trübselige.“

„So. Auch mit meinen dreißigtausend Thalern?“

„Ja und nein.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Um es Dir begreiflich zu machen, müßte ich Dich mit den Beziehungen zu meinem Bruder Emil bekannt machen.“

„Ah, Deine Familienangelegenheiten kümmern mich nicht, Freund! Die Gefälligkeit die ich Dir leiste, gibt mir kein Recht . . .“

„Aber sie legt mir Verpflichtungen auf. Ich muß Dir das Kapital sicher stellen.“

„Hm!“ murmelte der Oberst. „Könnte es bei Dir je gefährdet werden?“

„Durch meine Schuld nicht. Es gibt aber Zufälligkeiten . . .“

„Andreas, ich denke, Du gibst mir eine Schuldverschreibung über dreißigtausend Thaler; mir steht eine halbjährige Kündigung frei. Ist diese Frist verstrichen, so zahlst Du mir nach Wechselrecht die Summe zurück.“

„Und wenn ich nun sterbe?“ fragte der Baron.

„Ah bah, denke nicht an den Tod.“

„Oder wenn andere Wechselgläubiger auf mich einstürmen . . .“

„Du hast noch Wechselschulden?“

„Leider.“

„Tilge sie.“

„Paul! ich verdiente Deine Freundschaft nicht, wollte ich leichtsinnig Dein Kapital aufs Spiel setzen.“

„Es ist die Hälfte meines Vermögens.“

„Um so mehr erachte ich es für Pflicht, Dich sicher zu stellen.“

„Wie?“ fragte der Oberst.

„Ich verpfände Dir bis zu der Höhe der Schuld mein Gut. Nun mag geschehen, was da will, ich habe meiner Freundschaft gegen Dich Rechnung getragen. Du erhältst einen Wechsel und die Bürgschaft.“

Man sieht, daß der Baron ein offener, ehrlicher Mann war. Er glaubte zugleich, durch dieses Erbieten seine Aufrichtigkeit an den Tag zu legen und den leisesten Zweifel zu beseitigen, den der Jugendfreund in

Bezug auf sein Verhältniß zu Sabinen vielleicht noch hegen könnte.

„Gut," sagte der Oberst; „nicht aus Mißtrauen, sondern weil Du es wünschest, nehme ich die mir gebotene Garantie an."

Die Anleihe ward abgeschlossen, der Baron erhielt eine Anweisung auf ein Bankhaus in Frankfurt und der Oberst die Schuldverschreibung in der verabredeten Form. Dieses letztere Dokument ward von dem Gerichtsamte rekognoscirt.

Auf diese Weise entstand das Schuldverhältniß des Barons, Andreas von Sydow zu dem Obersten Paul von Melin.

Nach dem Frühstücke wurden die nöthigen Anzeigen bezüglich Kaspars und seiner Frau gemacht. Der Gerichtsaktuar, der in einem benachbarten Dorfe wohnte, besorgte das Weitere.

Erst gegen Mittag kam Brock von der Holzhauerhütte zurück. Er suchte seinen Herrn allein zu sprechen.

„Nun, Brock?" fragte der Baron. „Du bist sehr lange ausgeblieben."

„Verzeihung, gnädiger Herr! ich war zurückgehalten."

„Was hielt Dich zurück?"

„Eine Dame."

Der Baron unterdrückte eine freudige Ueberraschung. Dann ging er mit dem Diener in ein Neben-

zimmer, und schloß die Thüre hinter sich, um vor dem Obersten sicher zu sein.

Der Baron gedachte noch mit einer schmerzlichen Freude jener Zeit, in der ihn die Liebe der schönen Sabine so hoch beglückt hatte; er fühlte selbst einen Anflug von Stolz über die Bevorzugung, deren er sich bei der gefeierten Schönheit zu erfreuen gehabt. Daß Sabine ihren Brief an den Obersten gerichtet, hatte ihn ein wenig verletzt. Nichts war ihm willkommener als eine Aufklärung über diesen Punkt, und Brock konnte sie ihm vielleicht geben.

„Was Du mir jetzt mittheilst, wirst Du jedem Andern, selbst dem Obersten, verschweigen," begann er. „Erzähle, erzähle!"

Der erschöpfte Brock bat um die Erlaubniß, sich zu setzen. Der Baron schob ihm hastig einen Stuhl hin.

„Als ich ankam," erzählte Brock, war die Thüre des Häuschens geöffnet. Ich ging über den Vorplatz in das Stübchen. Da trat mir eine Dame mit allen Zeichen des Schreckens entgegen; sie zitterte und ihre Augen glüheten."

„Wo ist Kaspar?" fragte sie, indem sie mir den Weg vertrat.

„Kaspar ist todt!"

„Du lügst!" schrie die Dame.

„Der Oberst von Melin hat ihn erschossen."

„Großer Gott! Aus welchem Grunde?"

„Weil Kaspar ein Wilddieb war, und zwar ein sehr gefährlicher.“

„Und der Oberst ist sein Mörder?“

„Ich gab der Dame in wenig Worten Aufklärung. Mein Bericht schien sie beruhigt zu haben; sie fragte mich, wer ich sei, und ich sagte es ihr offen. Dann sah sie nach dem Bette der todten Gertrud hinüber, faltete die Hände, und flüsterte:

„So sind sie nun Beide todt! Das ist kein Zufall, das ist Verhängniß!“

„Die nun folgenden Worte konnte ich nicht verstehen; aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte daß sie im Zorne gesprochen wurden. Nun begann die Dame in dem Wandschranke zu suchen, dessen Thüre angelehnt war. Es mußte ihr sehr viel daran liegen einen Gegenstand zu finden, denn sie verschonte keinen Winkel. Nachdem sie sich fruchtlos abgemüht, durchsuchte sie das Zimmer, und endlich auch das Bett der Todten.“

„Nichts, nichts!“ rief sie aufgebracht. „O, daß ich gestern Abend so feig war!“

„Madame!“ sagte ich, „man hat mir die Besorgung dieser Leiche übertragen.“

„Wer, wer?“ fragte sie auffahrend.

„Mein gnädiger Herr.“

„Wer ist Dein Herr?“

„Der Herr Baron von Sydow.“

„Ich dachte es mir. Also auch er hat hier die Hand im Spiele. Was soll nun zunächst geschehen?"

„Die Leichenfrau des Kirchspiels muß gleich kommen; wenn diese ihr Geschäft vollbracht hat, wird die Todte in das Leichenhaus des Dorfkirchhofs gebracht."

„Und wo ist das Kind der Verstorbenen?"

„Lisette befindet sich auf Elsborn; der Herr Baron wird sich des verwaisten Mädchens annehmen."

„Hat er das gesagt?" fragte rasch die Dame.

„Ja, Madame!"

„Dann bin ich ruhig."

„In diesem Augenblicke kam die Leichenfrau; der alte Todtengräber folgte mit dem Sarge, den ich bestellt hatte."

„Während diese Beiden ihr trauriges Geschäft vollbrachten, trat ich mit der Dame in den Hof."

„Mein Freund!" sagte sie, „Du kannst mir einen Dienst leisten, den ich Dir gut bezahlen werde. Hast Du Lust dazu?"

„Es kommt auf den Dienst an, Madame!"

„Du weißt ohne Zweifel, wo sich die Leiche Kaspars befindet?"

„Ja."

„Gehe, und durchsuche die Kleider desselben. Findest und bringst Du mir ein kleines schwarzes Taschenbuch, so erhältst Du von mir fünf Louisd'or. Ich erwarte Dich in der Moorschenke, die Du ohne Zweifel kennst."

„Madame!“ antwortete ich ihr, „wäre es nicht besser, wenn Sie sich an den Gerichtsaktuar wendeten, dem der Geschossene bereits übergeben ist?“

„Nein, nein; ich erwarte Dich, und bin bereit, den Lohn zu verdoppeln, wenn er Dir nicht groß genug erscheint.“

„Ich erinnerte mich, daß Sie, Herr Baron! mir Auftrag gegeben, Ihnen die Papiere zu bringen, die ich etwa vorfinden sollte. Um die Dame an weiteren Unternehmungen zu verhindern, versprach ich, ihr den Dienst zu leisten.“

„Und Du hast ihn geleistet?“ fragte rasch der Baron.

„Nein, gnädiger Herr!“ antwortete Brock. „Ich ging zwar in das Spritzenhaus, durchsuchte die Kleider Kaspars, und fand in seiner Brusttasche das schwarze Buch, aber ich habe es . . .“

„Wo ist das Buch?“

„Hier, Herr Baron!“

Brock überreichte ein kleines schwarzes Buch, das mit einem weißen Bande umwickelt war. Der Baron ergriff es mit zitternder Hand, sah es einige Augenblicke bewegt an, und schob es dann in seine Tasche.

„Was ward nun aus der Dame?“ fragte er.

„Sie schlug den Weg nach dem Walde ein, hinter dem die Moorschenke liegt, und wird mich wahrscheinlich erwarten. Jetzt hat der gnädige Herr zu befehlen, ob ich gehen, und was ich der Dame sagen soll.“

Der Baron entließ Brock mit der bestimmten Weisung, die ganze Angelegenheit streng geheim zu halten und seiner weitern Befehle im Schlosse zu warten. Kaum hatte sich der Diener entfernt, als der Schloßherr das Taschenbuch öffnete, das man bei dem todten Kaspar vorgefunden. Es enthielt ein Dokument, in dem Sabine sich verpflichtete, für das junge Mädchen, das sie dem Kaspar zur Erziehung übergeben, jährlich fünfzig Thaler Alimente zu zahlen. Sollte die Zahlung nicht erfolgen, so könne Kaspar unter der Bedingung die kleine Lisette als sein eigenes Kind betrachten, daß er nie, selbst seiner Frau, verriethe, wer es gebracht habe. Das zweite Papier, daß sich in der Brieftasche befand, war ein versiegelter Brief mit der Adresse: „Dem Herrn Baron Andreas von Sydow." Beide Papiere waren beschmutzt, wie die Tasche selbst. Der Baron erbrach hastig das Kouvert. Er verschlang die Zeilen, die von Sabinens ihm wohlbekannter Hand geschrieben waren. In hastiger Erregung zog er die Glocke. Brock trat ein.

„Mein Pferd!" befahl der Baron. „In zehn Minuten muß es gesattelt vor der Thüre stehen."

Dann ging er zu dem Obersten, den er in dem Parke antraf. Der Freund unterhielt sich mit der kleinen Lisette, die man, so gut es in der Eile geschehen konnte, herausgeputzt hatte. Die Aehnlichkeit des Kindes mit Sabinen war nicht zu verkennen, jetzt, da ihr blon-

des Haar geflochten und ihr Gesicht rein gewaschen war. Lisette, die den Baron kannte, sah ihn gutmüthig lächelnd an. Der Baron aber achtete kaum auf sie.

„Paul!" sagte er, „ich muß Dich auf eine Stunde verlassen."

„Lege Dir keinen Zwang an, Freund!"

„Bei Tische sehen wir uns wieder. Vergiß nicht, daß Dir in meinem Hause Alles zu Gebote steht. Unterhalte Dich, so gut Du kannst."

„Kümmere Dich nicht um mich, Andreas!"

Die beiden Freunde trennten sich, nachdem sie sich einander herzlich die Hände gedrückt. Der Oberst blieb, seine kurze Jagdpfeife rauchend, im Garten. Wir begleiten den Baron, der sein Pferd bestieg, und im raschen Trabe dem Walde zuritt, nachdem er langsam den Schloßhof verlassen hatte. Der Weg führte ihn an der Holzhauerhütte, wie man Kaspars Häuschen zu nennen pflegte, vorbei. In dem Augenblicke, als er ankam, erschien ein Mann mit einem Schiebkarren in der Thüre der Umzäunung; auf dem Karren stand ein langer, aus rohen Bretern locker zusammengefügter Kasten. Der Reiter war nicht in Zweifel über den Inhalt dieses Sarges — er wußte, das man die irdischen Reste der armen Gertrud nach dem Leichenhause des benachbarten Dorfkirchhofes schaffte. Ach, und kein Mensch folgte der Geschiedenen zu ihrer letzten Ruhestätte.

Der Todtengräber, der die traurige Last fuhr, grüßte den Gutsherrn. Beide verfolgten einige Minuten denselben Weg.

„Was habt Ihr da, Freund?" fragte der Baron, der gern wissen mochte, ob Sabine nicht wieder in der Hütte gewesen sei, und deshalb ein Gespräch anknüpfen wollte.

„Kaspars Weib!" war die Antwort.

„Ihr ist wohl; sie hat viel gelitten!"

„Das denke ich auch. Da sie doch einmal nicht wieder gesund werden konnte, wie ich schon vor drei Jahren gesagt, so ist es besser, daß sie von ihren Leiden befreiet ist. Der arme Kaspar ist Zeit seines Lebens arg geplagt gewesen; ihm fehlte der Verdienst, und dabei hatte er eine stets kranke Frau. Da muß ein Mann zurückkommen, und wenn er die Rechtschaffenheit selbst ist."

„Kaspar war in der letzten Zeit Wilddieb."

„Das müssen Sie ihm nicht so übel nehmen, gnädiger Herr!"

„O, Alter!"

„Ja, wahrlich. Wozu treibt einen Menschen nicht die Noth. Denken Sie sich: die ganze Familie hungert, und draußen sieht man die Rehe, die das Bischen Kraut im Garten abfressen — da ist die Verlockung so leicht, die Flinte zu nehmen und das Wild niederzuschießen, um einmal ein Stückchen Fleisch auf den

Tisch zu bekommen. Ich kann mir das denken. Uebrigens weis man ja nicht genau, ob Kaspar wirklich gewilddiebt hat. Wenn dies wäre, er würde wahrlich nicht so jämmerlich mit seinem Weibe und seinem Kinde gelebt haben. Ein Wilddieb, der sein Handwerk versteht, erwirbt sich ein schönes Stück Geld. Der arme Kaspar hat nicht eine Brotkrume im Hause gehabt, und ich wette, daß seine Frau mehr vor Hunger gestorben ist, als weil sie krank war."

„Aber Ihr sagtet doch, daß Ihr den Tod Gertruds schon vor drei Jahren prophezeiht hättet."

„Jawohl, gnädiger Herr! Gertrud litt an einer unheilbaren Krankheit; aber wenn sie eine angemessene Pflege gehabt hätte, so würde man ihr Leben verlängern haben können. Ueber diesen Punkt habe ich mit Kaspar oft gesprochen; er hat gewußt, was seiner Frau nöthig ist, aber er hat es ihr nicht verschafft, weil er nicht zum Spitzbuben werden wollte. Ich bleibe dabei, Kaspar hat weder einen Hasen noch ein Reh geschossen."

Dem Baron leuchteten diese Gründe ein. „Wie aber," fragte er sich, „kommt der Holzhauer mit dem Gewehre Abends in den Wald? Warum schoß er zuerst auf uns, als wir ihn anredeten?"

„Du lieber Gott!" murmelte der Todtengräber, „wie leicht ist die arme Gertrud! Sie besteht nur aus Haut und Knochen. Ein Kind macht mir nicht mehr Mühe, wenn ich es in den Sarg lege. Glauben Sie

mir, gnädiger Herr! der Hunger hat den Tod dieser Frau beschleunigt."

Jetzt trennten sich die Wege. In dem Augenblicke als der Baron einbiegen wollte, setzte der Todtengräber seinen Karren nieder und sagte:

„Mit Verlaub, gnädiger Herr! noch eine Frage."

„Beeilt Euch, Alter!"

„Die Holzhauerhütte gehört eigentlich zu Ihrem Forste."

„Ich weiß es."

„Unsere Dorfgemeinde ist arm."

„Auch das weiß ich."

„Wer bezahlt denn die Begräbnißkosten, auf die ich angewiesen bin?"

„Ich," antwortete der Baron.

„Danke, gnädiger Herr!"

Der Baron sprengte davon und verschwand in dem Gehölze, hinter dem die Moorschenke lag. Die Unterhaltung mit dem Todtengräber gab ihm Stoff zu ernstem Nachdenken. Kaspar war ihm stets als ein rechtlicher Mann erschienen und wenn die Noth seine Rechtlichkeit nicht schwanken gemacht, wenn er das tiefste Elend dem Stehlen vorgezogen, so mußte der Schuß, den er so jäh abgefeuert, aus einem anderen Grunde geschehen sein, als aus dem sich zu retten. Vielleicht gibt Sabine Aufklärung über diesen Punct. Der Waldweg war gut und das Pferd des Barons konnte ohne

Schwierigkeit rasch traben. Nach einer Viertelstunde war das Gehölz lichter und zehn Minuten später zeigte sich eine Moorwiese, über die hinweg eine breite Chaussée führte. An dieser Chaussée lag die sogenannte Moorschenke, ein kleines, ein Stock hohes Gebäude, das von einer Gruppe Tannen umgeben war. Die weißen Mauern schimmerten durch die kerzengeraden schwarzen Stämme, die nur an den Wipfeln weit sich ausstreckende Aeste hatten. Zur Seite dieses Gebäudes breitete sich ein großer Garten aus, den eine hohe Weißdornhecke umzog. Neben dieser Hecke standen die letzten Bäume des Tannenwaldes. Die Chaussée bildete die Grenze des Forst-Reviers von Elsborn.

Vor der Thüre des einsamen Gasthauses hielt unser Reiter an.

Ein Stallknecht erschien und nahm das Pferd in Empfang.

„Wohnt eine fremde Dame hier?“ fragte der Angekommene.

Der Knecht, ein echter Sohn jener Moorgegend, starrte den Fremden an.

„Eine Dame?“ fragte er.

„Nun ja, eine vornehme Dame.“

„Nein!“

„Sind Gäste in der Schenke?“

„Nein!“ murmelte der Knecht. „Die Bauern kommen nur Abends.“

„Reisende?"

„Nein. Die Reisenden fahren rasch vorüber."

Der Baron nahm an, daß Sabine ihren Aufenthalt geheim halten wollte; er beschloß, mit Vorsicht zu sondiren.

„Führe mein Pferd in den Stall und sorge gut für das erschöpfte Thier," befahl er.

Dann ging er in die Gaststube.

Kein Mensch war zu seinem Empfange da. Die schwarz geräucherte Stube wimmelte von Millionen Fliegen, die ein dumpfes Summen verursachten. Auf den Tischen saßen diese Insekten so dicht, daß sie wie mit einem schwarzen Tuche bedeckt erschienen. Die Scheiben in den wurmstichigen Fensterrahmen waren schmutzig grün, sie ließen nur ein mattes Licht in den mit einer schwülen Luft angefüllten Raum dringen. Der Baron befand sich zum ersten Male in einem solchen Hause; es widerte ihn an.

Und hier sollte sich Sabine aufhalten, Sabine, die an glänzende Boudoirs, an Pracht und Bequemlichkeit gewöhnt war? Und doch lag die volle Wahrscheinlichkeit vor, denn es gab in der ganzen Gegend keinen Ort, der dem Schlosse und der Holzhauerhütte näher lag. In dem benachbarten Dorfe selbst befand sich keine Schenke. Der Baron wollte nicht rufen, um seine Ankunft nicht zu verrathen.

Er trat tiefer in das Zimmer und sah durch eines der beiden Giebelfenster, die nach dem Garten hinaus-

gingen. Da lag ein verwildertes Stück vor ihm, angefüllt mit Obstbäumen, deren Zweige unter der Last der Früchte sich beugten. In den Wegen wucherte das Unkraut, und auf den breiten Beeten standen Gemüse und Getreide wirr durcheinander. Der menschliche Fleiß hatte hier nichts gethan, desto mehr aber die Natur, die sich dieses Jahr besonders segensreich erwies. Die Moorschenke war dem Baron ein doppeltes Räthsel: in Beziehung auf Sabine und in Beziehung auf die Bewirthschaftung.

Was konnte ein thätiger Oekonom nicht aus diesem Boden gewinnen.

Noch war der Baron unschlüssig ob er nach Art ungeduldiger Gäste rufen oder still spähen sollte, als er plötzlich zwischen den obstbeladenen Bäumen des Gartens eine weiße Gestalt sah die sich langsam auf und ab bewegte. Wer anders konnte das sein, als Sabine? Der Lauscher fühlte alle seine Pulse klopfen, und eine brennende Hitze sein Gesicht überfliegen. Ohne sich zu besinnen verließ er das Zimmer, trat durch die Hinterthüre in den Hof und suchte hier den Eingang zu dem Garten.

„Wohin?" fragte plötzlich eine Stimme.

Andreas wandte sich. Ein junger Mann stand vor ihm, der zwar Zivilkleider trug, aber in seiner ganzen Erscheinung den Militär verrieth. Sein braunes Gesicht schmückte ein schöner Schnurrbart, sein dunkles krauses

Haar war kurz geschnitten, und seine Haltung war keck und edel. Den eleganten schwarzen Oberrock hatte er bis an den Hals zugeknöpft. Mit fragenden Blicken stand er vor dem erstaunten Baron, der sich gestehen mußte, daß der Unbekannte ein schöner Mann war. Ein Gefühl, der Eifersucht ähnlich, erwachte wieder in ihm.

„Sind sie der Wirth dieser Schenke?" fragte er.

Der junge Mann antwortete mit einem feinen Lächeln:

„Nein!"

Dann trat er näher. Bei den wenigen Schritten die er ausführte, klirrten die Sporen an seinen Stiefeln.

„In diesem Falle begreife ich nicht, mein Herr! wie Sie zu der Frage kommen, die Sie soeben an mich gerichtet haben," sagte der Baron mit der Ironie, die der Gedanke an Sabinen in ihm erzeugte. „Ich bin hier Gast und suche mir Bedienung."

„Ah, Sie sind Gast, ein Reisender vielleicht!"

Der Baron verneigte sich und wollte in den Garten treten, dessen Thüre sich in der Umzäunung zeigte.

„Der Wirth befindet sich dort — er hauet mit seinen Knechten eine Tanne um!" sagte der junge Mann, indem er nach der Wiese zeigte, die der Thüre gerade gegenüber lag.

„Ich will den guten Mann nicht stören; da ich ein Stündchen zu ruhen gedenke, werde ich bis zu seiner Rückkehr einen Spaziergang durch den Garten machen."

Ohne Weiteres trat er durch die Zaunöffnung in den verwilderten Hauptweg, der mit abgefallenen Früchten wie bedeckt war. Während er mit den Blicken nach der weißen Gestalt suchte, hörte er hinter sich den leise schrillernden Ton einer Jagdpfeife. Ohne Zweifel sollte dies ein Avertissement für die Spaziergängerin sein.

„Die schöne Sabine führt ein abenteuerliches Leben!" dachte der Baron, ohne seinen Gang zu unterbrechen. „Ich bin neugierig, was für einen Erfolg dieses Zeichen hat."

Mit verschärfter Aufmerksamkeit sah er durch die röthlich schimmernden Zweige.

Da bemerkte er, wie die weiße Gestalt in einem Seitenwege rasch dahinschwebte, wahrscheinlich um ungesehen einen zweiten Ausgang zu gewinnen.

„Ah," dachte der Baron, „sie flieht den Fremden, der keck in ihr Versteck dringt. Jener Mann steht also zu ihr in Beziehung, und das Zeichen mit der Pfeife ist ein verabredetes. Hier hat jeder Fremde gleiche Rechte."

Nun schritt er hastig quer über die Beete, bis er unvermuthet der weißen Gestalt, die augenscheinlich alles Begegnen mit ihm zu vermeiden suchte, in den Weg trat.

Es war wirklich Sabine.

Sie trug einen einfachen weißen Morgenrock un einen großen Strohhut, der ihr immer noch reizende Gesicht vor der Mittagssonne schützte. Eine Fülle dunkler Locken floß auf die Schultern herab, die wie Alabaster durch den weißen Spitzenflor schimmerten. Ein breites Band von rother Seide schloß die feine Taille nachlässig ein. Die ganze Toilette war einfach, aber mit dem Geschmacke gemacht, welcher Sabinen stets eigen gewesen.

Seit sie Mutter war, hatte sie der Baron nicht wieder gesehen; er mußte sich eingestehen, daß weder Zeit noch Umstände ihren Reizen Abbruch gethan, daß Sabine vielmehr, wie sie jetzt vor ihm stand eine unbeschreiblich poetische Erscheinung sei.

Sabine war betroffen einen Schritt zurückgewichen.

„Ich dachte es mir!“ flüsterte sie mit einem bitteren Lächeln.

Dem Baron waren diese Worte nicht entgangen. Indem er sich verneigte, sagte er:

„Sie haben mich also wieder erkannt?“

„Trotz der Veränderung, die mit Ihnen vorgegan- ist, Herr Baron von Sydow!“

„Und was haben Sie gedacht?“

„Daß der Mann, der in Ihrem Dienste steht, ein Schwätzer sein würde.“

„Aber er ist ein treuer Diener seines Herrn.“

„Ich zweifle nicht daran."

„Statt seiner bin ich nun gekommen, um Ihnen das Papier zu überbringen, dessen Wiedererlangung Ihnen sehr am Herzen zu liegen scheint."

Der Baron zog ein Papier aus der Tasche und überreichte es ihr.

Sabinens Gesicht überzog eine tiefe Röthe.

„Von Ihnen soll ich es empfangen?" fragte sie kaum hörbar.

„Von mir!"

Rasche Schritte ließen sich vernehmen. Sabine zerknitterte das Papier in der Hand, wie durch eine krampfhafte Bewegung; dann verbarg sie es in der Tasche ihres Kleides.

Der junge Mann trat hinter den Zweigen eines Apfelbaumes hervor.

„Mein Bruder!" sagte die Dame, die sich ein wenig gefaßt hatte. „Mein Bruder Waldemar!"

Der Baron konnte das Erstaunen nicht unterdrücken, das sich in seinem Gesichte malte; er hatte bis jetzt nicht gewußt, daß Sabine noch einen Bruder hatte.

Ohne sich beirren zu lassen, fügte sie hinzu:

„Herr Baron Andreas von Sydow! von dem ich nicht selten zu Dir gesprochen habe."

Die beiden Männer grüßten sich durch Verneigungen: Der Baron ironisch lächelnd, Waldemar mit einer

Art verlegener Freundlichkeit, die dem Baron nicht entging.

Mit der Gewandtheit der Salondame wandte sich Sabine zu dem jungen Manne.

„Mein guter Bruder hat die Freundlichkeit gehabt, mich auf meiner Herreise zu begleiten; er wird jetzt dafür sorgen, daß ich in einer halben Stunde die Rückreise antreten kann. Das Geschäft, das mich hierherführte, wird bis dahin ohne Zweifel abgemacht sein."

„Ich lasse meine Schwester bei dem Herrn Baron von Sydow!"

Mit diesen Worten, die er ein wenig betont hatte, entfernte sich Waldemar.

Es mußte wirklich ein geschwisterliches Verhältniß zwischen den Beiden obwalten, denn andernfalls würde Sabine die Entfernung Waldemars nicht veranlaßt, und dieser sich nicht so bereitwillig gefügt haben.

Der Baron fühlte sich ein wenig beruhigt, zumal da er sich erinnerte, nie so recht nach den Familienverhältnissen Sabinens geforscht zu haben. Er wußte darüber nur, was man ihm gesprächsweise mitgetheilt hatte.

Aber was konnte ihn jetzt noch Sabine kümmern, nachdem er seit Jahren mit ihr verfallen gewesen?

Was führte ihn überhaupt, gegen das Versprechen, das er dem Obersten gegeben, nach der Moorschenke?

Sabine war seine erste Jugendliebe gewesen, er schwelgte noch in der Erinnerung daran; die Gegenwart war ihm Nichts, die Vergangenheit war ihm Alles. Er hielt Sabinen für schuldig, aber in seiner Pietät für den Gegenstand seiner heiligen Liebe wünschte er, daß die Last, die sie trug, sehr klein sein möge. Hatte er die Dame auch aufgesucht, so war er sich dennoch des Versprechens bewußt, das er dem Obersten gegeben, und der Entschluß stand in ihm fest, dieses Versprechen zu halten.

Aber was für ein Charakter war denn eigentlich Sabine? Hatte sie der Oberst richtig beurtheilt?

Vielleicht gibt uns die nun folgende Unterredung Aufschlüsse.

Sechstes Kapitel.

Sabine.

Nach der Entfernung Waldemars nahm das Gesicht der Dame einen ernsten, fast feierlichen Ausdruck an. Ihr schönes Auge ruhete einige Sekunden vorwurfsvoll auf dem Baron, der innig bedauerte, daß in dieser wunderbaren Hülle ein so unweiblicher Geist wohnte. Sein Gefühl empörte sich, wenn er daran dachte, daß die Mutter sich ihres Kindes entäußern konnte, um es in der niedrigsten Sphäre unter Mangel und Elend

einem Stande erziehen zu lassen, der dem der Mutter so fern lag. Er fühlte sich versucht, darin eine Art Rache gegen ihn zu erblicken.

„Mein Herr! sind Sie nur in der Absicht gekommen, um mir ein Papier zu übergeben, an dessen Wiedererlangung, ich gestehe es, mir viel gelegen war?“ fragte Sabine.

Der Baron hatte seinen vollen Gleichmuth wieder erlangt.

„Nein,“ gab er höflich zur Antwort; „ich wollte Ihnen auch mündlich die Antwort auf einen Brief überbringen, den Sie dem Erzieher Lisettens anvertraut haben.“

„Ah, das ist es!“

„Wollen Sie mich anhören?“

„Ich glaube, daß es ohne Gefahr für mich geschehen kann.“

„Desto besser für uns Beide.“

„So folgen Sie mir nach einem Plätzchen, wo wir ungestört uns unterhalten können. Aber vergessen Sie nicht,“ fügte sie stolz hinzu, „daß ich in einer Stunde abzureisen gedenke.“

Der Baron verneigte sich.

Sabine ging durch die wüsten Wege voran. Nach einigen Minuten blieb sie an einer dicht bewachsenen Laube stehen, die am äußersten Ende des Gartens lag. Judenkirschen und wilder Epheu bildeten eine Art Halle,

in der Kühle und Dämmerung herrschten. Auf einem Tische sah man Bücher und kleine weibliche Handarbeiten; dazwischen eine Mappe mit Papier und Schreibzeug. Zwei Stühle standen neben dem Tische. Alles verrieth, daß diese Laube ein längerer Aufenthalt der Dame gewesen war. Durch eine Oeffnung der Blätter, einem Fenster ähnlich, sah man auf die Moorwiese, von der die Schenke ihren Namen hatte. In kurzer Entfernung erglänzte die Fläche eines großen Teiches, der sich bis an die Grenzen des Waldes ausdehnte. Der einsame Ort war so recht zum Liebesgeplauder geschaffen — aber welch' eine Unterredung sollte nun hier stattfinden!

Nachdem die Dame ihren Strohhut auf den Tisch gelegt, lud sie den Baron ein, auf einem der Stühle Platz zu nehmen.

Beide saßen sich einander gegenüber.

Sabine war gleichgiltig, stolz; sie trocknete graziös den leichten Schweiß von ihre Alabasterstirn, strich die schweren Locken zurück und stützte das Haupt auf den weißen Arm, der nur halb von dem feinen Spitzengewande bedeckt war. Trotz der Ruhe, die sich in dem Gesichte aussprach, verrieth die kurze Bewegung des Busens, daß sie mühsam eine innere Erregung unterdrückte. Und wie schön war dieses räthselhafte Weib in der wunderbaren Mittagsdämmerung der duftenden Laube! Was hätte der Baron gegeben, der immer noch

liebte, wenn es ihm möglich gewesen, jetzt einen Blick in die geheimnißvollen Tiefen des Herzens dieser Frau zu werfen, die mit Leichtigkeit, Ruhe und Geistesfreiheit vor ihm saß, jetzt, da sie fürchten mußte, die Enthüllung einer verhängnißvollen Vergangenheit zu sehen.

Der arme Baron hatte sich während seines zurückgezogenen Lebens auf Elsborn eine feste Ansicht von den Frauen überhaupt, und von der glänzenden Sabine besonders, gebildet; er hielt sie alle für kokett, selbstsüchtig und unwahr. Mit dieser Ansicht war er nach der Moorschenke gekommen; er wollte ein Inquisitor sein, und glaubte das Recht dazu zu haben, indem er des armen kleinen Mädchens gedachte, das er seit gestern unter seinen Schutz genommen hatte.

Ach, der gute Mann wußte nicht, daß er sich auf einem für sein Herz gefährlichen Wege befand; er wußte nicht, daß ein Weib ausforschen zu wollen, nichts anderes heißt, als sich ihm hingeben.

Sabine schien im Voraus ihres Vortheiles gewiß zu sein, denn das kaum merkliche Lächeln, das ihre Lippen umschwebte, trug den Charakter der Ironie; sie schien den Mann zu bedauern, der als ein Richter gekommen war.

Ihre Ruhe und ihr Lächeln panzerten das Herz des Barons mit jener Bitterkeit, die sich der Verachtung beigesellt, wenn sie eine wohlverdiente ist, und wenn der Gegenstand derselben keck genug ist, Stolz entge-

genzusetzen. Sabine beobachtete die gewöhnliche Taktik schöner, geistreicher Frauen, sie erwartete den ersten Angriff.

„Sie waren gestern Abend nicht zum ersten Male in der Holzhauerhütte?" begann der Baron.

Sabine warf den Kopf zurück.

„Verzeihung, mein Herr! wollen Sie mich inquiriren?" fragte sie kalt.

„Nein, aber als Gutsherr von Elsborn ist es meine Pflicht, Erkundigungen über ein verwaistes Kind einzuziehen, das dem öffentlichen Mitleiden preisgegeben ist."

„Als Gutsherr von Elsborn!" sagte Sabine betonend. „Mein Herr! und deshalb wenden Sie sich an mich?"

„An die Dame, die das Kind im zartesten Alter der Bäuerin übergeben; an die Dame, die fünfzig Thaler jährliche Erziehungskosten zu zahlen angelobt, aber ihr Angelöbniß nicht gehalten hat."

„Und Sie glauben, ich sei diese Dame, Herr Baron?"

„Der Glaube ist sehr natürlich ..."

„Wenn Sie sich der Zeit erinnern, mein Herr! in der ich schwach genug war, Ihnen meine Ehre zu opfern — nicht wahr, das wollen Sie sagen? Eine Frau, die aus Liebe strauchelt, sinkt nach Ihrer Meinung endlich zur Verbrecherin herab — nicht wahr, Herr Baron?"

„Ich suche die Mutter des Kindes!“ sagte nicht ohne Verwirrung der Baron.

„Sie haben sie gefunden!“

„Sabine!“

„Ich bin die Mutter des unglücklichen Kindes!“

Der Baron war seiner kaum noch mächtig. Hätte er nicht des Obersten gedacht, er würde Sabinen zu Füßen gesunken sein.

Eine peinliche Pause trat ein: der Baron endigte sie mit der Frage:

„Gestehen Sie mir das Recht zu, nähere Erkundigungen über das Kind einzuziehen?“

Ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über das Gesicht Sabinens.

„Ich verzeihe Ihnen die Kränkung, die in dieser Frage liegt,“ flüsterte sie bewegt. Der Mann, dem ich mehr gab, als ich geben durfte, weiß, wessen er sich bei mir zu versehen hat, was er von mir hoffen darf. Haben Sie mich in dieser Voraussetzung gekränkt, Herr Baron! und sind Ihre Worte nicht durch einen andern Einfluß hervorgerufen, so werde ich Ihnen meine Verzeihung dadurch beweisen, daß ich dem Andreas von Sydow, aber nicht dem Gutsherrn von Elsborn, die Geschichte jenes Kindes erzähle, dessen Mutter zu sein ich wiederholt feierlich bekenne. Es bedurfte der Ueberreichung des Papieres nicht, um mich zu diesem Geständnisse zu veranlassen. Aber bedenken Sie, daß ich

mich nicht rechtfertigen, oder irgend einen meiner Schritte entschuldigen will — was ich gethan, werde ich dereinst vor Gott verantworten, und wenn es sein muß, auch vor den Menschen. Ich theile Ihnen mein Tagebuch mit, das ich bis zu dem heutigen Tage gewissenhaft geführt habe. Ziehen Sie Ihre Schlüße, mein Herr! und verdammen Sie mich, wenn Sie können."

„Sabine! warum wendeten Sie sich von mir ab?"

„Ich? Ich?" fragte sie mit einem schmerzlichen Tone.

„Ein Wort der Rechfertigung würde genügt haben . . ."

„Andreas von Sydow kannte mich genug, um mich beurtheilen zu können. Ich hatte meine Ehre, aber nicht meinen Stolz verloren."

„Sie ließen mich ohne Trost ziehen, Sabine!"

„Ich hatte Ihnen all' mein Vertrauen geschenkt — durfte ich nicht ein Gleiches von Ihnen erwarten?"

„Ich sah den Obersten, als er heimlich sich von Ihnen entfernte."

Sabine hatte ein elegantes Taschenbuch hervorgezogen.

„Hören Sie, Herr Baron! ich werde Ihnen dann keine Frage mehr zu beantworten haben."

Sie schlug die erste Seite des Buches auf, und begann ruhig zu lesen:

„Baden-Baden, den 1. Juli 18..

„Ich besuchte mit meiner Mutter einen Ball im Kursaale. Ein junger Rittmeister führte mich zum ersten Tanze. Er wich den ganzen Abend nicht von meiner Seite. Ich tanzte bis zum Schlusse des Balles mit ihm, der um ein Uhr erfolgte. Der Rittmeister von Melin begleitete uns nach unserer Wohnung. Am folgenden Morgen begrüßte er uns in der Brunnenallee. Da er unser Landsmann war, nahmen wir um so lieber seine Aufmerksamkeit an, als die Ankunft des Onkels Ehrich von Elsborn sich um vierzehn Tage verzögerte. Abends sahen wir ihn an der Spielbank; er spielte hoch und mit Glück.

„Den 2. Juli.

„Der Rittmeister war Mittags unser Nachbar an der Table-d'hote; wir lernten ihn als einen geistreichen Gesellschafter kennen. Abends trafen wir ihn in einer Loge des Theaters. Nach dem Theater führte er uns zu Tische. Die Mutter war entzückt über den liebenswürdigen Kavalier, der Alles aufbot um uns zu unterhalten.

„Den 3. Juli.

„Bei der Morgentoilette fand folgendes Gespräch zwischen der Mutter und mir statt:

„Wie gefällt Dir der Rittmeister, Sabine?"

„Er ist ein echter Husarenoffizier."

„Was soll das heißen?"

„Daß er zu leben und sein Vermögen unterzubringen weiß."

„Aber er ist auch ein schöner und geistreicher Mann, Sabine!" meinte die Mutter der ich es ansah, daß sie sich durch seine Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlte.

„Das ist Geschmackssache, liebe Mutter! Wäre er nicht Militär, so würde mir seine Annäherung lieber sein."

„Aber die Uniform steht ihm süperb."

„Ich mag sie nicht leiden."

„Eine halbe Stunde später trafen wir den Rittmeister in der Allee; er trug wie gewöhnlich die Uniform seines Regiments und erregte die Aufmerksamkeit aller Kurgäste. Nach einer kurzen Promenade, die er an unserer Seite gemacht, erschien ein Diener mit einem prachtvollen Pferde. Der Rittmeister theilte uns mit, daß er den Schimmel von einem benachbarten Gutsbesitzer gestern gekauft habe, weil er ein selten schönes Thier sei. Er bestieg das Pferd und ritt in der Seitenallee auf und ab. Der Reiter bot einen reizenden Anblick, und ich mußte die Ansicht theilen, die meine Mutter denselben Morgen ausgesprochen hatte.

„Den 4. Juli.

„Mittags bei der Table-d'hote schlug der Offizier einen Spazierritt vor, nachdem er sich still eine Zeit lang mit meiner Mutter unterhalten hatte; er bat mich, ihn zu begleiten.

„Zu Pferde?" fragte ich verwundert.

„Ja, mein Fräulein! Ihre gnädige Mutter hat mir gesagt, daß Sie eine geschickte Reiterin sind."

„Wenn ich ein lammfrommes Pferd habe."

„Ein solches Pferd ist vorhanden."

„Hier in Baden?" fragte ich lachend. „Die Miethspferde, die ich bisher gesehen, sind schlecht."

„Sie werden den Schimmel reiten, der Ihren Beifall hatte. Ich stehe dafür, daß er gut und sicher geht. Willigen Sie ein, mein Fräulein! Sie dürfen sich eine angenehme Partie versprechen."

„Die Mutter redete mir zu und ich willigte ein. Um drei Uhr Nachmittags erschien der Rittmeister zu Pferde vor unserer Wohnung; er trug ein elegantes bürgerliches Reitkostüme. Ein Diener hielt den stattlichen Schimmel mit einem rothen Damensattel. Ich hatte das schwarze Reitkleid angelegt, das ich in meiner Garderobe als ein unentbehrliches Requisit zum Badeleben mit mir führte. Der Offizier hob mich in den Sattel und wir sprengten davon. Gleich hinter uns folgte eine zweite Cavalcade von Herren und Damen; alle ritten Miethspferde, die mit uns nicht gleichen Schritt halten konnten. Der Rittmeister war ein so liebenswürdiger Gesellschafter, daß ich diesen Nachmittag zu den angenehmsten meines Aufenthaltes im Bade zählte.

„Den 6. Juli.

„Wir haben unsere Spazierritte bereits zweimal wiederholt. Der Rittmeister von Melin ist unser steter

Begleiter, und ich finde keine Veranlassung, ihn zurückzuweisen. Er erschöpft sich in der Aufmerksamkeit für mich, ohne meine Mutter zu vernachlässigen. Abends trank er den Thee in dem Garten vor unserer Wohnung.

„Den 7. Juli.

„Heute ist mein Geburtstag, ich bin einundzwanzig Jahre alt. Die Morgendämmerung war kaum angebrochen, als mir meine Mutter — wir hatten unsere Betten noch nicht verlassen — gratulirte. In demselben Augenblicke erhob sich eine sanfte Musik vor den Fenstern. Kaum aus dem Schlafe erwacht, machten diese Töne einen wunderbaren Eindruck auf mich. Die Mutter war aufgestanden und hatte das Fenster geöffnet. Eine sanfte Melodie aus Bellini's „Nachtwandlerin" zitterte lieblich durch den stillen Morgen. Ich schlüpfte in meinen Mantel und lauschte durch die Gardine: Da stand die ganze Badekapelle auf dem Rasenplatze.

„Siehst Du ihn?" fragte meine Mutter.

„Wen?"

„Den Rittmeister."

„Wo?"

„Hinter dem Orangenbaume."

„Der Offizier, in einen leichten Morgenmantel gehüllt stand zwischen den Blättern und sah nach meinem Fenster hinauf.

„Wer hat ihm gesagt das heute mein Geburtstag ist?" fragte ich die Mutter.

„Er hat es im Gespräche von mir erfahren; ich weiß selbst nicht, wie es gekommen."

„Mutter! was haben Sie gemacht," rief ich erschreckt.

„Was thut's? Jedenfalls ist dieses Morgenständchen eine schöne Aufmerksamkeit, die uns zu dem innigsten Danke verpflichtet."

„Das ist es eben, was ich vermeiden wollte."

„Du bist eine Närrin; man beneidet Dich um den Vorzug, den Dir der Rittmeister gibt."

„Wozu soll das Alles führen?"

„Zu einem guten Ende."

„Die Bade-Bekanntschaften sind kompromittirend, weil sie vorübergehend sind."

„Das fürchte ich hier nicht."

„Wir kennen den Offizier kaum."

„Der Onkel trifft in acht Tagen ein, er wird die Sache arrangiren."

„Unsere Magd unterbrach das Gespräch; sie brachte einen prachtvollen Blumenstrauß in einer goldenen Hülse.

„Von wem?" fragte ich, obgleich in den Absender wußte.

„Ein Diener brachte ihn und trug mir auf, ihn dem gnädigen Fräulein zu überreichen."

„Meine Mutter war außer sich vor Freude. Ich konnte diese Freude nicht theilen, obgleich meine Eitel-

keit nicht wenig geschmeichelt ward, denn der Rittmeister galt für den schönsten Mann unter den Kurgästen. Ich fragte mich umsonst nach dem Grunde, der mich traurig stimmte, als die Musik schwieg und die Musiker sich entfernten.

„Eine Stunde später saßen wir in der Laube beim Kaffee, da sprengte grüßend der Rittmeister vorüber.

„Den 8. Juli.

„Während der Morgenpromenade sprach man in der Allee von dem Glücke, das der Rittmeister Abends zuvor am Spieltische gehabt. Einzelne Damen bezeichneten ihn, daß ich es hören mußte, als einen enragirten Spieler. Man bedauerte, daß er sich von dieser Leidenschaft so ganz beherrschen ließ. Mittags war er in unserer Gesellschaft. Ich stattete ihm meinen Dank für die Serenade und den Blumenstrauß ab; er küßte mir ehrerbietig die Hand und antwortete:

„Es ist nur ein schwacher Ausdruck der Gefühle, die ich seit unserem ersten Begegnen für Sie empfinde. Habe ich Ihnen eine kleine frohe Ueberraschung bereitet, so bleibt mir Nichts zu wünschen übrig."

„Den 9. Juli.

„Auf dem Spazierritte, den wir Nachmittags machten, natürlich ohne meine Mutter, gestand mir der Rittmeister seine Liebe. Das war zu rasch für mich. Ich antwortete nicht, und kürzte die Promenade ab, die, wie ich ermessen konnte, zu dem Zwecke des Alleinseins

unternommen war. Ich verschwieg meiner Mutter das Geständniß des Rittmeisters; trotzdem wußte sie es am folgenden Tage. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich ihr mein Vertrauen entzöge.

„Sabine! was hast Du gegen Herrn von Melin?" fragte sie mich. „Er ist ein angenehmer und dabei reicher Kavalier aus einer alten adeligen Familie. Ihm wird jede Thüre geöffnet; nur Du zögerst, ihn einzulassen, trotzdem er sehnsüchtig klopft. Besinne Dich, Du könntest es später bereuen."

„Mutter! wir kennen uns so kurze Zeit."

„Aber er liebt Dich glühend."

„Seine Liebe ist nicht die rechte, sie gleicht dem Strohbrande, der eben so rasch verlischt, als er auflodert."

„Gib ihm wenigstens ein Zeichen, daß er hoffen darf."

„Ich versprach, aus Rücksicht für die Mutter, ihn nicht spröde zu behandeln. Ist es Ahnung, oder eine unbewußte Antipathie, die mich von ihm fern hält?

„Den 12. Juli.

„Ich habe den Rittmeister seit zwei Tagen nicht gesehen. Diesen Morgen erzählte man, daß er große Verluste an der Bank gehabt habe. Gegen Abend begegnete er uns in der Promenade; er sah bleich und alterirt aus; seine Stimme zitterte, als er mit mir sprach. Er kam mir in dieser Verfassung interessanter

vor, als sonst. Ich betrachtete ihn verstohlen — es lag ein Zug in seinem Gesichte, ein Ausdruck in seinem Blicke, der mir nicht gefiel.

„Den 13. Juli.

„Der Rittmeister hat gestern Abend die Bank gesprengt.

„Den 14. Juli.

„Wir erhielten eine Einladung zu einem Feste, das Herr Melin seinen Freunden gab. Ich sprach den Wunsch aus, zu Hause zu bleiben.

„Sabine!" rief die Mutter wie bestürzt, „unsere Abwesenheit würde einen Eclat hervorbringen."

„Warum?" fragte ich verwundert.

„Alle Welt ist der Meinung, daß man das Fest Dir zu Ehren veranstaltet hat."

„Nun, so mag die Welt sehen, daß sie sich getäuscht hat."

„Bedenke, daß sich das Vermögen des Herrn von Melin um hunderttausend Thaler vermehrt hat. Wir sind arm und leben nur von der Gnade meines Bruders, des filzigen Herrn von Elsborn. Wenn Du willst, bist Du in sechs Wochen Frau von Melin und unabhängig."

„Es gelang meiner Mutter mich zu bereden, und ich ging zu dem Feste, als dessen Königin man mich wirklich betrachtete. Der Kreis der Gäste war klein, aber ein auserlesener. Die Freunde des Rittmeisters

gehörten den angesehensten Familien an. Bis Mitternacht dauerte die Tafel, dann begann der Ball, den ich mit dem Festgeber eröffnete. Während des Tanzes kamen wir an einer Gruppe vorbei, die sich ziemlich ungezwungen unterhielt.

„Herr von Melin ist ein Glückskind!“ rief ein junger Mann, aufgeregt vom Wein. „Das Spiel begünstigt ihn wie die Liebe.“

„Wie freundlich heute Sabine ist!“ fügte eine andere Stimme hinzu. „Bisher war sie kalt und spröde.“

„Vergeßt nicht, daß der Rittmeister die Bank gesprengt hat, und das Gold sprengt die Rinde von jedem weiblichen Herzen.“

„Diese Worte kamen dem Rittmeister zu Ohren; sie wurden die Veranlassung zu einem Duelle, in dem er von seinem Gegner eine Wunde empfing. Man wollte mir das Ereigniß verheimlichen, aber vier Tage später erfuhr ich es.

„Den 20. Juli.

„Der Rittmeister begegnete mir in dem Parke. Ich muß bekennen, daß mich die Erscheinung Dessen, der sein Leben preisgab um meine Ehre zu retten, tief ergriff. Der schöne Mann trug den Arm in der Binde. Um mich zu täuschen, schützte er einen leichten Sturz mit dem Pferde vor. Sein Bemühen ging also dahin, mir das, was er gethan, verborgen zu halten. Er stieg in meiner Achtung, aber meine Liebe konnte er nicht

erwecken. Die Mutter stellte sein Verdienst umsonst in das hellste Licht. Paul von Melin suchte mich nicht auf, aber er benutzte jede Gelegenheit, die mich ihm entgegenführte, im Gespräche mir seine besondere Neigung an den Tag zu legen.

„Eine peinliche Gemüthsstimmung bemächtigte sich meiner. Der lebhafte Wunsch erwachte in mir, den Rittmeister entweder nie gesehen zu haben, oder ihn lieben zu können; er war nicht der Mann, der meinem Herzen zusagte, obgleich mein Verstand alle Vorzüge desselben zu schätzen wußte. Es ist dies ein Räthsel, dessen Lösung bis jetzt wohl noch nicht gelungen ist. Vielleicht hätte eine nähere Bekanntschaft meine Gefühle anders gestimmt; aber auch diese herbeizuführen konnte ich nicht über mich gewinnen.

„Um diese Zeit kam mein Onkel Ehrich von Elsborn an.

„Sie kennen ihn, sagte Sabine, indem sie einen Augenblick das Buch niederlegte; „ich enthalte mich jedes Urtheils über seine Person und seinen Charakter. Ich habe in meinem Tagebuche nur diejenigen seiner Handlungen verzeichnet, die auf mein Geschick von Einfluß waren."

„Ich bitte, fahren Sie fort!" sagte der Baron, dessen sich nach und nach eine große Erregung bemächtigt hatte; denn alle jene glücklichen Stunden, die ihm die Liebe zu dem schönen Weibe bereitet, standen klar

und deutlich vor seiner Seele. Der Gedanke, ihr Herz besiegt zu haben, erfüllte ihn mit Stolz.

Sabine hatte ihre Ruhe nicht verloren; fast gleichgiltig, als ob sie einer Pflicht der Konvenienz genügte, nahm sie das Buch wieder auf und fuhr zu lesen fort, ohne die verschiedenen Tage zu bezeichnen. Es schien, als ob sie rasch zu Ende kommen wollte.

„Onkel Ehrich bewohnte ein Zimmer in dem Hause, das wir gewählt hatten; er schloß sich uns an und wir bildeten eine Familie. Den Tag nach seiner Ankunft sah er Herrn von Melin, der uns in gewohnter Weise, höflich und freundschaftlich, entgegenkam. Meine Mutter stellte die beiden Männer einander vor. Ich sah, wie der Onkel unangenehm berührt wurde. Der Rittmeister zog sich bald zurück, nachdem er mit mir einige artige Worte gewechselt hatte.

„Was ist das?" fragte ich leise die Mutter.

„Sie gab mir durch ein Zeichen zu erkennen, daß ich schweigen möge.

„Onkel Ehrich betrat mit uns verdrießlich die Wohnung.

„Du kennst den Herrn von Melin, Schwester?" fragte er.

„Ja, Bruder! ist er Dir unangenehm?"

„Wenn Du nicht willst, daß ich auf der Stelle wieder abreise, so trägst Du Sorge, daß der Rittmeister nie wieder in unsere Nähe kommt."

„Mein Gott!“ sagte bestürzt die Mutter. „Wie entschieden Du Dich aussprichst.“

„Ich habe die triftigsten Gründe von der Welt dazu.“

„Und darf man diese Gründe wissen?“

„Zu seiner Zeit. Für jetzt begnüge Dich, meinem Wunsche ohne zu überlegen zu genügen. Du weißt, daß ich stets mit Vorbedacht handle.“

„Herr von Melin ist ein liebenswürdiger Mann.“

„Bei den Damen vielleicht.“

„Und bei den Männern?“ fragte meine Mutter, die ihre Neugierde nicht bezähmen konnte.

„Frage nicht weiter!“

„Aber so gib mir doch Aufklärung, Ehrich!“

„Der Onkel fragte mit unterdrücktem Zorne:

„Mit wem willst Du lieber in Freundschaft leben: mit mir oder jenem Rittmeister?“

„Natürlich mit Dir, Bruder!“

„Gut, so meide Herrn von Melin.“

„Er hat sich unser in Deiner Abwesenheit großmüthig angenommen.“

„Das ist nicht gut!“

„Bei diesen Worten sah mich Onkel Ehrich an. Als er mein Erröthen bemerkte, trat er zu mir und sagte liebreich:

„Sabine! ich hinterlasse weder Weib noch Kind, Du bist meine einzige Erbin; aber wüßte ich, daß Du

je mit dem Rittmeister mein Vermögen theiltest, ich würde Dir keinen Thaler aussetzen, und wenn Du in der drückendsten Armuth lebtest."

„Er verließ das Zimmer, aufgeregt, wie ich ihn nie gesehen.

„Mutter!" sagte ich, „der Onkel mag sich beruhigen; die Erfüllung seines Wunsches fällt mir nicht schwer. Ist es doch, als ob die Vorsehung über mich gewacht hat."

„Meine arme Mutter saß lächelnd in dem Sopha; aber ihr Gesicht war bleich und ihre Lippen zitterten.

„Das ist wieder eine von den Grillen meines Bruders, welche die Krankheit in ihm erzeugt. Fast glaube ich, er selbst hat die Absicht, Dich zu heirathen."

„Der Onkel?"

„Ja."

„Er ist zweimal so alt, als ich!" rief ich lachend.

„Alter schützt vor Thorheit nicht."

„Eine solche Absicht zu hegen, wäre mehr als Thorheit."

„Ganz meine Meinung."

„Die Furcht vor der Enterbung sollte mich nicht abhalten, dem Manne die Hand zu reichen, den ich liebte."

„Sabine! ich habe dem Rittmeister mein Wort gegeben."

„Mutter! Mutter!"

„Er ist jung, gut, schön und reich."

„Aber er ist ein Spieler, der sein Vermögen bald verschwendet haben wird.“

„Die Frau, die er anbetet, wird ihn zu bessern im Stande sein — und Herr von Melin betet Dich an. Nimm Dir die Mühe, den Rittmeister näher kennen zu lernen, und das Vorurtheil, das Du gegen ihn hegst, wird schwinden.“

„Wir brachen das Gespräch ab.

„Denselben Abend erhielt meine Mutter einen Brief; ich glaube, er kam von dem Rittmeister. Ob sie ihn beantwortet hat, weiß ich nicht, aber ich vermuthe es, denn sie blieb in der Nacht länger auf, als ich. Am folgenden Morgen erfuhren wir, daß Herr von Melin plötzlich abgereist sei; ein Befehl habe ihn zu seinem Regimente zurückgerufen. Ich war froh, daß dieser Befehl die so unangenehme Angelegenheit beseitigt hatte. Jetzt erst ward ich des Badelebens einigermaßen froh, wenn auch die Mutter von Zeit zu Zeit das Gespräch auf den Rittmeister lenkte.

„Jetzt erschien der Baron Andreas von Sydow. Ich sah ihn zum ersten Male in Begleitung meines Onkels, der ihn schon länger kannte. Der Baron übte einen andern Eindruck auf mich aus, als der Rittmeister. Mir war es lieb, wenn er sich mir näherte, und als er mich auszeichnete, empfand ich eine innige Freude, die ich vorher nie gekannt. In diese Zeit fällt die Erkrankung meines Onkels.

Sabine legte abermals das Buch nieder.

„Ich übergehe nun eine Reihe von Begebenheiten," sagte sie, „die dazu dienten, den Keim der Liebe, den der Baron in mein Herz gelegt, zur Frucht zu reifen. Wir sahen uns heimlich, wir sahen uns so oft, als es möglich war. Aus Rücksicht für den kranken Onkel waren wir die Letzten in dem Bade. Ich theilte meiner Mutter mit, was in meinem Herzen vorging. Hier ist das erste Gespräch, das zwischen ihr und mir über diesen Punkt stattfand."

„Der Baron ist arm," sagte sie. „Du bist ohne Vermögen, wenn der Onkel Dich enterbt."

„Er wird gegen den Baron Nichts einzuwenden haben," warf ich ein.

„Das kommt darauf an; mein Bruder ist eigensinnig, wunderlich."

„Nun, so heirathet das arme Mädchen den armen Baron."

„Und was wird aus mir, Deiner Mutter?"

„Diese Frage verwirrte mich.

„Vergiß nicht, Sabine!" fuhr sie fort, „daß wir von den Wohlthaten meines Bruders leben. Zieht er seine Hand von uns zurück, so sind wir bettelarm."

„Ich werde bei dem Onkel sondiren, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet."

„Schone ihn, bis er völlig hergestellt ist."

„Das verspreche ich Dir, liebe Mutter!"

„Diese Gelegenheit bot sich erst, nachdem wir das Bad verlassen hatten.

„Zu meinem Glücke — damals hielt ich es noch für ein Glück — wählte der Baron dieselbe Stadt zu seinem Aufenthalte, die Onkel Ehrich wählte, weil er dort unter der Aufsicht eines berühmten Arztes leben wollte. Meine Liebe wuchs mit jedem Tage, sie ward zur zehrenden Leidenschaft, die endlich keine Grenzen mehr kannte. Ich hatte dem Geliebten meine Ehre geopfert, und mußte mich der Mutter anvertrauen. Jetzt galt es nun, die Ansichten des reichen Onkels kennen zu lernen. Er selbst kam mir zu diesem Zwecke entgegen.

„Sabine!“ sagte er eines Tages, „meine Gesundheit ist nun völlig wieder hergestellt; ich fühle mich wie verjüngt und neues Blut rollt in meinen Adern. Siehst Du nicht, daß eine vortheilhafte Veränderung mit mir vorgegangen ist?“

„Gewiß, mein lieber Onkel!“ gab ich zur Antwort. „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück.“

„Der bleiche, hagere Mann sah mich mit seltsamen Blicken an. Die Befürchtung ward in mir rege, daß er, wie die Mutter mir im Bade gesagt, aus Eifersucht die Bewerbungen des Rittmeisters gemißbilligt habe. Seine kleinen, mattglänzenden Augen sahen mich mit wohlgefälligen Blicken an, indem er meine Hand ergriff und sagte:

„Sabine! wie Dir mein Glück, so liegt mir auch das Deinige am Herzen. Für eine Dame von Stand bleiben die Mittel, standesgemäß zu leben, stets die Hauptsache. Ich biete Dir mit meiner Hand die Mittel, die Dich zur Fürstin machen."

„Ich war halb vorbereitet auf diesen Antrag.

„Sie scherzen!" rief ich aus.

„Es ist mein Ernst, Sabine! Bin ich auch um einige Jahre älter, als Du — was thut's? Ich hinterlasse meiner Witwe ein fürstliches Vermögen. Wisse, Sabine! daß ich für Dich gespart, für Dich spekulirt, für Dich Alles gethan habe, um dereinst als Millionär aus der Welt zu scheiden. Wenn ich von Dir nun fordere, daß Du für den Rest meines Lebens mir gehörst, daß Du meinen Namen trägst, daß man mich Deinetwegen beneidet — bringst Du mir da ein Opfer? Ueberlege Dir meinen Antrag und gib mir in drei Tagen Antwort. Denke an das Los Deiner Mutter, die eine sogenannte Liebesheirath geschlossen hat. Wie endigte die unter Rosen begonnene Ehe? Unter Disteln und Dornen. Dein Vater, sagt die Welt, sei im Rheine verunglückt — wir wissen genau, daß er sich das Leben genommen, weil ihm ein Kriminalprozeß wegen Wechselverfälschung bevorstand."

„Onkel!" rief ich aus, „ehren Sie den Todten!"

„Ich theile dieses Geheimniß nur Dir mit, mein Kind! damit Du eine Lehre daraus ziehen kannst."

„Es war das erste Wort, das ich in dieser Beziehung über meinen Vater, den ich kaum gekannt hatte, hörte. Der Gedanke, ich solle das Glück meiner Jugend an einen alten, abgelebten Mann verkaufen, dessen Hypochondrie das Leben zur Hölle machte, empörte mich. Meine Mutter erbleichte, als ich ihr diese Unterredung mittheilte. Denselben Abend überraschte uns Herr von Melin, der zum Obersten avancirt war. Er warb förmlich um meine Hand.

„Ich nehme eine Stellung in der Armee ein," fügte er hinzu, „die mich der Nothwendigkeit, auf Vermögen zu sehen, überhebt. Lassen Sie Ihren geizigen Onkel und folgen Sie Ihrem Herzen."

„Nur auf die Stimme meines Herzens höre ich," flüsterte ich ihm zu.

„Und was habe ich zu erwarten?" fragte der Oberst.

„Ich gestand ihm offen, daß ich einen Anderen liebte.

„Sabine! Sabine!" rief bestürzt der Oberst.

„Meine Mutter wollte ihn besänftigen. Der aufgeregte Mann machte ihr die bittersten Vorwürfe und klagte sie an, darum gewußt zu haben, daß mein Herz nicht frei sei.

„Herr Oberst!" fragte ich, „habe ich Ihnen durch irgend ein Versprechen Rechte an mich gegeben? Ich hatte volle Freiheit zu handeln, und wenn ich mich

Ihnen im Bade nicht kälter zeigte, als es geschehen, so folgte ich den Pflichten des Anstandes. Außerdem bin ich von meinem Onkel abhängig, der zu einer Verbindung mit Ihnen nie seine Einwilligung gibt."

„In diesem Augenblicke ward die Glocke gezogen. „Meine Mutter eilte hinaus. In ihrer Angst meldete sie den Onkel Ehrich an. Der Oberst war plötzlich wie umgewandelt, als er diesen Namen hörte.

„Ich gehe!" sagte er kalt, „um nie wiederzukehren. Und Sie, meine Gnädige!" wandte er sich zu der Mutter, „haben ein elendes Spiel getrieben — ich rechte mit Ihnen weiter nicht! Wollen Sie mir aber eine letzte Gefälligkeit erzeigen, so führen Sie mich, daß ich mit meinem ärgsten Feinde nicht zusammtreffe."

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen diesen Dienst erzeige," sagte ich, indem ich eine Kerze ergriff, voranging und den Gast über eine Seitentreppe in den Hof führte. Ich ordnete meine Toilette und trat in das Wohnzimmer. Meine Ueberraschung läßt sich denken, als ich statt des Onkels, den ich erwartet, den Geliebten treffe, den ich nicht erwartet hatte. Nun folgte eine Szene, deren Beschreibung Sie mich überheben. Andreas von Sydow verließ mich, ohne mir Zeit zur Rechtfertigung zu gönnen. Im Weggehen sprach er die bittere Kränkung aus, daß er sich für ein treuloses Weib ruinirt habe. Und Gott ist mein Zeuge; ich habe in der festen Voraussetzung die Unterstützung des geliebten Mannes ange-

nommen, daß ich ihm dereinst als treues Weib angehören würde, denn ich war ja schon die Mutter seines Kindes."

Sabine schwieg wie überwältigt von der Erinnerung. Der Baron wiegte nachdenkend das Haupt, dann fragte er:

„Was soll ich denken, wenn ich meinen Nebenbuhler durch den Hof gehen sehe? Warum hatte man mir früher von der Annäherung des Rittmeisters nichts gesagt?"

Sabine sah stolz auf.

„Mein Herr!" sagte sie mit bebender Stimme, „ich wollte Ihrer Eifersucht nicht neue Nahrung geben. Später würden Sie Alles erfahren haben, wenn Sie mir Zeit zu einer genügenden Erklärung gelassen hätten. Aber Sie hörten mich nicht an, nachdem Sie mir meine Ehre geraubt hatten; Sie wollten mich nicht hören, weil Sie die Gelegenheit mit Freuden ergriffen, sich von der Entehrten loszureißen. Ja, fürwahr, besser konnten Sie es nicht treffen."

„Aus welchem Grunde glauben Sie —?" fragte der Baron.

„Sie müssen denselben Abend noch die Stadt verlassen haben, denn als ich am folgenden Morgen, nach einer fürchterlichen Nacht, Forschungen über Sie anstellen ließ, waren Sie verschwunden. Bekennen Sie, daß ich mehr Vertrauen von Ihnen erwarten durfte, ich,

Herr Baron! die ich mich Ihnen mit einem grenzenlosen Vertrauen hingegeben hatte. Vielleicht wäre es Ihnen leid gewesen, wenn ich Ihnen Aufklärung gegeben, die Sie hätte beruhigen müssen."

„O, wie verkennen Sie mich, Sabine!" rief schmerzlich der Baron. „Mir wäre kein Preis zu groß gewesen, hätte ich die Gewißheit erkaufen können, daß das Mädchen meiner einzigen, wahren Liebe mir stets treu gewesen."

„Lassen wir das!" sagte Sabine, ungläubig lächelnd. „Ich fordere keine Rechtfertigung von Ihnen, mein Herr! denn was geschehen, ist nicht mehr zu ändern. Und wenn ich Ihnen jetzt die Geschichte meines Lebens mittheile, so leitet mich kein anderer Zweck, als Ihre Theilnahme für Ihr Kind zu erwecken."

Der Gedanke an das Kind verscheuchte die weiche Stimmung, die sich des Barons auf einige Augenblicke bemächtigt hatte.

„Fahren Sie fort! Fahren Sie fort!" murmelte er.

Sabine schloß langsam ihr Buch. Dann legte sie die zarte weiße Hand, an deren Goldfinger ein Trauring erglänzte, auf den gestickten Deckel.

„Ich komme jetzt zu dem Punkte meines Lebens, der deshalb ein vollgiltiges Zeugniß über die Reinheit meiner Gesinnungen gibt, weil er der Wendepunkt meines Geschicks ist. Sie erinnern sich des Antrags, den

mir mein Onkel gestellt hatte. Der seltsame Mann drang auf meine Entscheidung. Ich kämpfte lange und schmerzlich mit mir. Sollte ich ihm Alles offen bekennen? Sollte ich mich dadurch seiner für immer entledigen? Das hieße mich der letzten Stütze berauben, auf die ich für mein Kind und meine Mutter hoffen durfte. Ich stand allein, arm und verlassen in der Welt. Meine Lage war eine schreckliche, aber nicht minder auch eine bizarre. Ich bat den Onkel um eine Frist von vier Wochen.

„Gern, mein Kind! gebe ich Dir diese Frist," sagte er; „aber zögere nicht länger, denn jeder Tag ist mir kostbar."

Die Zeit verfloß unter Berathungen mit meiner Mutter.

„Der Baron von Sydow hat Dich nie geliebt," sagte sie. „Wie oft habe ich mein Bedenken gegen dieses unglückselige Verhältniß ausgesprochen. Ach! hätte ich es verhindern können! Mit dem Major wärst Du glücklich geworden, denn er betete Dich an. Hättest Du Ihm nur Deine Liebe zu einem Andern nicht gestanden."

„Und wenn dies wäre, Mutter?"

„Dann würde ich ihm Deine Sinnesänderung zu erkennen geben, und daß er zu Dir zurückkehrte, unterläge keinem Zweifel."

Ich schauderte bei dem Gedanken an die Verwirklichung dieses Planes.

„Mutter! soll ich den Mann betrügen, der mich aufrichtig liebt? Der Oberst ist ein Mann von Ehre, Soldat, Offizier — nie werde ich einwilligen, daß Du eine Annäherung bewirkst. Kennt auch die Welt meinen ersten Fehltritt nicht, so will ich ihm doch nicht einen zweiten hinzufügen, der noch verdammlicher ist."

„Was bleibt Dir übrig, wenn wir nicht im Elende vergehen wollen? Gibst Du Ehrich eine abschlägige Antwort, so zieht er die kleine Unterstützung zurück, die er uns bis jetzt gewährt hat."

„Ich hoffte immer noch auf die Rückkehr des Barons, des Vaters meines Kindes, denn ich hielt ihn nicht für so herzlos, daß er nicht endlich bei ruhigem Nachdenken eine bessere Ansicht von der Sache gewänne. Aber ich hatte mich getäuscht, ich sollte den eklatantesten Beweis von seiner wahren Denkungsweise gegen mich erhalten. Es mochten vierzehn Tage verflossen sein, als ich in einer Zeitung die Verlobung Ida's von G. mit dem Baron A. E. von Sydow las. Diese Anzeige, die so rasch nach jenem verhängnißvollen Abend erfolgte, war eine mich vernichtende Demonstration. Andreas hatte also, während er mich allein zu lieben geschworen, mit einer reichen Erbin ein zärtliches Verhältniß unterhalten, das jetzt zu einer Ehe führte, und ich, das arme entehrte Mädchen, war verlassen. Dieser Schlag war furchtbar für mich und meine Mutter, die erkrankte und nach kurzer Zeit starb."

„Was ist das?“ fuhr der Baron auf. „Ich hätte mich verlobt?“

„So sagte damals die Zeitung. Doch gestatten Sie mir, daß ich dem Faden meiner Erzählung folge. Nach dem Tode meiner Mutter zog ich mich auf ein kleines Gut meines Onkels zurück, das einsam in der Mitte eines Waldes lag. Die völlige Abgeschiedenheit von der Welt that mir wohl, und hätte ich mich der Erziehung meines Kindes zwanglos widmen können, ich würde bald einen kräftigen Trost gefunden haben. So aber durfte ich das arme Wesen nicht anerkennen, ich durfte mich ihm nicht einmal nahen, wenn ich nicht zum Gespötte der Welt werden, wenn ich nicht der Lächerlichkeit anheimfallen wollte, denn ich wußte, daß ich viele böswillige Neider hatte. Meine Trauer, die eigentlich meinem herben Geschicke galt, schrieb man natürlich dem Verluste der Mutter zu. Auch Onkel Ehrich ehrte meinen Schmerz; er sprach nicht mehr von seinem Heirathsprojekte, aber er erzeigte mir Aufmerksamkeiten, die mich mit Mitleiden erfüllten. Die Liebe eines bejahrten Mannes zu einer jungen Frau hat stets eine komische Seite; aber Ehrich von Elsborn war mir, nach den Erfahrungen, die ich mit einem jungen Manne gemacht, eine Erscheinung, die mein reifliches Nachdenken erweckte. Konnte ich ihn auch nicht lieben, so konnte ich ihm doch eine sorgende Gattin, eine Pflegerin seiner alten Tage sein, welche die Vorsehung

ihm vielleicht kärglich zugemessen hätte. Das Trauerjahr war vorüber, Ehrich erneuerte seinen Antrag und ich reichte ihm die Hand. Wenn ich ihm verschwieg, daß ich bereits Mutter war, so leitete mich die Absicht, ihn später zur Anerkennung meines Kindes dadurch zu bewegen, daß ich ihm die hingebenste und treueste Gattin war. Ohne Zweifel machte ich mich einer argen Täuschung schuldig; aber wenn ich mein junges Leben an ein altes fesselte und sonach ein großes Opfer brachte, glaubte ich eine kleine Entschädigung in der Verheimlichung eines Fehltrittes zu finden, den mein ergrauter Gatte nicht so hoch anschlagen konnte, wenn er die obwaltenden Verhältnisse berücksichtigte. Auch hielt mich ein eigenes Schamgefühl von einer offenen Erklärung ab, die vielleicht ganz unterbleiben konnte, wenn Ehrich durch einen nahen Tod von mir getrennt würde, wie es sich bei seinem gebrechlichen Körper erwarten ließ. Ich gestehe, daß ich bei dieser Heirath ein wenig spekulativ zu Werke ging. Unsere Trauung ward still in einer Dorfkirche vollzogen. Gleich nach der Trauung machte ich mit meinem Manne eine große Reise nach der Schweiz und Italien, und in unserer Heimath wußte Niemand, daß der alte Ehrich von Elsborn eine junge Frau hatte. Ich glaubte meine Zukunft gesichert, und gab mich den Zerstreuungen hin, die eine solche Reise in reichem Maße bietet. Wir blieben drei Winter abwechselnd in Verona, Florenz, Pisa und

Neapel. Im vierten Jahre zwang uns die Kränklichkeit Ehrichs zur Rückkehr, denn das Ordnen seines Vermögens lag ihm am Herzen. Bei meiner Ankunft in der Heimath lernte ich Anton Emil von Sydow kennen, der kurz zuvor seine Gattin, Ida von G., verloren hatte. Der junge Witwer lebte bei seinem Bruder, Andreas Ernst von Sydow, der noch unverheirathet war. Demnach hatte ich mich durch die Anfangsbuchstaben der Vornamen zu einer Täuschung verleiten lassen, die den unglücklichsten Schritt, den ich je im Leben gethan, zur Folge gehabt."

„Sie waren ja die Gattin eines reichen Mannes, der mit einem Fuße bereits im Grabe stand!" sagte der Baron in schmerzlicher Bitterkeit.

„Ich war es, ohne daß die Welt darum wußte."

„Das Bekanntwerden hing ja nur von Ihnen ab."

„Und von meinem Gatten, der sich sonderbarer Weise seiner Verheirathung zu schämen begann, je hinfälliger er ward. Es gab Tage, an denen ich ihn für geisteskrank hielt. Der furchtbarste Gedanke war ihm, daß es bekannt würde, ich sei seine Frau."

„Haben Sie nie den Grund davon erfahren?" fragte der Baron gespannt.

„Ich kenne den Grund; aber Sie erlauben mir, daß ich ihn jetzt noch verschweige, überhaupt so lange, als es nach meinem Ermessen nöthig ist.

Der Baron verneigte sich ironisch lächelnd. Sabine fuhr fort:

„Das Schicksal schien mich dafür, daß ich mich mit dem alten Manne verheirathet hatte, doppelt bestrafen zu wollen: ich erhielt die Gewißheit, daß Andreas von Sydow zurückgezogen lebte, und daß mein mir heimlich angetrauter Mann keine Miene machte, die Zukunft seiner Frau zu sichern. Er verkaufte nach und nach seine Grundstücke, und legte die gelösten Kapitalien bei verschiedenen Aktien-Gesellschaften an. Sein Geiz nahm rasch zu, wie seine zehrende Krankheit. Ich konnte nicht über so viel Geld verfügen, als nöthig war, um die Verpflegungskosten für mein Kind zu zahlen. Meine Lage wurde mit jedem Tage drückender. Ich machte meinem Manne deshalb ernste Vorstellungen.

„Ah, Sabine! haben Sie denn ein Recht zu fordern?" fragte er kalt.

„Ich bin ihre Frau, Herr von Elsborn!" antwortete ich ihm; „und die Frau hat dem Manne gegenüber gewisse Rechte, die kein Gesetz ihr streitig macht."

„Wohl, aber die Ehre!" sagte mein Mann mit einem furchtbaren Blicke.

„Die Ehre — was soll das heißen?"

„Fragen Sie Ihr Gewissen."

„Ich erbleichte. Der hagere Mann sah mich mit seinen mattglänzenden, von der Krankheit vergrößerten Augen an. Dann wollte er mich verlassen.

„Bleiben Sie, Herr von Elsborn! Was haben Sie mir vorzuwerfen?“

„Daß Sie mich schmählich betrogen haben.“

„Sie haben mich gekannt, und mein Leben beobachtet.“

„Ich habe aber nicht gewußt, daß Sie heimlich ein Kind erziehen lassen, und daß der Vater dieses Kindes mein Feind, der Oberst von Melin, ist.“

„Abscheuliche Lüge!“ rief ich entrüstet.

„Leugnen Sie nicht, ich habe einen wackern Gewährsmann.“

„Wen?“

„Den Baron Emil von Sydow.“

„Den Bruder des Barons Andreas?“

„Ja.“

„Das freilich ist ein glaubwürdiger Mann!“ rief ich niedergeschmettert.

„Mein erster Gedanke war der an die Rache dessen, der mich für treulos gehalten. Andreas von Sydow sprengte mit Hilfe seines Bruders dieses Gerücht aus, um mir bei meinem Manne zu schaden. Ohne Zweifel hatte er meinen Plan durchschauet. Eine Bitterkeit bemächtigte sich meiner, die mich fast der Besinnung beraubte. Es dauerte lange, ehe ich so viel Fassung gewann, um das Gespräch fortzusetzen. Ehrich von Elsborn saß lächelnd in seinem Lehnstuhle, er schien sich an meiner Bestürzung zu weiden. Sollte ich mich

vor einem Manne demüthigen, dem ich größtentheils aus Mitleid meine Hand gereicht? Ich hatte ihn für geisteskrank gehalten; jetzt begriff ich, daß er ein kalter, gefühlloser Charakter war, der Forderungen an mich stellte wie ein junger, liebenswürdiger Mann. Es gab eine stürmische Szene.

„Mein Herr!“ sagte ich ihm, „eine liebende Gattin konnte ich Ihnen nicht sein, denn wir stehen in zu verschiedenen Lebensaltern; ich glaube annehmen zu dürfen, daß Sie dies auch nicht erwarteten, als Sie um meine Hand anhielten.“

„Und was soll ich erwartet haben nach Ihrer Meinung?“

„Daß Sie mich als Ihre Pflegerin an sich fesseln wollten.“

„Wie schön Sie die Sachen zu wenden wissen!“ rief der Kranke höhnend.

„Ich nehme die Verhältnisse, wie sie sind.“

„Demnach haben Sie recht gethan, mir Ihre Schande zu verschweigen, mir, Ihrem Gatten. Vergessen Sie nicht, daß ich Edelmann bin!“ fuhr er auf.

„Sie weisen meine Pflege zurück, Herr von Elsborn!“

„Gewiß, gewiß — sie ist mir zu theuer!“

Der Zorn übermannte mich.

„Und eine Gattin kann ich Ihnen nicht sein!“ rief ich aus.

„Wohlan, so lassen wir uns scheiden."

„Ich bin zufrieden."

„Sie werden eine Pension von dreihundert Thalern erhalten."

„Die ich annehme, weil ich sie mit Recht beanspruchen kann."

„Die Scheidung fand ohne Schwierigkeit statt; Ehrich von Elsborn beseitigte Alles mit seinem Gelde. Um mich vor der Medisance zu sichern, lebte ich still und eingezogen in Köln, wo mich Niemand kannte. Mein Kind wollte ich bis zu einem gewissen Alter bei den Bauersleuten lassen, denen ich es anvertraut hatte. Da hörte ich, daß Andreas von Sydow Elsborn gekauft habe. Der Zufall brachte ihn also in die unmittelbare Nähe seines Kindes. Noch zwei Jahre war es mir möglich, die Erziehungskosten zu bezahlen, dann aber starb Ehrich von Elsborn und meine Pension erlosch. Da der alte Narr, wie man aus einem hinterlassenen Briefe ersah, sich aus Ueberdruß das Leben genommen, ohne meiner zu gedenken, fiel sein Vermögen einer Seitenlinie zu, deren Glieder mir völlig unbekannt sind. Ich lebte von dieser Zeit an in der drückendsten Armuth."

„Warum haben Sie sich nicht an mich gewendet?" fragte der Baron wie zerstreut.

„An Sie?" rief Sabine verwundert.

„Ich lebte in guten Verhältnissen."

„Wohl Ihnen, Herr Baron! aber wenn ich zu stolz war, mich vor Ehrich von Elsborn zu demüthigen, würde mich Nichts in der Welt bewogen haben, Ihnen zu zeigen, daß Ihre niedere Rache gelungen war. Denken Sie daran, daß Sie mich bei meinem Manne verdächtigt hatten."

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Es ist wohl möglich," sagte er, „das mein Bruder Emil jene Vermuthung, vielleicht auch die Behauptung bezüglich des Obersten, ausgesprochen hat; ich aber weiß Nichts davon, ich höre in diesem Augenblicke das erste Wort. Mein Leben ist still verflossen; ich bin mit der Welt in keine Berührung gekommen. Hätte Emil in meiner Gegenwart eine derartige Aeußerung gethan, ich würde ihm Schweigen geboten haben. Uebrigens hat er nie erfahren, daß ich einst liebte, und daß dies der Grund ist, der mich veranlaßt, stets Garçon zu bleiben. Als ich an jenem verhängnißvollen Abend in Ihrem Hause meinem Nebenbuhler begegnete, haben wir uns gegenseitig nicht erkannt. Der Oberst ist mein Jugendfreund; aber gestern Abend erst hat es der Zufall gewollt, daß wir uns als Nebenbuhler erkannten. Wir haben Sie an dem Bette der kranken Bäuerin gesehen."

Eine Pause trat ein; jede der beiden Personen dachte einige Augenblicke über die stattgehabte Aufklärung nach.

„Herr Baron!" sagte Sabine plötzlich, „ich habe Ihnen mitgetheilt, was Sie wissen mußten, um mich

zu beurtheilen und nicht vorschnell meine Thaten zu verdammen — darf ich jetzt die Absicht kennen lernen, die Sie zu mir in diese einsame Moorschenke führt?"

„Ich will offen sein, Madame! — nach den Vorgängen mußte ich Sie für strafbar halten —"

„Mein Herr! hat sich keine Stimme zu meinen Gunsten in Ihnen geregt?"

„Was Sie an mir gethan, habe ich Ihnen längst verziehen; aber daß Sie Ihr Kind dem Mangel preisgegeben, ist ein Beweis von . . ."

„Sprechen Sie nicht aus, Herr Baron!" unterbrach ihn Sabine eifrig. „Aus den Verhältnissen des Kindes können Sie auf die der Mutter schließen."

„Mein Gott!"

„Ich leugne nicht, das ich oft Noth gelitten habe."

„Warum aber gaben Sie das Kind in die Hände von Menschen, die es nur zu einem niederen Landmädchen erziehen konnten?"

„Auch auf diese Frage will ich Ihnen antworten. Sie wissen, mein Herr! daß ich mich aus Liebe zu meinem Kinde mit einem alten, verdrießlichen Manne verheirathete, nachdem ich die Gewißheit hatte, daß der Gegenstand meiner Liebe mir verloren war. Mein Herz hatte jetzt kein anderes Gefühl mehr, als das der Mutterliebe. Meinem Kinde würde ich Alles geopfert haben. Die Neigung zu dem Geliebten gibt sich rückhaltslos — die Liebe der Mutter berechnet. Ich gab das Kind

in eine niedere Sphäre, um den Argwohn desto sichrer abzuleiten. Meine Spekulation war leider eine verfehlte, und ich mußte die Rücknahme meines Kindes verschieben. Jetzt aber sehen Sie mich bereit, meine Tochter mit mir zu nehmen."

„So sind Sie glücklicher als sonst?" fragte der Baron in einem weichen Tone.

„Ich bin wenigstens so glücklich, daß ich meine Mutterpflichten erfüllen kann."

„Sabine! verscheuchen Sie die letzten Zweifel, lassen Sie mich ruhig in die Vergangenheit zurückblicken — gestatten Sie mir eine Frage."

„Was wollen Sie wissen?"

„Wer ist jener junge Mann, der mich von dem Eintritte in diesen Garten abhielt."

Sabine reichte ihm bewegt die Hand.

„Diese Frage," sagte sie mit zitternder Stimme, „ist mir ein Beweis, daß die arme Sabine noch ein Plätzchen in Ihrem Herzen besitzt, und daß Sie nicht haßten, wie ich wähnte. Fürchten Sie diesen jungen Mann nicht, er kompromittirt weder meine Ehre, noch kann er das Gefühl beeinträchtigen, das Sie mir noch bewahrt haben."

„Aber wer ist er? Wer ist er?"

„Mein Bruder Stephan."

„Ihr Bruder?"

„Sie haben nie von ihm gehört, ich weiß es; aber glauben Sie mir, er ist mein jüngerer Bruder.

Auch ihn verfolgt ein hartes Geschick. So jung noch, ist er schon Gatte und Vater. Dort kommt er selbst."

Stefan trat in die Laube.

„Die zur Abreise festgesetzte Stunde ist längst vorüber," sagte er; „ich weiß nicht, ob ich recht gehandelt, wenn ich unterlassen hätte, Dich daran zu erinnern, Schwester!"

Der Baron prüfte die beiden Geschwister durch einen forschenden Blick; er fand, daß in Beider Zügen eine Aehnlichkeit lag. Stefans interessantes, bleiches Gesicht, trug den Stempel einer tiefen Melancholie; seine Blicke waren düster, unruhig.

Sabine stellte mit dem Takte der fein gebildeten Dame die Männer einander vor. Bei Nennung des Namens „von Sydow" zuckte Stefan leicht zusammen. Die Schwester bemerkte es.

„Der Besuch des Herrn Barons ist mir nicht nur angenehm, er ist für mich auch von großer Wichtigkeit," fügte sie hinzu; „darum bitte ich Dich, die Abreise so lange aufzuschieben, bis unsere Unterredung zu Ende ist."

Stefan grüßte unbefangen, und entfernte sich. Man sah ihn rasch durch den Hauptweg des Gartens gehen. Als er verschwunden war, sagte der Baron:

„Sabine, es scheint ein unglücklicher Stern über uns zu walten! Ich bekenne, daß ich mit dem festen Entschlusse gekommen bin, der sorglosen Mutter das

Unrecht vor Augen zu führen, und jetzt begreife ich, daß ich im Unrechte bin, denn ich habe mich durch den Schein verleiten lassen, Sie zu verurtheilen. O! glauben Sie es mir, ich habe bis zu diesem Augenblicke viel gelitten!"

Er zog ihre Hand an seine Lippen, und küßte sie innig. Dann betrachtete er den Ring, der an Sabinens Finger glänzte.

„Mein Ring!" rief er bewegt aus.

Sabine neigte sich und küßte seine Stirn.

„Ich habe ihn nur so lange abgelegt," antwortete sie, „als die Pflicht erforderte, einen andern zu tragen. Seit ich wieder frei bin, hat er nie meine Hand verlassen."

Der Baron sank zu ihren Füßen nieder; er sah schweigend, aber mit bittenden Blicken zu ihr empor. In Sabinens schönen Augen erschienen Thränen. Der wogende Busen verrieth den Kampf der in ihr vorging.

„Andreas!" flüsterte sie, schmerzlich „ich darf Dir nicht angehören."

„Was hindert Dich?"

„Der verhängnißvolle Stern, der über unsern Häuptern schwebt."

„Bist Du nicht frei?" fragte er sich erhebend.

„Mein Herz ist frei; aber meine Hand ist gebunden. Ich bin, von dem Leben gedrängt, Verpflichtungen eingegangen, die ich erfüllen muß. Andreas, wollte ich jetzt dem Gefühle folgen, das Dein Anblick in mir er-

regt, ich würde zur Verrätherin an meiner Liebe zu Dir werden. Kannst Du es, so übertrage Deine Neigung an Lisa, Deine und meine Tochter. An mich denke wie an eine Unglückliche, die eines geheimnißvollen Todes gestorben ist."

Andreas von Sydow sah sie bestürzt an. Die schöne Frau hatte ihr Gesicht mit dem Tuche verhüllt, sie weinte. Ihre Thränen mußten aufrichtig sein, denn man hörte ein leises, krampfhaftes Schluchzen.

„Wir trennen uns," sagte sie dann mit gewaltsam angeeigneter Ruhe. „Wir müssen uns trennen. Willst Du unser Kind behalten, so mag sie als Kaspars Tochter gelten; erziehe sie zu einem guten Landmädchen, damit sie die große Welt nie kennen lerne, jene Welt, in der die Leidenschaften das Leben verbittern. Ich lasse Dir mein Kind, als ein Pfand der heiligsten, aufopferndsten Liebe. Dieses Opfer kann ich Dir bringen, wenn Du es annehmen willst — mehr nicht."

„Ich behalte das Kind!" rief rasch der Baron.

„Dank, dank, mein geliebter Mann!"

„Sehen wir uns wieder?"

„Frage das Schicksal!"

Sie warf sich an seine Brust, indem ihre Thränen von Neuem flossen. Andreas küßte sie und drückte sie innig an sich.

„Sabine! zersprenge gewaltsam die Fesseln, die Dich hindern, frei zu handeln."

Sie schüttelte traurig das reizende Haupt.

„Der Tag kommt, der Dir Aufklärung bringt," antwortete sie. „Bis dahin glaube mir, daß wahre Liebe zu Dir meine Handlungen leitet. Unser Leben ist durch die Macht der Verhältnisse verbittert; kämpfe, Andreas! wie ich kämpfe. Wir werden zwar spät siegen, aber wir können uns als Sieger nur des Abends unseres Lebens erfreuen."

Sabine schloß ihn noch einmal an ihr Herz, dann verschwand sie aus der Laube. Der Baron war wie betäubt auf den Stuhl gesunken. Lange starrte er wie ein Träumender vor sich hin. Da sah er das Taschenbuch Sabinens auf dem Tische liegen; er nahm es und eilte aus dem Garten in das Haus, von da in die Thüre, die nach der Wiese führte. In großer Entfernung fuhr ein Wagen die Chaussée hinab, die sich in schnurgerader Linie durch die Moorwiese zog. Man sagte ihm, daß die Dame vor zehn Minuten abgereist sei. Der Baron gab Befehl sein Pferd vorzuführen. Er schwang sich in den Sattel und sprengte den Weg zurück, den er gekommen war. Mancherlei Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, er wußte nicht, ob er es billigen sollte, daß er seinem weichen Herzen Sabinen gegenüber gefolgt war, oder nicht. Zwar mußte er sich sagen, daß ihre Rechtfertigung die Sache in ein anderes Licht stellte, und daß er selbst einen großen Theil der Schuld dadurch auf sich geladen, daß er sein Verhältniß mit ihr so rasch

abgebrochen hatte; aber seine Selbstsucht hatte von Sabinen eine Annäherung erwartet, zumal da ihr Mutterpflichten zu erfüllen oblagen. Da fiel ihm ein, daß der Brief, den man auf dem Tische in der Holzhauerhütte gefunden, an den Obersten, und nicht an ihn gerichtet war. Der Reiter schlug sich mit der Hand an die Stirn und murmelte:

„Ueber diesen Punkt hat sie mir keine Aufklärung gegeben! Vielleicht kann ich sie von dem Obersten erhalten, wenn dieses Taschenbuch Nichts darüber enthält."

Der Baron kam in dem Hofe seines Schlosses an. Der Oberst erwartete ihn in dem kleinen Speisesaale.

„Hast Du Sabinen gefunden?" fragte er lächelnd.

Andreas gerieth ein wenig in Verlegenheit; um nicht gerade mit der Sprache herauszurücken fragte er:

„Wie kommst Du auf diese Vermuthung?"

„Mein lieber Freund! man hat so seine Vermuthungen, wenn man die Umstände zusammenhält. Und gestehe es nur, jenes Kind liegt Dir am Herzen. Du hast also Sabinen gesprochen?"

„Ja," antwortete der Baron mit der ihm eigenen Offenheit.

Der Oberst lächelte spöttisch vor sich hin.

„Fast beneide ich Dich um dieses Glück!"

„Nenne es nicht Glück Paul!"

„Ah!" rief Paul gedehnt, indem er aufstand. „Hat die glatte Weiberzunge Dich mürbe gemacht."

„Nein.“

„Warum hälst Du es für ein Unglück, Dein altes Liebchen getroffen zu haben?“

„Paul! Du bist mein Freund.“

„Auf den Du stets rechnen kannst.“

„Hat Dir Sabine je Versprechungen gemacht?“

„Durch ihre Mutter. Doch laß dieses unerquickliche Thema,“ sagte verdrießlich der Oberst. „Ich habe mit jener Zeit meines Lebens abgeschlossen, und richte meinen Blick nur noch auf die Gegenwart und auf die Zukunft. Laß uns zu Tische gehen, denn in zwei Stunden gedenke ich abzureisen. Ein Brief benachrichtigt mich, daß meine Anwesenheit in Köln nöthig ist. Uebrigens erinnere Dich an das Versprechen, das Du mir gegeben hast.“

Nach Tische traf der Oberst seine Vorbereitungen zur Abreise. Andreas hätte gern noch einmal die Briefangelegenheit berührt; um sich aber keine Blöße zu geben, schwieg er. Und wozu würde es ihm genützt haben, einen tieferen Blick in die Sache werfen zu können? Sabine existirte ja für ihn nicht mehr, und darum nahm er sich vor, wie der Oberst mit der Vergangenheit zu brechen. Gegen Abend nahm Paul Abschied, und der Baron befand sich allein auf seinem Gute. Nun nahmen ihn die Angelegenheiten der Gegenwart so in Anspruch, daß er eine heilsame Zerstreuung darin fand, die nöthig gewordenen Anordnungen zu treffen.

Ueber Liſetten zu wachen und ſie zu erziehen, blieb ſein feſter Vorſatz. Damit aber die Welt der Meinung bleibe das Mädchen ſei die verwaiste Tochter des unglücklichen Kaſpar, und er habe ſich ihrer nur aus Mitleid angenommen, ſollte ſie wie ein ſchlichtes Landmädchen erzogen werden.

Die Zeit der Rückzahlung des gekündigten Kapitals rückte heran. Andreas ſetzte ſich mit dem Banquier des Oberſten in Korreſpondenz; er erhielt eine befriedigende Antwort, und vier Wochen ſpäter war die Geldangelegenheit geordnet. Der Baron ſchuldete dem Oberſten die Summe von dreißigtauſend Thaler. Nun verfloß die Zeit, ohne daß bedeutende Ereigniſſe eintraten. Liſette wuchs fröhlich heran, und mit jedem Jahre prägte ſich ihre Aehnlichkeit mit der Mutter deutlicher aus. Der Schulmeiſter und der Pfarrer des nahen Dorfes wurden mit dem Unterrichte beauftragt und Andreas hatte die Freude, ein ſchönes, kindliches Gemüth ſich entwickeln zu ſehen. Liſette erkannte die Güte ihres Wohlthäters, ſie hing mit der Ergebung und Liebe einer Tochter an ihm. Jeder wußte, daß ſie das verwaiste Kind Kaſpars war, und ſie ſelbſt hielt ſich dafür.

Die Vermögensumſtände des Barons wollten ſich trotz der angewendeten Mühe nicht beſſern. Die Mißernten mehrerer Jahre und verſchiedene Unglücksfälle in dem Viehſtande bereiteten ernſte Verlegenheiten. Der

Besitzer von Elsborn hatte oft Mühe, die Zinsen und Steuern zu zahlen, die ihm jährlich zu entrichten oblagen. In der Noth veräußerte er oft eine Wiese oder ein Ackerstück. So ging auch das Territorium fort, auf dem Kaspars Häuschen stand.

Der Oberst hatte lange nichts von sich hören lassen; es schien, als ob er den Freund und das Schuldverhältniß vergessen habe. Andreas erfuhr zufällig, daß der frühere Soldat ein Geschäftsmann geworden sei und sich bei allen größeren Aktienunternehmungen betheilige. Ein Wollhändler hatte gesagt, daß der Oberst von Melin in der Stadt für einen Millionär gelte, und daß sich sein Vermögen noch täglich vergrößere; er habe Glück in allen seinen Spekulationen, und sei in der größeren Geschäftswelt ein gesuchter Mann.

„Ich allein bleibe zurück," dachte mißmuthig der Baron. „Während ich mühsam meine Felder bebaue und mit tausend Sorgen zu kämpfen habe, gewinnen Andere große Summen im Nichtsthun."

Trotzdem aber konnte er sich nicht entschließen, dem modernen Aktientreiben beizutreten; es fehlte ihm an Muth, seine kleinen Kapitalien zu wagen, deren Verlust seinen Ruin herbeiführen konnte. Von Sabinen erhielt er weiter keine Kunde; mit schmerzlichem Bedauern nahm er an, daß sie moralisch untergegangen, wenn sie noch am Leben sei. Dafür aber hatte er seine Freude an der aufblühenden Lisette, die von Allen, welche sie

kannten, geliebt und geachtet ward. Man hielt sie wie die Tochter vom Hause.

Eines Tages trat Brock, der zum Verwalter und Hofinspektor avancirt war, zu seinem Herrn in das Zimmer.

„Was bringst Du, Brock?"

„Eine seltsame Neuigkeit, gnädiger Herr!"

„Nun?"

„Ich habe die Frau wiedergesehen die Sie in der Moorschenke einst besucht haben."

„Wo?"

„In der Holzhauerhütte."

„Wann?"

„Vor einer Stunde."

„Hast Du mit ihr gesprochen?"

„Ja!"

„Brock, theile mir Alles mit."

„Deshalb bin ich gekommen, gnädiger Herr!"

„Erzähle, erzähle!"

„Damals war die Frau schön und elegant gekleidet."

„Ich weiß es."

„Jetzt ist sie häßlich und trägt sehr dürftige Kleider."

„Unmöglich!"

„Ja, Herr Baron! ich hätte sie fast nicht wieder erkannt. Und dabei sieht sie so traurig und bekümmert aus, daß man unwillkürlich Mitleiden mit ihr haben

muß. Auch scheint es mir, als ob ihr Verstand ein wenig gelitten hätte."

„Brock! was veranlaßt Dich zu diesem Schlusse?"

„Ich komme zu Pferde von dem Kraienkampe, den ich dieses Jahr mit Weizen bestellen lasse. Der Weg führt, wie Sie wissen, an dem Holzhauerhäuschen vorbei, das jetzt der Handelsjude Wolf bewohnt. Der Mann hat hübsch gebaut und scheint sich ganz wohl zu befinden."

„Laß den Juden und erzähle von der Frau!" rief ungeduldig der Baron.

„Ich reite also vor das Fenster des Juden, um ihn nach meinem Lotterielose zu fragen. Kaum sieht er mich, so ruft er aus: da kommt der Verwalter vom Gute — fragen Sie ihn nach dem Herrn Baron. Gleich darauf trat eine blasse Frau aus der Hausthüre. Nun legt sie mir eine Menge wunderlicher Fragen vor, die ich nicht beantworten konnte, auch wenn ich die Absicht dazu gehabt hätte. Endlich fragt sie auch nach der kleinen Lisette. Ich sage ihr, was ich von dem lieben Kinde weiß. Da fängt die Frau so heftig zu weinen an, daß sie sich auf der Steinbank vor dem Hause niedersetzen mußte."

Der Baron war tief bewegt.

„Während dieser Zeit," fuhr Brock fort, „erinnere ich mich, daß es dieselbe Frau war, der ich einst die Papiere von dem verstorbenen Kaspar holen sollte. Um

sie von dem neugierigen Juden zu entfernen, stieg ich vom Pferde und bat sie, daß sie mich eine Strecke Wegs begleite. Sie that es. Nun theilte sie mir mit, daß sie Lisetten sehen wolle. Ich gab ihr zu verstehen, daß dies ohne die Einwilligung des gnädigen Herrn kaum möglich sei; wenigstens könne ich ihr meine Hilfe nicht zusagen."

„Recht, Brock! recht. Was antwortete die Frau?"

„Sie ging lange schweigend neben mir her; endlich rief sie: gut, so werde ich mich an den Herrn Baron wenden. Nun ging sie mit mir auf das Schloß."

„Die Frau ist hier?"

„Ja, gnädiger Herr!"

„Und wo?"

„Sie sitzt auf der Hausflur."

„Laß sie sogleich kommen, Brock! Sage Niemandem, in welcher Absicht die Frau hier ist. Lisette darf es um keinen Preis erfahren."

Brock ging hinaus. Nach zwei Minuten ließ er eine bleiche, ärmlich gekleidete Frau eintreten. Wäre der Baron nicht vorbereitet gewesen, er würde sicherlich in dieser Erscheinung nicht Sabinen, die einst so glänzende Schönheit, erkannt haben. Ihr Gesicht war blaß und abgemagert, aber man konnte es immer noch schön nennen. Die Züge desselben waren fein und regelmäßig. In dem dunkeln, immer noch vollen Haare zeigten sich einige Silberstreifen. In der Nähe des feinen Mundes

und an der freien Stirn gewahrte man die ersten Furchen. Sabine trug ein Kleid von grauer Wolle und ein Umschlagtuch von ungewisser Farbe. Den Kopf bedeckte ein schwarzer einfacher Sammthut, der verschossen und an einigen Stellen verbogen war.

Der Baron war tief erschüttert, als er einen Blick auf die Eintretende geworfen hatte.

Sabine grüßte, wenn auch befangen, doch graziös.

„Ich sehe," begann sie mit bewegter Stimme, „daß Du mich erkannt hast, Andreas! Deine schweigende Verwunderung gibt es mir deutlich zu erkennen. Seit wir uns das letzte Mal gesehen, ist eine große Veränderung mit mir vorgegangen."

„Leider! Leider!" murmelte der Baron.

„Aber fürchte darum nicht, daß ich Deine Mildthätigkeit in Anspruch nehme."

„Sabine! dieser Stolz ist nicht am rechten Orte."

„Vielleicht doch."

„In diesem Falle begreife ich nicht . . ."

„Warum ich gekommen bin?" fragte Sabine mit einem schmerzlichen Lächeln. „Ich vermuthe, daß mein Tagebuch in Deiner Hand zurückgeblieben ist."

„Ganz recht. Es steht zu Diensten."

„Und dann will ich mein Kind sehen."

Der Baron führte den seltsamen Gast zu dem Sopha; er fühlte, daß Sabinens Hand zitterte, als er sie berührte.

„Sabine!“ begann er in einem fast feierlichen Tone, „zu den Dingen, die man für unglaublich hielte, wenn sie nicht geschehen wären, gehört das Verhältniß, in dem wir zu einander stehen. Ich leugne nicht, daß mir die Zeit unserer Liebe immer noch heilig ist, und daß ich in der Erinnerung an diese Zeit ein schmerzliches Glück finde; aber die nach und nach eingetretenen Verhältnisse schwächen mit jedem Jahre, mit jedem Monate, fast möchte ich sagen, mit jedem Tage die Freude an der Vergangenheit. Das Alter kommt, und mit ihm die Gleichgiltigkeit. Die Sorgen des materiellen Lebens nehmen den ersten Platz ein.“

„Du hast Sorgen, Andreas?“ fragte Sabine verwundert.

„Ich habe Elsborn zu theuer bezahlt.“

„Und ich dachte, als ich Ehrich bestimmte, Dir das Gut zu verkaufen, Deine Existenz würde gesichert sein.“

Der Baron sah erstaunt auf.

„Wie,“ fragte er, „Du gabst die Veranlassung?“

„Um Dir das zurückzugeben, was ich von Dir empfangen habe —“

„Berühre diesen Punkt nicht, Sabine!“

„Und um unserem Kinde ein Erbtheil zu sichern.“

„Hast Du so fest auf meine Bereitwilligkeit gehofft, diesen Plan fördern zu helfen?“

Das Gespräch ward durch ein leises Klopfen an der Thüre unterbrochen.

Der Baron kannte dieses Klopfen; er stand überrascht auf.

„Wer kommt?“ fragte Sabine, indem sie den Baron zurückhielt.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, ehe Du Lisa siehst.“

„O, fürchte nicht, daß ich mich verrathe.“

„Willst Du es mir versprechen?“

„Mein Wort darauf!“

„Sabine! Deines eigenen Kindes willen —“

„O, fürchte Nichts, Andreas!“

Als ob sich Sabine nicht Kraft genug zutraute, den nächsten Augenblick im Stehen zu erwarten, so setzte sie sich auf den Sessel zurück.

„Mein Gott!“ flüsterte sie.

Der Baron öffnete die Thüre.

Lisette trat wirklich ein.

„Herr Baron . . .!“

Die Worte erstarben dem jungen Mädchen auf den Lippen, als sie die Frau sah, die sie mit einem unbeschreiblichen Blicke anstarrte.

„Was willst Du, mein liebes Kind?“ fragte mild der Gutsherr.

Lisette gerieth in große Verlegenheit.

„Sie haben Besuch, Herr Baron! — ich komme später wieder.“

Dann wollte sie sich rasch zurückziehen.

„Bleibe, mein liebes Kind!“ stammelte Sabine mit Anstrengung.

Das Kind sah fragend den Baron an, der unschlüßig war, ob er seine Zustimmung ertheilen sollte oder nicht, denn Sabine schien ihre Gemüthsbewegung nicht länger bemeistern zu können.

„Bleibe!“ sagte er endlich wie aus Mitleiden.

Sabine sandte ihm einen dankbaren, von Thränen umflorten Blick zu.

Lisette war jetzt fünfzehn Jahre alt, ein schönes, blühendes Mädchen. Die Spuren des früheren traurigen Lebens in der Holzhauerhütte waren verwischt. Trug sie auch nicht moderne, städtische Kleider, so saß ihr doch das schwarze Sammtmieder so eng und zierlich um die schlanke Taille, daß ihr Wuchs einen aristokratischen Anstrich erhalten hatte. Das faltenreiche Röckchen von blauem Merino ging kaum bis an die Knöchel des kleinen, mit einem schneeweißen Strumpfe bekleideten Füßchens, das in einem glänzenden Lederstiefel stak. Das blonde Haar theilte sich über der Stirn zu einem glänzenden Scheitel, und fiel in zwei starken, langen Flechten über den Rücken herab. Rosige Züge und lachende Augen vollendeten das Bild der Jugend, Sorglosigkeit und des Frohsinns.

Der Baron hatte Mutter und Tochter still betrachtet. Eine auffallende Aehnlichkeit herrschte zwischen Beiden.

Das Kind stand verwundert in der Mitte des Zimmers; es schien mit den Blicken zu fragen, was man mit ihm vorhabe.

„Lisette!“ sagte der Baron, um der peinlichen Szene ein Ende zu machen, „laß heute für drei Personen decken; diese Dame ist bei Tische unser Gast.“

Das Kind machte eine kurze Verbeugung, die ihm reizend stand, denn sie ward mit einer natürlichen Grazie und Anmuth ausgeführt.

„In dem rothen Zimmer?“ fragte die Dienstfertige.

„Ja.“

Lisette verschwand. Kaum hatte sich die Thüre geschlossen, als Sabine ihren Platz verließ, dem Baron näher trat und ihm die Hand reichte.

„Andreas!“ sagte sie unter Thränen, „wie soll ich Dir danken?“

„Dadurch, daß Du unser Geheimniß bewahrst. Du würdest den Frieden des Kindes zerstören, wolltest Du ihm den Glauben an seine Eltern nehmen.“

„Ich stehe allein, ganz allein in der Welt!“

„Wer trägt die Schuld?“ fragte kalt der Baron.

„Ich habe keine Zerstreuung außer meiner Tochter.“

„Sabine! was willst Du sagen?“

„Habe Mitleiden, Andreas!“

„Ich zittere, daß ich Dich recht verstehe.“

„Gib mir meine Tochter zurück!“ bat sie mit gefalteten Händen.

Der Baron ließ sie einige Augenblicke in dieser Stellung. Dann führte er sie mit kalter Galanterie zu dem Sopha zurück.

„Eine Mutter, die ihr Kind liebt, reißt es nicht aus glücklichen Verhältnissen, um es einer ungewissen Zukunft preiszugeben. Du bist seit fünfzehn Jahren Deiner Tochter fremd geblieben, und ich kann annehmen, daß sie Dir wenig am Herzen liegt. Was würde man von mir denken, wenn ich meine Pflegetochter den Händen einer Frau übergäbe, die mit den Wechselfällen dieses Lebens zu kämpfen hat? Und, Sabine! gilt Dir meine Liebe zu dem Kinde Nichts?"

Die bleiche Frau hatte mit einem schmerzlichen Lächeln zugehört.

„Ich leugne nicht," fuhr der Baron fort, „daß Lisa das einzige Band ist, daß mich an das Leben knüpft. Ich halte sie für meine leibliche Tochter, und sollte ich in einer Illusion leben, so ist dies eine schöne, eine beglückende Illusion. Lisette bleibt unter meiner Obhut!" fügte er bestimmt hinzu.

Sabine zuckte leicht zusammen.

„Gönnst Du der Mutter nicht, sich an dem Anblicke ihres Kindes zu stärken?" fragte sie.

„Ich bedenke die obwaltenden Verhältnisse; es muß Dir zum Troste gereichen, daß das verlassene Kind eine bleibende Stätte, einen väterlichen Schutz gefunden hat."

„Andreas! ich kann mich nicht wieder von meiner Tochter trennen.“

„Ich würde mich dazu entschließen, wenn ich ein Heil darin erblickte.“

„Andreas! ich habe Rechte.“

„Mache sie geltend!“

„Was ist das?“ flüsterte Sabine bestürzt. „Du willst mich zwingen . . .“

„Das Glück Deines Kindes zu befördern.“

Das bleiche Gesicht Sabinens röthete sich, ihre großen dunkeln Augen blitzten. Aber nur wie ein Strahl zuckte diese innere Bewegung auf, dann kehrte die vorige Ruhe zurück.

In diesem Augenblicke trat Lisette wieder ein.

„Verzeihung, Herr Baron! daß ich zum zweiten Male komme,“ sagte schüchtern, aber freundlich das Kind.

Lisette küßte die dargereichte Hand des Barons.

„Was bringst Du denn, mein liebes Kind?“

Das junge Mädchen flüsterte ihm einige Worte in das Ohr.

„Gut; sage dem Verwalter, daß ich später mit ihm darüber sprechen werde.“

„Lisette!“ rief mit zitternder Stimme Sabine.

„Was wünschen Sie, Madame?“

Sie stand rasch auf und küßte in großer Bewegung die reine Stirne des Mädchens.

„Denke, daß Deine Mutter Dich geküßt hat!“ flüsterte sie unter Thränen.

Auf einen Wink des Barons entfernte sich Lisette, nachdem sie verwundert die fremde Frau angeblickt hatte. Der Baron schien diesen Ausbruch der Mutterliebe zu mißbilligen. In einem plötzlich veränderten Tone wandte er sich an Sabine, die ihre Thränen trocknete.

„Wie kommt es denn, daß Sie jetzt von so großer Sehnsucht nach Ihrem Kinde erfüllt werden, nachdem Sie jahrelang sich nicht darum gekümmert? Warum wollen Sie das Glück des armen Mädchens durch eine Eröffnung zerstören, die alle meine Plane durchkreuzt? Warum wollen Sie das Loos des Kindes an Ihre unbestimmte Zukunft fesseln?“

„Andreas! ich stehe allein, ganz allein in der Welt!“

„Sie könnten heute meine Gattin sein, wenn Sie die Liebe nicht als ein Börsenspiel betrachtet hätten. Statt Ihrem Herzen die Entscheidung zu überlassen, räumten Sie dem spekulirenden Verstande die Hauptstimme ein. Von dieser Ansicht werden mich weder Ihre Bitten noch ihre Thränen zurückbringen. Und aus diesem Gesichtspunkte betrachte ich auch Ihr Verhältniß zu Lisetten. Das Kind steht unter meiner Obhut . . .“

„Sie räumen der Mutter keine Rechte ein?“ fragte Sabine ernst.

„Ich bin ein Feind aller Streitigkeiten. Arrangiren wir uns. Ich kaufe Ihnen die Rechte an das Kind ab.“

„Mein Herr!“

„Kurz und bündig: fordern Sie!“

Sabine schien an dem Ziele ihrer Wünsche zu sein; wenigstens verrieth der Ausdruck ihres Gesichtes, daß sie diese Wendung des Gesprächs erwartet hatte. Trotzdem aber flüsterte sie wie gekränkt:

„Sie wollen die Mutterliebe wie eine Waare taxirt wissen und verlangen von mir selbst die Abschätzung. Können Sie mich auch nicht mehr lieben, so kränken Sie mich wenigstens nicht durch solche Zumuthungen und gestatten Sie, daß unsere Gefühle wenigstens in diesem einen Punkte, bezüglich des Kindes, zusammenfließen.“

„Was soll das heißen?“ fragte der Baron.

Sabine nahm gewaltsam alle ihre Kraft und Ueberwindung zusammen, um die Worte hervorzubringen:

„Verstoßen Sie die Mutter ihres Kindes nicht!“

Dann sank sie auf das Sopha zurück, indem sie ihr Gesicht bedeckte. Ein leises, ersticktes Schluchzen ließ sich vernehmen. Die einst so stolze Schönheit lag zerschmettert vor dem Baron, der früher sein Lebensglück in dem Besitze derselben gefunden haben würde. Er stand nicht mehr in dem Alter der Leidenschaft, die Erfahrung und die Zeit hatten ihn bedächtig gemacht, wenn auch sein Herz noch in der Erinnerung an die erste Liebe schwelgte. Das war nicht mehr dieselbe Sabine, die in seinem Geiste lebte. In schmerzlicher Ent-

rüstung betrachtete er die Frau, die ein so arges Spiel mit ihm trieb. Er konnte dem Ausbruche dieser Entrüstung nicht wehren.

„Als wir uns in der Laube der Moorschenke sprachen," begann er mit erregter Stimme, „bewiesen Sie mir aus Ihrem Tagebuche und ich glaubte es, daß Sie mich wahr geliebt hatten, und daß nur ein widriges Schicksal Sie hinderte, Ihrer Liebe zu folgen. Damals war es noch Zeit, das zerrissene Band wieder anzuknüpfen. Sie zogen sich abermals von mir und Ihrem Kinde zurück. Ich schied mit blutendem Herzen. Mein einziger Trost war Lisette, und ich schwor mir, dem Kinde ein liebender, sorgender Vater zu sein. Das Kind liebt und ehrt in mir nur seinen Wohlthäter, und ich hänge an ihm, mit der Zärtlichkeit des Vaters. In diesem Verhältnisse liegt für mich ein unaussprechlicher Trost, ja es entschädigt mich einigermassen für das Mißgeschick meines Herzens, Sie kennen das Kind kaum — ich liebe es; mir steht es näher, als Ihnen; mir ist es dem Herzen ein Bedürfniß — Ihnen vielleicht..."

Der Baron unterbrach sich, er fühlte, daß er zu weit ging.

Sabine zuckte leise zusammen; dann sah sie auf.

„Fahren Sie fort!" sagte sie kalt.

„Gestehen Sie es, Sabine! die Eitelkeit diktirt Ihnen die Forderung."

„Die Eitelkeit?" fragte sie ruhiger.

„Lisette ist ein schönes Kind," warf der Baron hin, um seine Uebereilung wieder auszugleichen. „Ich zahle jeden Preis, um mir meinen Liebling zu erhalten. Fordern Sie, fordern Sie, dann muß es ja leicht werden, die Angelegenheit wie einen Kauf zu betrachten."

„Herr Baron!"

„Spricht bei Ihnen das Herz mit? Sind Sie durch süße Gewohnheiten an das Kind gefesselt? O, wozu wiederhole ich das Alles?"

„Gut ich werde fordern!" sagte rasch Sabine, indem sie ihren Platz verließ. „Gut ich werde aus Rücksicht für Sie die Gefühle in meiner Brust unterdrücken. Vielleicht glauben Sie dann noch an die Uneigennützigkeit und Wahrheit meiner Neigung zu Ihnen. Ich will mich von dem Gegenstande trennen, zu dem mich ein natürliches Gefühl zieht, obgleich ich ihn nur wenig kenne — für Sie, Herr Baron! für Sie." rief sie heftig.

Andreas antwortete durch ein ungläubiges Lächeln.

Dieses Lächeln schien die Frau zu reizen.

„So hören Sie denn meine Forderung!" rief sie laut und aufgeregt. „Sorgen Sie dafür, daß Lisette einst die Besitzerin von Elsborn wird. Man wird keinen Argwohn schöpfen, wenn Sie Ihre Adoptivtochter zur Erbin einsetzen."

„Daß ist mein Vorsatz."

„Veräußern Sie das Gut, so geben Sie mir das Recht, meine Tochter zurückzunehmen."

„Das Kapital bleibt ihr."

„Wir sprechen von dem Gute selbst."

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

„Ich konnte Elsborn nicht besitzen," fuhr Sabine fort, „aber meine Tochter wird es besitzen. Können Sie auf diesen Punkt eingehen?"

Der Baron dachte jetzt an die Schuldenlast, die auf dem Gute haftete. Sollte Sabine darum wissen? Sollte sie aus geheimen Gründen diesen Vorschlag machen? Der Stolz erwachte in dem Gutsbesitzer. Die Erhaltung des schönen Grundstücks war eben keine Unmöglichkeit, und um sich nicht als einen unbemittelten Mann zu zeigen, beschloß er, auf die Bedingung einzugehen. Der Hauptgläubiger war ja der Oberst, sein Freund, von ihm durfte er im schlimmsten Falle Nachsicht, vielleicht weitere Hilfe erwarten.

„Lisette wird meine Universalerbin," sagte er entschlossen, „sie würde es auch dann geworden sein, wenn Sie diese Bedingung nicht an mich gestellt hätten. Sie haben mein Wort."

„Das genügt mir nicht."

„Wie?"

„Verzeihung, Herr Baron! . . ."

„Haben Sie Gründe mir zu mißtrauen?"

„Nein!" war die Antwort.

„So begreife ich nicht . . .“

„Das Schicksal ist wunderlich, es fügt oft Dinge, die wir nicht für möglich halten, wenigstens nicht vorauszusehen im Stande sind. Wenn ich mich meiner Tochter entäußere, will ich ihr Glück vollkommen gesichert wissen. Diese Gewißheit wird mich trösten, beruhigen.“

„Was fordern Sie also?“

„Sie legen eine Verschreibung in meine Hände nieder.“

Der Baron stutzte. Er erinnerte sich der Aeußerung des Obersten, der ihm gerathen hatte, Elsborn um jeden Preis zu behaupten, damit Sabine nicht über seine Verarmung sich freuen konnte. Er stand überlegend vor der Frau, die ihn scharf ansah.

„Nun,“ fragte sie mit einem ironischen Lächeln, „fällt es Ihnen denn so schwer, das Glück Ihrer Tochter zu sichern, an der Ihr Herz so zärtlich hängt? Sie tadelten mich, daß ich Anstand nähme, ein Opfer zu bringen, mich, die ich Lisetten kaum kenne? Während ich die angeborne Mutterliebe bekämpfe, um mein Kind zu beglücken, liegen Sie mit Ihrem Eigennutze im Streite. Herr Baron! ich könnte Ihnen dieselbe Strafpredigt, und eine noch schärfere halten, als ich vorhin von Ihnen anhören mußte.“

„Sie wollen, daß ich ein Dokument in Ihre Hände lege . . .“

„Sie mißtrauen meiner Ehrlichkeit —"

„Das nicht."

„Gestehen Sie es ein."

„Nun ja," sagte zögernd der Baron, der hoffte, die Ausstellung eines Dokumentes zu umgehen. „In Anbetracht, daß Lisette Ihnen fremd steht . . ."

„Ah, das ist es!" flüsterte höhnend die Frau. „Weil ich nach Ihrer Ansicht eine treulose Geliebte war, muß ich auch eine treulose Mutter sein. Mein Herr! Sie haben mich nie gekannt, und ich verzeihe Ihnen diese Kränkung um so lieber, da ich sie nicht verdiene. Beleuchten wir also die Sache mit klarem, ruhigem Verstande. Das Dokument, das ich fordere, sichert Lisetten und nicht mir, das Rittergut Elsborn."

„Ganz recht."

„Wie ist es nun möglich, daß ich das Papier zu meinem Vortheile verwenden kann, im Falle ich mein eigenes Kind betrügen wollte? Lisette bleibt immer Ihre Erbin, es sei denn, daß Sie sie überleben. Meine Bedingung ist so uneigennütziger Natur, daß ich Ihr Mißtrauen anstaunen muß. Der scharfsinnigste Mensch würde keine Unredlichkeit darin finden können. Ihr Dokument bleibt für den Fall in meinen Händen, daß sich eine andere Hand nach dem Gute Elsborn ausstreckt, oder — verzeihen Sie, Herr Baron! wenn ich Ihnen mein Herz ganz darlege — daß Sie Ihre Willensmeinung ändern sollten. Es gibt keinen andern

Preis der mich veranlassen könnte, mich meines Kindes zu entäußern, als das Glück desselben."

Der Baron ging nachdenkend auf und ab. Nach einigen Augenblicken blieb er plötzlich vor Sabine stehen und fragte:

„Was würden Sie thun, wenn ich Ihre Mutterrechte hartnäckig bestritte?"

„Herr Baron!"

„Die Welt weiß, daß Lisette die Tochter des unglücklichen Wilddiebs ist, der sich gegen mich vergangen hat. Während es Ihnen schwer fallen muß, Beweise zur Stelle zu schaffen, habe ich das Zeugniß der ganzen Umgegend für mich. Mehr als eine Person kennt meine Pflegetochter von Kindesbeinen an; sie ist unter den Augen des Pfarrers, der sie getauft hat und unterrichtet, aufgewachsen."

Sabine hatte ironisch lächelnd zugehört.

„Hätte ich nicht ein Papier von dem unglücklichen Kaspar in meinen Händen, so würde ich einen lebenden Zeugen zur Stelle schaffen können."

„Wen?"

„Den Arzt, der mir in der schwersten Stunde meines Lebens beigestanden."

„Wohlan denn," sagte der Baron nach einigem Ueberlegen, „ich sehe keine Gefahr für meinen Liebling in der Erfüllung dessen, was Sie fordern. Sagen Sie sich schriftlich von Lisetten los, und ich gebe Ihnen die Erklärung, daß Lisette meine Universalerbin ist."

Eine Viertelstunde später tauschten Beide die Papiere aus.

„Sie werden der Gast meiner Tochter sein," sagte der Baron.

„Erlauben Sie, daß ich mir den Abschied so leicht als möglich mache."

„Das ist ein Grund, den ich ehren muß. Ich dringe nicht weiter in Sie."

„Aber eine Bitte erlaube ich mir an Sie zu richten."

„Sprechen Sie."

„Lassen Sie mich nach D. fahren."

Der Baron öffnete ein Fenster.

„Brock!" rief er.

„Gnädiger Herr?" fragte eine Stimme in dem Hofe.

„Mein Reisewagen soll sogleich vorfahren."

„Zu Befehl, gnädiger Herr!"

„Er soll eine Dame nach D. bringen."

Bald zeigte ein Geraffel an, daß der Wagen bereit war. Sabine erhob sich, grüßte, wie es schien, gerührt, und verließ das Haus. Draußen sah sie sich noch einmal vergebens nach Lisetten um. Der Baron, der sie begleitete, flüsterte ihr zu:

„Haben Sie noch einen Wunsch, Sabine?"

„Erhalten Sie das Gut Ihrer Tochter!" war die Antwort.

„Wer sollte es ihr rauben?"

„Der Oberst von Melin vielleicht."

Der Gutsherr gerieth in Verlegenheit.

„Der Oberst?" wiederholte er. „Er ist mein Freund."

„Und Ihr Gläubiger. Ich weiß Alles. Vielleicht schützt Sie dieses Dokument und mein Tagebuch, das ich jetzt in Ihrer Hand zurücklasse."

Sabine stieg in den Wagen, der rasch den Schloßhof verließ.

„Was ist das?" flüsterte der Baron vor sich hin. „Das klang wie eine Warnung. Sollte der Oberst noch immer der Meinung sein, daß ich ihm ein unredlicher Freund gewesen bin? Sollte er mir das Kapital geliehen haben, um mich in seine Gewalt zu bekommen? Nun, die Zeit wird ja lehren, ob er Etwas gegen mich im Schilde führt. Wie es auch kommen möge, Lisette bleibt mein Kind und meine Erbin."

Drei Monate waren seit diesem Tage verflossen. Von Sabinen hatte man auf Elsborn Nichts wieder gehört. Der Baron bebauete seine Felder, ohne sich um die Welt zu kümmern. Sein ganzes Streben ging dahin, die Schulden abzustoßen, die auf dem Gute lasteten. Das Schuldverhältniß zu dem Obersten lag ihm schwer am Herzen. Er wußte nicht, ob er recht gethan, Sabinen das Dokument anzuvertrauen, denn seine Besorgniß ließ ihn argwöhnen, daß man es zu einer geheimen Machination benützen würde. Das räthselhafte Leben

Sabinens gab allerdings Anlaß zu diesem Argwohne, aber was konnte man ausrichten, so lange Lisette in seiner väterlichen Gewalt stand?"

Zunächst sorgte er für seine Tochter, die er täglich lieber gewann, dadurch, daß er das Gut verbesserte und verschönerte. Je mehr es an Werth gewann, je größer ward der Antheil, welcher der Erbin blieb. In dieser Sorge fand er eine wohlthätige Zerstreuung. Lisette lebte ganz ihrem Wohlthäter, sie war glücklich, wenn sie ihm eine kleine Freude bereiten konnte. Brock, der Freund seines Herrn, durfte sich manche Vertraulichkeit erlauben.

„Das Mädchen ist meine einzige Freude auf dieser Welt," äußerte der Gutsherr einmal gegen seinen Verwalter, als dieser ihm erzählt hatte, daß Lisette die kranke Frau eines Arbeiters heimlich unterstütze.

„Ja, Lisette ist brav und gut, gnädiger Herr! und dabei schön wie ein Engel. Wer sie sieht, bewundert sie."

„Wahrhaftig?" fragte der Baron, der über dieses Lob eine innige Freude empfand.

„Man sollte kaum glauben, daß sie die Tochter eines Holzhauers wäre."

„Warum, Brock? Kann die Tochter eines Holzhauers nicht ein gutes Mädchen sein?"

„O ja, Herr Baron!"

„Nun, wie kommst Du zu der so eben ausgesprochenen Ansicht?"

„Als sie am letzten Sonntage zur Kirche ging, sah sie aus wie ein Fräulein. Die kleinen Hände und Füße, die zarte Taille und das ganze Wesen Lisettens lassen glauben, daß sie die leibliche Tochter des Herrn Barons ist."

„Wäre sie es, ich wollte mich nicht darüber ärgern."

„Herr Baron! wissen Sie, was neulich der alte Schulmeister sagte?"

„Aber Brock! wie kann ich das wissen," rief lachend der Baron, den dieses Gespräch in eine gute Laune versetzt hatte.

„Es ist so eine Redensart, gnädiger Herr!"

„Also, was hat der alte Schulmeister gesagt?"

Der Verwalter lächelte verlegen, er wollte nicht mit der Sprache heraus. Der Baron mußte noch einmal fragen.

„Er hat gesagt, Lisette sehe dem gnädigen Herrn ähnlich," war endlich die Antwort.

„So!" murmelte der Baron.

„Da habe ich mir Lisetten recht deutlich betrachtet."

„Und was hast Du gefunden?"

„Daß der Schulmeister Recht hat."

„Oh! oh!" rief der Baron, gewaltsam seine Freude verbergend.

Brock war zwar ein schlichter Landmann, aber die Erscheinung Sabinens und die stattgehabten Vorgänge hatten ihm zu mancherlei Vermuthungen Anlaß gegeben.

Die Verfassung seines Herrn bei diesem Gespräche entging ihm nicht; er ward muthiger, als er die freudige Erregung desselben bemerkte.

„Lisette hat ganz Ihre Nase," fuhr er fort.

„Wahrhaftig, Brock?"

„Und Ihr blaues Auge."

„Es gibt viel Menschen, die ein blaues Auge haben."

„Das wohl; aber der Blick, der aus diesem blauen Auge kommt — vorzüglich wenn sie lacht — das ist ganz Ihr Blick, gnädiger Herr!"

Der Baron schwieg einige Minuten, dann sagte er:

„Brock! antworte mir einmal offen und ehrlich."

„Das will ich, lieber Herr! Fragen Sie, fragen Sie. Sie wissen ja, daß ich Ihr treuer Diener bin."

„Ich würde sonst diese Fragen nicht an Dich richten. Sage offen: hast Du soeben im Ernste gesprochen?"

„Gnädiger Herr!"

„Du kennst meine Anhänglichkeit an das Mädchen, und willst mir wohl mit dem, was Du soeben gesagt, eine kleine Freude machen."

„Nein, gnädiger Herr! ich habe im vollen Ernste gesprochen. Wie würde ich mir mit Ihnen einen solchen Scherz erlauben!" fügte der Greis hinzu. „Uebrigens habe ich schon lange meine Vermuthungen gehabt. Aber, gnädiger Herr! das geht mich ja nichts an."

„Was geht Dich nichts an, Brock? Ich will Deine Vermuthungen wissen."

„Jene Dame in der Holzhauerhütte . . ."

„Nun?"

„Ich glaube nicht, daß die selige Gertrud Lisettens Mutter ist. Weder Kaspar noch Gertrud haben irgend eine Aehnlichkeit mit ihr."

„Wer sollte sie denn sein?"

„Die fremde Dame."

„Brock!" sagte gerührt der Baron, „Du wirst nie wieder von dieser fremden Dame sprechen, denn sie ist wirklich die leichtsinnige Mutter Lisettens. Du bist der Einzige, der mein Geheimniß kennt — trage Sorge daß es Lisette nie kennen lernt. Wache über sie, und zeige Dich des Vertrauens Deines Herrn würdig."

„Das schwöre ich Ihnen, Herr Baron!" rief der Greis, indem er seinem Gutsherrn die Hand küßte.

Die Zärtlichkeit des Barons zu Lisetten ward zu einer wirklichen Leidenschaft; er hing an ihr als an dem einzigen Wesen, das seinem Leben einen Zweck gab. Das Herz ward ihm warm, so oft er das blühende, reizende Mädchen sah. Sabinens Schicksal war ihm eine Warnung, und um seine Tochter vor Verirrungen zu bewahren, ließ er ihr eine einfache aber gute Erziehung geben. Dabei versäumte er nicht, Alles zur Erhaltung des Gutes beizutragen, denn er war zu der Ansicht gelangt, daß günstige Vermögensumstände zu

einem glücklichen Leben durchaus nothwendig seien. Die Abhängigkeit von andern Menschen stellte er dem Elende, der Armuth gleich. Aber was er auch unternahm, um seine Schulden abzuschütteln — Alles mißlang. Sein Mißmuth artete nach und nach in eine Hypochondrie aus, die ihn bald in den Ruf eines Sonderlings brachte. Außer für Lisetten hatte er für keinen Menschen ein freundliches Gesicht, und selbst der alte Brock mußte oft unter den Launen seines Herrn leiden.

Um diese Zeit durchzog ein Jude das Land, der alte Goldsachen und Juwelen einhandelte; er fragte vorzüglich in den Häusern der reichen Leute an. Dabei bot er Lotterieloose aus und vermittelte Käufe von kleinen Landgütern, Grundstücken und Bauerngehöften. Der Jude Pik machte gute Geschäfte; man wußte, daß er ein zuverlässiger und wohlhabender Mann war, Viele selbst wollten hinter seinem mehr als schlichten Rocke ein großes Vermögen wittern. Dieser Mann hatte sich auch mehrmals auf Elsborn eingefunden. Der Baron, der Nichts versäumte, um seine Vermögensumstände zu verbessern, spielte ein Lotterieloos bei Pik. Aber wie überall, so war ihm auch hier das Glück nicht günstig.

Einst kam Pik in das Schloß. Der Baron empfing ohne Weiteres den bekannten Geschäftsmann.

„Was bringt Ihr, Pik?"

Der alte Jude legte sein kleines Bündel und seinen zerdrückten Hut neben der Thüre des Zimmers nieder.

Dann holte er sein großes Taschenbuch von braunem Leder hervor.

„Gutes, mein gnädiger Herr Baron! Gutes."

„Ah, mein Loos hat gewonnen!"

„Wenigstens das alte nicht; aber nehmen Sie ein neues, es kann Glück bringen."

„Das ist schade; ich brauche in diesem Augenblicke gerade Geld!" sagte mißmuthig der Baron. „Ich werde nicht mehr spielen, Pik! man gibt sein schönes Geld umsonst aus."

„Glauben Sie das nicht," schnarrte lächelnd der Jude; „das Glück ist eine kokette Dame, der man die Hand bieten muß, wenn man ihre Gunst erlangen will."

„Redensarten!" murmelte der Gutsherr.

„Wahrlich nein, das sind keine Redensarten. Kann Jemand gewinnen, der sich kein Loos kauft? Würde der Schulmeister in M. gewonnen haben, wenn ich ihm kein Loos gebracht hätte?"

„Der Alte Schulmeister hat gewonnen?" rief erstaunt der Baron.

„Wie ich Ihnen sage, mein gnädiger Herr!"

„Eine große Summe?"

„Zwölftausend Thaler, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin!"

Der Gutsherr konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Ja, das Glück ist eine närrische Dame," fügte er hinzu; sie wählt sich sonderbare Günstlinge. Dieser geizige Schulmeister schließt das Geld seiner hohen Beschützerin in den Kasten, und Alles ist abgethan. Statt den Mann glücklich zu machen, macht es ihn unglücklich."

„Wie so? Wie so?" fragte Pik.

„Der Schulmeister wird vor Besorgniß um seinen Schatz nicht mehr ruhig schlafen. Wie gesagt, ihm nützt das Geld nicht."

„Ich wollte Sie hätten die hübsche Summe gewonnen, mein Herr Baron! dann hätte ich doch wenigstens ein Douceur bekommen; der Schulmeister hat mir kaum meinen Weg bezahlt. Nehmen Sie ein neues Loos, gnädiger Herr! ich habe diesmal schöne Nummern."

„Bemüht Euch nicht, Pik! mein Entschluß steht fest."

Der Jude nahm sein Bündel und seinen Hut.

„Kann ich dem Herrn Baron mit etwas Anderem dienen?" fragte er. „Ich mache gern Geschäfte mit dem gnädigen Herrn. Die Zeiten sind schlecht, man muß sich um Verdienst bemühen."

„Schafft mir Geld, Pik! und wir können ein Geschäft zusammen machen."

Der Jude machte ein ernstes Gesicht.

„Geld wollen der Herr Baron?"

„Bis zur nächsten Ernte."

„Hm, hm, das wäre allerdings ein Geschäft. Das Geld ist rar, sehr rar — es steht hoch im Preise —

höher als die Juwelen. Indeß — wie viel brauchen der Herr Baron?"

„Ich brauche viel, Pik! sehr viel," sagte der Baron, indem er sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. „Die Summe, die mir nöthig ist, könnt Ihr doch nicht beschaffen. Zieht getrost Eueres Weges."

„Das kommt darauf an, mein gnädiger Herr Baron!" sagte Pik mit sehr ernstem Gesichte, als ob ihn die Meinung, die der Edelmann von ihm hegte, kränkte. „Ja, wahrhaftig, das kommt darauf an. Ich negozire Anleihen, und wenn die Summe nicht gar zu groß ist — doch, Sie sprechen wohl nicht im Ernste, mein lieber gnädiger Herr?"

„Schafft mir zwölftausend Thaler, Pik! und ich zahle Euch ein gutes Proxeneticum."

„Zwölftausend Thaler?"

„Ja!"

„Und wann muß das Geld zur Stelle sein?"

„In vierzehn Tagen," sagte lächelnd der Baron, indem er die Thüre öffnete, um hinauszugehen.

„Bitte, bitte, bleiben Sie, mein gnädiger Herr!" murmelte der Jude. „Wie gesagt, ich mache gern mit Ihnen Geschäfte, sprechen wir über die Sache."

„Habt Ihr denn ein solches Kapital?"

„Ich habe es mir in meinem Leben sauer werden lassen, und lasse es mir noch sauer werden. So ein armer Jude muß sehen, wie er erwirbt, um zu leben.

Ja, mein gnädiger Herr! ich kann Ihnen zwölftausend Thaler schaffen. Sie werden von mir das Geld kriegen."

„In vierzehn Tagen?"

„In acht Tagen, sogleich, wenn ich in Köln wäre. Mein kleines Vermögen liegt in einem eisernen Kasten, und ich suche eine Gelegenheit, es vortheilhaft unterzubringen. Was thut das Geld, wenn es im Kasten liegt? Ich habe eine Tochter, ein schönes Kind — für meine Lea arbeite ich, für meine Lea mache ich Geschäfte. Gott, was thut ein Vater nicht für sein Kind? Wie gesagt, mein Herr Baron! ich gebe Ihnen zwanzigtausend Thaler, wenn Sie sie brauchen. Bei Ihnen ist das Vermögen meines Kindes gut verwahrt. Sie sind in Verlegenheit — ich kann dienen."

Der Baron sah den Mann in dem schmutzigen, abgeschabten Rocke erstaunt an. Dieser Jude, der zu Fuß das Land durchstrich, schacherte und handelte, besaß ein solches Vermögen.

„Pik! ich brauche wirklich Geld."

„Glaub's Ihnen. Es geht den Menschen wie den Leuten."

„Sagt mir Euere Bedingungen."

„Sie geben mir einen Wechsel, Nichts weiter."

„Und die Zinsen."

„Ich bin kein Wucherer."

„Gut, ich reise mit Euch nach Köln, dort ordnen wir das Geschäft. Ihr sollt mit mir zufrieden sein, Pik!"

„Davon bin ich überzeugt, mein gnädiger Herr!“

Der Jude blieb im Schlosse. Der Baron traf seine Vorbereitungen zur Reise. Lisette sollte ihn begleiten; er schützte vor, das junge Mädchen solle einmal die Welt sehen, im Grunde aber war es ihm unmöglich, sich auf mehrere Tage von ihr zu trennen. Lisette war außer sich vor Freude. Sie brachte die halbe Nacht mit dem Packen der Sachen zu. Es durfte dem geliebten Pflegevater, der so großmüthig für sie sorgte, an nichts fehlen. Brock übernahm die Leitung der Oekonomie, und der Gutsherr reiste am folgenden Morgen ab. Pik war durchaus nicht zu bewegen, im Wagen Platz zu nehmen; er setzte sich mit seinem Bündel und seinem Wanderstabe auf den Bock. Um Mittag des zweiten Tages kamen die Reisenden in Köln an. Um Mittag des dritten Tages war das Geldgeschäft mit dem Juden geordnet. Pik erhielt außer den gesetzlichen Zinsen eine Belohnung von hundert Thalern. Dem guten Baron war eine Zentnerlast vom Herzen genommen, denn er konnte nun ein Kapital abtragen, dessen Darleiher, ein Wucherer von Profession, ihm mehr als jüdische Zinsen auf eine demüthigende Weise abnahm. Der Wechsel über diese Summe lautete von Vierteljahr zu Vierteljahr, und so oft der Verfallstermin kam, mußte der Schuldner, weil ihm die ganze Summe fehlte, jede Bedingung eingehen, die der Wucherer forderte. Auf diese Weise ward dem Gutsherrn jährlich ein

schönes Kapital entzogen, ohne des Verdrußes zu gedenken, den die jedesmaligen Verhandlungen verursachsen. An die Stelle des christlichen Wucherers war nun ein Jude getreten, der christliche Zinsen nahm. Man sieht, der Baron befand sich in der Lage vieler kleinen Leute, die ein Kapital leihen, um ein bereits erborgtes zurückzugeben. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, wohin endlich Manipulationen dieser Art führen. Der Besitzer von Elsborn hatte stets mit Geldsorgen zu kämpfen, der Ertrag des schönen Gutes fiel größtentheils den Kapitalisten in die Hände. Der Baron war nicht leichtsinnig genug, um sich über seine Lage hinwegzusetzen, und die fröhlich emporblühende Lisette mahnte ihn daran um jeden Preis eine Aenderung der Dinge zu bewirken.

Die nächste Ernte, auf die man im Frühlinge so große Hoffnungen gesetzt, fiel schlecht aus. Brock kam stets mit trüben Mienen von den Kornmärkten zurück. In peinlicher Angst erwartete der Baron die Ankunft des Juden. Er ließ lange auf sich warten. Endlich erschien Pik in seinen zerrissenen und beschmutzten Kleidern und präsentirte seinen Wechsel.

„Ihr müßt warten, Pik!“ sagte der Gutsherr mißmuthig. „Ich habe das Geld nicht beisammen.“

„Gut, mein Herr Baron! ich werde warten. Geben Sie mir einen andern Wechsel.“

Der neue Wechsel ward ausgestellt. Pik empfing die Zinsen, und entfernte sich.

„Nun bin ich mit dem Juden auf dem alten Flecke!“ murmelte der Baron. „In sechs Monaten wird er wieder kommen, um sich seine Zinsen zu holen.“

Pik kam schon im Mai des nächsten Jahres wieder.

„Bringt Ihr schon Euern Wechsel?“ fragte der Baron.

„Nein, mein gnädiger Herr!“

„Nun, was wollt Ihr denn?“

„Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß ich in acht Wochen, wo Ihr Wechsel abgelaufen ist, durchaus mein Geld haben muß. Ich kann nicht länger Stundung gewähren, und wenn Sie mir tausend Thaler Zinsen bieten.“

„Pik! was macht Euch denn plötzlich so unbeugsam?“

„Nennen Sie mich nicht unbeugsam,“ antwortete kriechend der Jude; „Sie haben gesehen, daß ich thue, was in meinen Kräften steht.“

„Es kann Euch gleich sein, wer Euch Euer Kapital verzinst.“

„Das wohl; aber ich will es nicht mehr verzinsen lassen. Verzeihen Sie mir, Herr Baron! — ich brauche mein Geld, und Sie werden es mir bezahlen. Nicht wahr?“

Der Edelmann schämte sich, den schmutzigen Juden demüthig zu bitten. Zwar hatte er keine Aussicht, das

Kapital in der kurzen Frist zu beschaffen; aber es war ihm unmöglich, sich auf weitere Verhandlungen einzulassen. Pik entfernte sich. Eine Stunde später traf eine ähnliche Nachricht ein. Ein Advokat aus D. erinnerte ihn daran, daß in vierzehn Tagen ein Wechsel von dreitausend Thalern fällig sei, den er Auftrag habe, pünktlich einzukassiren. Die schuldige Summe gehöre zu einer Konkursmasse, und müsse mit aller Strenge eingetrieben werden.

Das war ein böser Tag für den armen Baron. Schwere, schwarze Wolken verhüllten den Horizont der nächsten Zukunft. Wer konnte Rettung bringen in dieser Noth? Nicht nur seine Ehre, auch sein Besitzthum stand auf dem Spiele. Die freundliche Lisette versuchte vergebens, den verstimmten Pflegevater aufzuheitern. Jemehr der Edelmann über seine Lage nachdachte, je unerträglicher, je hoffnungsloser erschien sie ihm. Um sich zu zerstreuen, nahm er seine Windbüchse, und durchstrich den Garten, der damals noch größtentheils aus Gehölz bestand. Die Parkanlagen gehörten einer spätern Zeit an.

Es war gegen Abend. Das Wetter war ruhig aber trüb. An den Bäumen prangte das erste Grün und Frühlingsduft erfüllte das Gehölz, das aus Birken und Buchen bestand. Der Baron hatte sich, ohne es zu wissen, einer halb verfallenen Jasminlaube genähert, die er vernichten zu lassen längst die Absicht

gehabt, um sie durch ein Bretterhäuschen zu ersetzen. Diese Laube befand sich in dem entlegensten Theile des Gartens, der von der angrenzenden Wiese durch eine Hecke getrennt ward. Neben der Laube öffnete sich ein großes Loch, das im Winter die zur Aussaat erforderlichen Kartoffeln geborgen hatte. Der Baron hatte lange diesen Ort nicht betreten, er war erstaunt, das Loch noch offen zu finden. Während er sich als umsichtiger Oekonom diesen Umstand zu erklären suchte, hörte er in dem Zaune ein Geräusch. Zwar war es dämmerig, aber ein Dieb konnte die Hecke nicht durchbrechen, denn es gab in dem Garten nichts zu stehlen. Vielleicht suchte sich ein Wild Futter in dem Gemüsegarten.

Der Gutsherr nahm seine Windbüchse und stellte sich hinter die dichte Laube.

Statt des Wildes ward die dunkle Gestalt eines Menschen sichtbar, die sich aus den Zweigen der Hecke hervorwand. Langsam schlich sie näher.

Wer beschreibt das Erstaunen des Lauschers, als er den Juden Pik erkannte, der einen alten grauen Mantel, und auf seinem Stocke ein Bündel trug.

Pik ging unbekümmert weiter, betrat die Laube, warf seinen Mantel auf die trockenen Blätter, die den Boden bedeckten, ließ sich ermüdet auf den Mantel nieder, holte aus dem Bündel ein Stück Brot und Käse, und begann sein Nachtessen zu verspeisen.

„Diese Laube ist gut," murmelte er dabei; „sie soll mir für diese Nacht das Wirthshaus ersetzen. Ich muß mein Geld viel zu sauer verdienen, als daß ich es den habgierigen Dorfwirthen zuwenden sollte. Man schläft auf dem Heuboden nicht besser, als hier. Auch bin ich sicher, denn den Schloßgarten betritt kein Mensch vor morgen Früh. Ehe die Sonne aufgeht, setze ich meine Reise fort."

Diese Worte hatte der Jude vor sich hingemurmelt, während er von Zeit zu Zeit einen Bissen in seinen Mund schob. Pik mochte fünf bis sechsundvierzig Jahre zählen, aber schon war sein Bart ergraut und sein Schädel kahl. Nachdem er gegessen, holte er eine weiße baumwollene Mütze hervor, und zog sie über den Kopf. Jeder Andere würde über die komische Figur gelacht haben — der Baron ward von einem unbeschreiblichen Gefühle ergriffen, als er den Mann sah, der ihn nach kurzer Zeit in das Schuldgefängniß führen lassen konnte. Der Jude Pik, der in der ganzen Gegend bekannte Schacherjude, hatte über das Schicksal eines Barons von Sydow zu entscheiden! Was mußte die Welt denken, wenn dieses Schuldverhältniß bekannt würde!

Dem Edelmanne zuckte die Hand, welche die Windbüchse hielt.

Pik hatte indeß seine große Brieftasche von braunem Leder hervorgeholt.

„Ich will rechnen," murmelte er, „ehe es ganz dunkel wird."

Er zählte eine Menge Bankbillets, die er vor sich auf den Mantel ausbreitete und dann zu einzelnen Packeten formirte. Die Freude über den Mammon verzog sein Gesicht zu einer Fratze.

„Es ist richtig!“ fuhr er im Selbstgespräche fort. „Achttausend fünfhundert Thaler. Wenn der Baron zahlt, und er muß zahlen, kann ich das Gut kaufen, um es für den doppelten Preis wieder an die Eisenbahn-Gesellschaft zu verkaufen. Der alte Pik wird mit einem Streiche ein reicher Mann.“

Indem er das Taschenbuch mit dem Schatze schloß, sagte er selbstgefällig:

„Keine Seele hat mich durch den Zaun schleichen sehen — ich bin hier sicher. Und wer vermuthet bei einem armen Schacherjuden so viel Geld? Ja, ja, hier bin ich sicherer wie in der Schenke. Pik, Du hast einen gescheidten Einfall gehabt Dein Nachtlager ist billig, sicher und gut. Wenn ein Bewohner des Schlosses den Garten besucht, wird er sicher nicht hieher kommen, und sieht man mich — was thut's! Man wird mich nicht für einen Dieb halten — ich habe ja eine große Summe von dem Besitzer dieses Schlosses zu fordern.“

Nun begann der Jude halb singend und halb murmelnd seinen Abendsegen zu beten, wiegte den Kopf, sank endlich zurück, schlug den Mantel über sich und versuchte einzuschlafen.

Dem Baron, der durch ein Loch in den Zweigen lauschte, zitterten die Hände, ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn und vor den Ohren hörte er ein dumpfes Sausen. Es hatte sich seinem Geiste eine Idee aufgedrängt, die er umsonst niederzukämpfen suchte. Hatte den Juden der Zufall oder das Schicksal in diese Laube geführt?

Ein Schuß aus der kaum hörbaren Windbüchse brächte ihn nicht nur in den Besitz einer runden Geldsumme, sondern befreiete ihn auch von einem der lästigsten Wechsel.

Dieser Gedanke machte anfangs das Blut des rechtschaffenen Mannes erstarren. Er sollte ein Menschenleben opfern, um sich aus einer Geldverlegenheit zu ziehen.

„Nein, nein!“ dachte der Gutsherr, indem er einige Schritte zurücktrat. „Ehe ich ein Verbrechen auf meine Seele lade, will ich untergehen.“

Er wollte sich entfernen, aber eine wunderbare Gewalt fesselte seinen Fuß. Auf die Windbüchse gestützt, blieb er stehen.

„Dieser Jude ist ein Dieb,“ flüsterte ihm ein Dämon zu, „der Dieb meines Glückes und meiner Ehre. Mit Hilfe des Gesetzes kann er mich vernichten. Er wird mich vernichten, weil er spekuliren will. Wozu nützt ein solcher Spekulant der Welt? Er ist der Erste, der mich angreift — dann folgen die andern Gläubiger,

und das ganze Gebäude, das ich mit Mühen und Sorgen so lange erhalten, stürzt über mich zusammen. Soll ich mich vor diesem Manne demüthigen, soll ich ihn bitten, wucherische Zinsen zu nehmen? Ist der Wechsel und die Summe von achttausend fünfhundert Thalern in meiner Gewalt . . ."

Sein Blick verfinsterte sich, das Sausen vor den Ohren ward stärker; er mußte sich an einen Baum stützen, um nicht zu Boden zu sinken.

So stand er lange. Das laute Schnarchen des Juden riß ihn aus seinem Nachsinnen empor. Ein Fieber hatte sich seiner bemächtigt. Schaudernd fuhr er zusammen. Die Versuchung war zu groß. Es tobte ein furchtbarer Kampf in seinem Innern. Endlich trug der gute Genius den Sieg über den Dämon davon, der ihm die Vortheile einer kühnen That vor die Seele führte. Die Situation war noch nicht dringend genug, um ihn zur Verzweiflung zu treiben.

Der Baron warf die Windbüchse zu Boden, und eilte in das Schloß zurück.

Brock hatte ihn schon überall gesucht.

„Gnädiger Herr!" sagte der alte Verwalter, „es ist ein Feuer in der Nachbarschaft ausgebrochen. Aus den Zimmern des ersten Stockes kann man es beobachten."

„Warum zitterst Du, Brock? Was kümmert uns das Feuer? Sende unsere Knechte mit der Spritze zu Hilfe, und wir haben unsere Pflicht erfüllt."

„So eben ist die Löschmannschaft abgefahren."

„Wo vermuthest Du, daß der Brand ausgebrochen ist?"

„Die Dämmerung täuscht — mein Pferd muß sogleich kommen — ich werde zu unserer großen Scheuer reiten — —"

Der Schloßherr erbleichte. Der größte Theil der vorjährigen Ernte lag in dieser Scheuer aufgespeichert, man hatte mit dem Verkaufe des Getreides gezögert, weil höhere Marktpreise in Aussicht standen. Außerdem war in dem Gebäude auch die Schafheerde untergebracht. Der Schafmeister und seine Knechte wohnten darin.

„Brock! begleite mich auf den Thurm."

Ein Knecht kam mit einer Laterne, und leuchtete den beiden Männern voran. Athemlos erreichten sie die Gallerie. Ueber den Wald ragte eine hohe Feuersäule empor, der Horizont schien in Flammen zu stehen. In den benachbarten Dörfern erklangen die Sturmglocken durch den stillen Abend.

„Brock! wenn das unsere große Scheuer wäre." stammelte der Baron.

„Die Feuerwolke schwebt allerdings in der Richtung dorthin — aber sie ist weiter, viel weiter. Es muß die Moorschenke sein."

„Mit dem ersten Mai war die Versicherung abgelaufen," murmelte der Baron.

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron! es kann unsere Scheuer nicht sein."

Der Verwalter nannte zwei Dörfer, die in kurzer Entfernung nebeneinander hinter dem Walde lagen, und fügte hinzu, daß fast alle Bauern dieser Dörfer noch volle Speicher hätten.

„Reite aus, Brock! und ziehe Erkundigungen ein; kehre im Galop zurück, denn die Ungewißheit tödtet mich."

Von dem Thurme aus ließ sich der Ort des Unglücks nicht genau unterscheiden. Die beiden Männer stiegen in den Hof hinab. Brock schwang sich auf das Pferd, das bereit stand, und sprengte in die Nacht hinaus. Der Baron blieb unruhvoll in dem Hofe zurück. Von der Nachricht, die sein Verwalter zurückbrachte, hing Viel, hing vielleicht Alles für ihn ab. Die Scheuer, die man in Flammen wähnte, enthielt den größten Theil der Schafheerde und einen beträchtlichen Vorrath an Getreide. Der Gutsherr spekulirte zum ersten Male auf die Steigerung der Getreidepreise, er hatte es mit Mühe dahin gebracht, sich des Verkaufes zu enthalten — wenn nun ein Brand seine Hoffnungen zerstörte! Und die Vorräthe waren nicht versichert!

Der unruhige Andreas ging vor das Schloßthor. Die Feuersäule flackerte hoch und hell empor, lichtete einige Augenblicke die Nacht, und sank wieder zusammen. Das waren alle Zeichen eines Brandes, der von Stroh

und Spreu seine Nahrung erhält. Nach und nach verschwand die rothe Wolke am Horizonte und das Läuten der Sturmglocken in den umliegenden Dörfern hörte auf.

Zitternd vor Ungeduld und Angst ging der Baron auf und ab; er malte sich die furchtbare Lage aus, in die er versetzt würde, wenn das Brandunglück sein Eigenthum betroffen. Der Schaden würde so groß sein, daß er ihn nicht verschmerzen konnte.

„Ich will mich selbst überzeugen," murmelte er vor sich hin.

Da ließen sich die Hufschläge eines galopirenden Pferdes vernehmen. Der arme Baron blieb stehen und wartete. Die Hufschläge kamen näher — Brock sprengte vorüber.

„Halt! Halt!" rief der Baron.

Der Verwalter erkannte seinen Herrn; er hielt an, sprang von dem keuchenden Pferde, und kam zurück. Der alte Mann konnte nicht sprechen.

„Brock, verschweige Nichts; ich bin gefaßt, Deine Unglücksbotschaft zu hören. Sprich Dich kurz und deutlich aus."

„Gnädiger Herr! unsere Scheuer ist vollständig niedergebrannt;" stammelte der Alte. „Außer einem Dutzend Schafe konnte man Nichts retten. Unser schöner Speicher ist in diesem Augenblicke ein Schutthaufen. Ach, gnädiger Herr! uns hat ein großes, großes Unglück betroffen. Die ganze vorjährige Ernte ist zu Asche

geworden. Ach! und unsere herrliche Heerde!" klagte der alte Mann.

Der Baron hatte sich an einen Baum gelehnt; er zitterte wie ein Fieberkranker. Dieser plötzliche, furchtbare Schlag, der ihn gerade jetzt betroffen, mußte ihn zu Grunde richten.

„Kennt man die Entstehung des Brandes?" fragte er murmelnd.

„Nein, gnädiger Herr!"

„Ich will Philipp, den Schäfer, sprechen; er muß Rechenschaft ablegen, denn ihn habe ich zum Wächter meines Eigenthums bestellt."

„Das wird unmöglich sein."

„Warum?" fuhr der Gutsherr auf.

„Der arme Philipp ist in seiner kleinen Wohnung neben dem Schafstalle erstickt. Man hat ihn als Leiche hervorgezogen. Die Bauern, die mit ihren Spritzen dort waren, behaupteten, daß der Brand vorsetzlich angelegt sei. Ich habe mich nicht weiter aufgehalten um Ihnen Gewißheit zu bringen."

„Es ist also Nichts, Nichts gerettet?"

„Nichts!" wiederholte Brock traurig, denn er konnte ermessen, wie schwer sein geliebter Herr getroffen war.

Man ging in das Schloß zurück. Der Baron entließ den Verwalter und betrat sein Zimmer. Hier sank er vernichtet in seinen Lehnstuhl. Er hatte noch moralische Kraft genug, um die ganze Ausdehnung seines

Unglücks zu fassen, um sich die nächste Zukunft auszumalen. Durch die geöffneten Fenster hörte er das Geräusch der von der Brandstätte zurückkehrenden Knechte. Alle beklagten ihren guten Herrn, und schilderten sich gegenseitig die erlebten einzelnen Szenen.

„Philipp, der Schäfer, ist unschuldig!" rief eine Stimme. „Ich kenne seine Wachsamkeit."

„Ja, das Feuer ist angelegt!" rief eine zweite Stimme. „Der arme Philipp ist in seinem Bette erstickt. Du lieber Gott, wer hätte das gedacht!"

„Wenn nur die nächste Ernte gut ausfällt."

„Dazu ist keine Hoffnung vorhanden; das Korn steht schlecht."

Die Stimmen verklangen.

„Sie erinnern mich daran," dachte der Baron, „daß meine Mittel zu gering sind, um den Kampf mit den Verhältnissen fortzusetzen. Wer kümmert sich darum, ob ich durch eigene Schuld, oder durch Unglücksfälle ruinirt werde? Man beklagt mich nicht, man lacht vielleicht über mich. Die Welt ist neidisch, ist schlecht. Jeder Mensch hat seine Feinde, und die meinigen werden triumphiren, wenn ich falle. Was kümmert mich die Meinung der Leute?" fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräche fort. „Die Last ist zu schwer, die jetzt auf meinen Schultern liegt; ich will sie abschütteln, damit ich endlich ruhig werde. Aber was wird aus meiner Tochter?"

Der Baron zuckte heftig zusammen.

„Das arme Kind," fügte er bestürzt hinzu, „wird die Adoptivtochter eines blutarmen Edelmannes sein, denn die Gläubiger nehmen Elsborn in Beschlag. Die Gläubiger — Kapitalisten, Edelleute, Handwerker, Christen und Juden! O mein Gott, ein gemeiner Schacherjude kann mich in das Schuldgefängniß werfen lassen! Das ist eine Schande für einen Baron! Wo ist Andreas von Sydow! wird man fragen. Der Jude Pik hält ihn im Schuldgefängnisse! Der Jude! Der Jude!"

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Lange blieb er so regungslos sitzen. Was dachte der arme Baron? Was machte ihn plötzlich zittern? Warum krallt er die Finger wie krampfhaft in seine Knie? Warum springt er, wie von einem rettenden Gedanken beseelt, empor? Warum tritt er an das offene Fenster und athmet in langen Zügen die frische Nachtluft ein? Warum lächelt er wie ein Wahnsinniger den Mond an, der voll und klar am tiefblauen Firmament schwebt?

Der Baron war todtenbleich geworden; aber seine Züge verriethen eine eisige Ruhe.

„Wer ist gefährlicher," murmelte er vor sich „jener Wilddieb den der Oberst erschossen, oder diese Jude, der mit Hilfe seines Geldes meine Ehre vernichtet?"

Entschlossen nahm er die Windbüchse von der Wand in seinen Kabinette. Die Schloßuhr schlug Mitternacht.

In dem Hofe war Alles still, in keinem Fenster zeigte sich ein Licht mehr.

Andreas von Sydow verließ das Zimmer, schlich durch den Korridor, schob leise den Riegel an einer Thüre zurück, öffnete diese Thüre, trat in den Garten und eilte rasch durch die Wege, als ob er fürchtete, das Ziel seines Ganges zu spät zu erreichen.

Die Geißblattlaube schimmerte ihm entgegen. Bald stand er an demselben Orte, den er vor einigen Stunden verlassen hatte. Er lauschte. Der Jude lag schnarchend auf seinem Mantel. Ohne sich zu besinnen, bereitete der Baron seine Windbüchse vor, legte an und zielte. Der Arm zitterte.

„Mein Gott!" seufzte der Schütze indem er die Büchse senkte. „Es wird finster vor meinen Blicken und die Faust wankt. So elend dieser Jude, ein so verhängnißvolles Ziel ist er, denn er bleibt immer ein Mensch."

Der Baron stand lange mit verschränkten Armen neben der Laube. Seine Blicke hafteten auf dem Kopfe des Juden, der einen angenehmen Traum haben mochte, denn er lächelte wie ein Satyr. Plötzlich regte er sich, fuhr mit der Hand nach der Brusttasche und richtete sich auf.

„Der Morgen graut," murmelte er halblaut. „Ich will weiter wandern, ehe die Bewohner des Schlosses erwachen. Der Herr Baron von Sydow hat mir sehr

billig ein Nachtlager gegeben. Ob er in seinen weichen Betten eben so ruhig geschlafen hat, als ich hier auf dem harten Boden geschlafen habe? Die Schulden sollen ihn fast erdrücken — bedaure sehr, lieber Herr Baron; aber ich muß mein Geld haben, und sollte ich so undankbar sein müssen, Sie für einige Zeit in das Schuldgefängniß setzen zu lassen. Soll ich mich geplagt haben, um den vornehmen Herren ein angenehmes Leben zu machen? Nein, ich gebe keine Nachsicht, ich will der Erste sein, der sein Geld eintreibt."

Pik war ein Jude, man kann sich nicht wundern, daß ihm die Geldangelegenheit stets im Sinne lag. Diese Aeußerung seiner Absicht reizte den Baron, der seine Windbüchse anlegte und zielte. Pik warf seinen alten Mantel über die Schulter, nahm das Bündel unter den Arm, und trat aus der Laube.

In diesem Augenblicke drückte der Schütze ab. Ein leiser Knall, der nicht über den Garten hinaus gehört werden konnte, ließ sich vernehmen — Pik taumelte, und sank dicht neben der Grube nieder, von der wir bereits gesprochen haben. Die Kugel war ihm durch die Schläfe gedrungen. Nach einem kurzen Röcheln gab er seinen Geist auf. In dem Mörder lebte jetzt kein anderer Gedanke, als der, sich aus der drückenden Lage zu ziehen; er hatte ja ein großes, furchtbares Opfer gebracht. Mit einer Art verzweifelten Muthes nahm der Baron dem todten Juden das Taschenbuch ab. Dann

warf er den Körper in die Grube und bedeckte ihn mit Erde, um sich von dem Anblick desselben zu befreien. Das ganze Werk war in kaum fünf Minuten geschehen, da sich die am Rande der Grube liegende lockere Erde leicht bewegen ließ. Der Baron brauchte Hände und Füße zu diesem Zwecke.

Die ersten weißen Streifen, die den Morgen verkünden, zeigten sich am östlichen Horizonte, als Andreas von Sydow den Garten verließ, leise über den Korridor schlich, und sein Zimmer betrat, dessen Thüre er hinter sich schloß. Ermattet sank er in seinen Lehnstuhl; er war wie in Schweiß gebadet. Seine Blicke starrten das schmutzige Buch des Juden an, das auf seinen Knien lag. Nach einer langen Pause wickelte er das Band davon ab: er fand die Banknoten, nicht aber seinen Wechsel.

Ein Klopfen an der Thüre schreckte ihn aus dem dumpfen Nachsinnen empor.

„Wer ist da?“ fragte er zitternd.

„Brock, gnädiger Herr! Ihr Verwalter,“ war die Antwort.

Der Gutsherr verbarg das Taschenbuch in seinem Sekretär. Dann öffnete er die Thüre.

„Ich dachte es mir!“ sagte Brock mitleidig, als er seinen Herrn angekleidet sah.

„Was dachtest Du?“ fragte der Baron, zusammenfahrend.

„Daß Sie die Nacht außer dem Bette verbringen würden. O, mein lieber Herr! wie bleich und angegriffen sehen Sie aus! Sie werden eine Krankheit davontragen."

„Ich fühle mich wirklich nicht wohl, mein alter Freund! Du weißt ja am Besten, daß ich einen schmerzlichen Verlust erlitten habe. Aber fürchte Nichts — ich werde mich in jeder Beziehung erholen."

„Gehen Sie zu Bett, lieber Herr!" bat der Verwalter.

Des Barons hatte sich wirklich ein Fieber bemächtigt; er zitterte am ganzen Körper.

„Sende mir meine Tochter, Brock! dann gehe nach dem Orte des Brandunglücks und triff dort die nöthigen Anordnungen."

„Unser Gerichts-Aktuar soll mich begleiten — man sprach gestern Abend von Brandstiftung."

„Ich erwarte den Bericht des Aktuars. Geh', Brock! geh' — sende mir Lisetten!"

Brock ging. Nach einer Viertelstunde trat Lisette ein; sie hatte von Brock bereits die Vorgänge der Nacht erfahren. Weinend küßte sie die fieberheißen Hände ihres Pflegevaters und suchte ihn zu trösten. Der Baron schien unempfindlich zu sein; er hörte kaum auf die Liebkosungen des Kindes, von dessen Anblicke er Ermuthigung gehofft hatte. Der unglückliche Jude stand stets vor seinen Blicken, er sah ihn taumeln, sah ihn

sinken und in der Grube liegen. Seine beschmutzten Hände erschreckten ihn.

„Ich will eine Stunde ruhen — sorge, daß ich nicht gestört werde!" flüsterte er. „O, das war eine fürchterliche Nacht!"

„Soll ich den Arzt rufen lassen?" fragte Lisette.

„Nein, nein, ich werde mich ohne ärztliche Hilfe erholen!" rief erschreckt der Kranke.

„Aber es wäre doch gut . . ."

„Mache mich nicht böse, Kind!" fuhr der Gutsherr auf. „Ich will weder den Arzt, noch sonst einen Menschen sehen. Außer Brock wirst Du Niemanden den Zutritt zu mir gestatten. Das wollte ich Dir sagen — und nun entferne Dich!"

Die arme Lisette verließ traurig das Zimmer.

Der Baron ging in sein Kabinet, trat vor die Toilette und wusch sich die Hände. Dann warf er sich auf das Bett, nachdem er den Schlüssel zu der Gartenthüre unter dem Kopfkissen verborgen hatte. Er war so erschöpft, daß er bald in einen unruhigen Schlummer versank. In dem Schlosse herrschte tiefe Stille; man bedauerte den armen Herrn, der von dem jähen Schrecken, den ihm das Brandunglück verursacht, sehr krank geworden war.

So verfloßen die Stunden des Vormittags.

Lisette kam mehr als einmal, um durch die halb geöffnete Thüre nach ihrem Wohlthäter zu lauschen,

denn Brock hatte ihr gesagt, als er das Schloß verlassen, ja ein aufmerksames Auge auf ihn zu haben.

Um Mittag kam Brock mit dem Aktuar zurück. Beide Männer verlangten den Gutsherrn zu sprechen. Lisette meldete es ihm. Er befahl, die Beiden in das Zimmer zu führen. Zehn Minuten später erschien er selbst. Der Schlaf schien ihn gestärkt zu haben.

„Was bringen Sie?“ fragte er, nachdem er seinen Platz eingenommen.

„Herr Baron!“ begann der Aktuar, ein Mann im vorgerückten Alter, „nach den Recherchen, die ich angestellt, steht es fest, daß eine absichtliche Brandstiftung stattgefunden.“

„O über die ruchlose That!“ murmelte Brock.

„Eine absichtliche Brandstiftung, sagen Sie?“

„Ja, Herr Baron! Auch glaube ich mich in der Person des Thäters nicht zu irren.“

„Wer ist er?“

„Der Handelsjude Pik, der oft unsere Gegend durchstreift.“

„Pik?“ murmelte schaudernd der Baron.

„Man weiß, daß er gestern mit Philipp Händel gehabt hat. Der Jude hatte von dem Schäfer Geld zu fordern, und gerieth mit ihm in Streit. Nach Aussage eines Zeugen hat Philipp seinen Gläubiger vor die Thüre gesetzt, und dieser soll drohend gerufen haben: „Du verdienst, daß Du in Deinem Bette verbrennst!“

Gegen Abend hat man den Handelsjuden den Weg nach der Scheune gehen sehen. Dann ist der Brand ausgebrochen. Bei dem Wegräumen des Schuttes diesen Morgen hat man einen zweiten Leichnam gefunden; war dieser Leichnam auch bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, so sind doch Gründe vorhanden, daß er dem Juden angehört, der ohne Zweifel, nachdem er das Feuer angelegt nicht so schnell den Rückweg hat finden können, als die Flammen um sich gegriffen. Er ist erstickt und so ein Opfer seiner Frevelthat geworden."

„Der Jude Pik wäre verbrannt?" stammelte der Baron.

„Hier ist der Ring, den man an seinem Finger gefunden! er trägt den ausgeschriebenen Namen „Pik."

Der Aktuar überreichte dem Gutsherrn einen starken goldenen Ring, auf dem deutlich der Name „W. Pik" zu lesen war.

Nach den vorliegenden Indicien mußte allerdings der Jude der Brandstifter gewesen sein, und daß der Baron keinen Widerspruch dagegen erhob, läßt sich wohl denken. Denselben Tag noch berichtete der Aktuar an die Behörde nach Köln, wo der Jude seinen Wohnsitz hatte. Aber Pik war nicht zurückgekehrt, und kehrte auch nicht zurück: es stand demnach fest, daß er seinen Tod in den Flammen gefunden hatte.

Der Baron war ruhiger geworden; aber seine Gesundheit schien zu leiden. Früher hatte er oft kleine

Zerstreuungsreisen gemacht — seit dem Brandunglücke verließ er Elsborn nicht mehr. Dem Garten widmete er seine größte Sorgfalt. Um sich Bewegung zu machen, grub und pflanzte er selbst. Niemand fand es auffällig, daß er mit eigener Hand die Geißblattlaube ausrottete und die daneben befindliche Grube zuwarf. Der verwilderte Theil des großen Gartens ward kultivirt, und da, wo früher die Laube gestanden, erhob sich eine aus Borke gebaute und mit Kiessand bestreute Eremitage. Kein Spatenstich durfte in dem Parke ausgeführt werden, ohne daß der Gutsherr seine Zustimmnng dazu gegeben. Dem alten Brock und Lisetten gereichte diese Gartenliebhaberei zur größten Freude.

Um diese Zeit kam der Bruder des Barons, Emil von Sydow, an; er hatte in holländischen Diensten als Major gestanden, ein lockeres Leben geführt, war zweimal verheirathet gewesen und zweimal geschieden worden, und wollte nun den Rest seiner Tage bei dem Bruder verleben, da ihm die kleine Pension nicht gestattete, eine größere Stadt zum Aufenthaltsorte zu wählen.

Emil erfuhr bald den wahren Vermögenszustand des Bruders.

„Ach, bah," rief er aus, „wer wird den Kopf hängen lassen, wenn Schulden vorhanden sind! Ein echter Edelmann muß Schulden haben, es ist dies der

Beweis, daß man ihm Kredit gibt. Du bist ein Narr, Andreas! sei guten Muths, wir werden schon durchkommen. Ich unternehme es, mit Deinen Gläubigern zu unterhandeln und sie abzuschlagen, wenn sie angreifen. Du bist nicht der Mann dazu, das sehe ich. Es ist ein Glück, daß ich jetzt zu Dir gekommen bin."

Es schien wirklich, als ob die Gesellschaft des stets aufgeräumten Emil einen vortheilhaften Einfluß auf den melancholischen Baron ausübte. Andreas ward wieder heiterer, wenn ihn auch von Zeit zu Zeit die Gicht arg plagte. Die muntere und reizende Lisette, die alle Welt für die Pflegetochter des Gutsherrn hielt, ward bald der Liebling des Barons Emil. Von dem eigentlichen Verhältnisse des jungen Mädchens zu seinem Bruder hatte er keine Ahnung.

Der Baron Emil war zweiundsechzig Jahre alt, geistreich, hatte viel gesehen und erlebt, erzählte gut, und war ein Mann von Ehre und ein Galanthomme. Trotzdem aber hegte er in Beziehung auf die Frauen die abscheulichsten Grundsätze.

„Frauenehre, Frauengefühle?" rief er lachend. „Albernheit, Maske, Thorheit! Ein Mann, der an solche Dinge glaubt, ist ein Tropf."

In Gegenwart der Frauen war er der galanteste Mann von der Welt, er glaubte an sie und ehrte sie; aber befand er sich unter Männern und kam das Gespräch auf die Frauen, so sprach er die Ansicht aus:

ein Weib zu betrügen sei kein Verbrechen, denn das Weib bestehe nur aus Heuchelei und Betrug.

„Kennst Du die Frauen so genau?“ hatte Andreas einmal gefragt.

„Wie mich selbst, Bruder!“

„Läßt Du keine Ausnahme gelten?“

„Keine!“

„Demnach hast Du traurige Erfahrungen gemacht.“

„Ich nehme die Frauen wie sie sind, schließe mich ihnen an, und gebe sie auf, je nach Umständen. Unter ihrer Herrschaft habe ich nie gestanden, nicht einmal in den Jahren jugendlicher Schwärmerei. Ich bin zweimal verheirathet gewesen, und beide Frauen leben noch — kann ich einen vortheilhaften Kontrakt schließen, so verheirathe ich mich zum dritten Male, natürlich als Herr und Meister. Thorheit, daß man die Ehe für mehr hält, als ein gewöhnliches kontraktliches Verhältniß.“

„Hast Du keine Kinder, Emil?“ fragte Andreas.

Emil machte einen gewaltigen Zug aus seiner Zigarre, blies langsam die Wolke durch das Zimmer und antwortete:

„Ich weiß es nicht!“

Andreas gab diesem Philosophen nicht Unrecht, denn die Erinnerung an Sabine sprach für diese Aufstellungen, er adaptirte nach und nach die Grundsätze des Bruders, und wäre glücklich gewesen, wenn er nicht einen Mord auf seiner Seele gehabt hätte.

So standen die Sachen auf Elsborn, als plötzlich Angriffe von allen Seiten erfolgten. Selbst der Oberst, der jahrelang Nichts hatte von sich hören lassen, zeigte an, daß er seines Kapitals bedürfe und daß er den Wechsel verkaufen müsse, wenn er bis zu einer bestimmten Frist nicht eingelöst würde. Emil unternahm eine Reise zu dem Obersten, kehrte aber, wie wir wissen, unverrichteter Sache zurück, denn der Wechsel befand sich bereits in den Händen des Banquiers Kaiser. Als Inhaberin des Wechsels, den der Baron dem Juden Pik ausgestellt, hatte sich Mutter Markus gemeldet, die ihn mit Lea bekommen zu haben behauptete. Sämmtliche Papiere hatte nun der Justizrath, um mit Hilfe derselben den Baron zum Verkaufe des Gutes zu zwingen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von A. Dorfmeister.

In Franz Leo's Verlags-Expedition in Wien,
Laimgrube Nr. 142,
ist erschienen und daselbst zu haben, wie auch durch alle Buchhandlungen zum selben Preise zu beziehen,

als angenehme und billige

Unterhaltungs-Lectüre

für alle Stände

angelegentlichst zu empfehlen:

Blumen und Knospen. Gesammelt zur Würze trüber Stunden. In gefälligem Umschlag 40 Nkr.

Bowitsch Ludw., Lebensbilder und Novellen. Elegant broschirt 40 Nkr.

" " **Romantische Dichtungen.** In gefälligem Umschlag 50 Nkr.

" " **Oesterreichisches Balladenbuch.** 2 Bände. (80 Bogen stark.) In farbigem Umschlag 2 fl.

Donaublumen. Eine Sammlung interessanter Novellen, Erzählungen und Gedichte. Herausgegeben von Carl Lößl. In gefälligem Umschlag broschirt 60 Nkr.

Horn, Uffo, Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in einem Akt. Elegant broschirt 30 Nkr.

Juwelenkästchen der Erheiterung. Eine Gallerie auserlesener Novellen, Erzählungen, Biographien und merkwürdiger Ereignisse aus allen Theilen der Erde. Broschirt 40 Nkr.

Kartsch Joh., Feldblearneln. Gedichte in österreichischer Mundart. Zwei Busch'n (Theile). Elegant broschirt 80 Nkr.

Schön F., Beatrice Cenci. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit schönem Stahlstich. Broschirt 40 Nkr.

Winter-Lectüre. Eine Sammlung Original-Erzählungen, Novellen und Mährchen 2 Bände. Gebunden 1 fl. 40 Nkr.

☞ P. T. Abnehmer der ganzen vorstehenden Sammlung **von zehn vollständigen Werken,** in 13 Bänden, erhalten dieselbe statt 7 fl. 20 kr. für

!!! nur fünf Gulden Ö. W. !!!

wofür sie auch gegen Einsendung des Betrages oder Post-Nachnahme von obiger Verlags-Expedition überallhin versendet wird.

Druck von L. C. Zamarski und C. Dittmarsch.